

BIBLIOTHEK DES VEREINES
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXXV. Jahrgang 1930.

Mit 6 Tafeln und 3 Textabbildungen, Titel und Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis des 35. Jahrgangs.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

	Seite
Lily Weiser-Aall: Die Ladenschlange (mit 2 Abbildungen) . . .	1
Emmerich Prettenhofer: Apulische Feldhütten und die Trulli von Alberobello	6
Gisela Mayer-Pitsch: Volkskundliches aus dem Mürztal . . .	11
Gisela Mayer-Pitsch: Arbeitslied beim Piloteneinschlagen . .	16
Prof. Dr. Adolf Hauffen †	17
Heinrich Jungwirth: Beiträge zum Aberglauben im oberen Mühlviertel	33
Rudolf Kriss: Volksreligiöse Opferbräuche in Jugoslawien (mit 4 Bildertafeln)	49
Arthur Haberlandt: Führer durch die Sammlungen des Museums für Volkskunde in Wien	81
J. Manninen: Kugelklapper und Hillebille (mit 2 Bildertafeln und 3 Abbildungen)	141
Gisela Mayer-Pitsch: Weihnachtsbräuche in Knittelfeld und Umgebung	148
Gisela Mayer-Pitsch: Wetterglaube	151
Peter Jandrisevits: Ostereier im Burgenlande	152
Eugen Frischauf: Oesterreichische Heimatmuseen	155
Karl Horak: Das Volkslied in der tschechoslowakischen Republik	157
Buchbesprechungen (1—50) 10—25, 69—80, 132—136, 159—166	
Hofrat Professor Michael Haberlandt's 70. Geburtstag	137
Tätigkeitsbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1929	26

Die Ladenschlange.

Von Dr. Lily-Weiser-Aall, Oslo.

Mit zwei Abbildungen.

Das Museum für Volkskunde in Wien besitzt eine hölzerne Schlange aus dem Grödenertal, die über einer Wiege an der Wand befestigt gewesen sein soll. Professor A. Haberlandt machte mich auf diesen Gegenstand aufmerksam und erzählte mir von ähnlichen Schlangen, die früher in Greislereien über dem Ladentisch aufgehängt waren. Dadurch angeregt, suchte ich über die Verbreitung und Geschichte dieser Schlangen Klarheit zu gewinnen.

In der mir bekannten deutschen volkskundlichen Literatur wußte ich sie nirgends erwähnt. Auf einer Wanderung durch Tirol sah ich in Sterzing in mehreren Geschäften besonders schön gearbeitete hölzerne, einfarbig braune Gestänge über dem Ladentisch; zwei Schlangen, deren Köpfe oder Schwänze in der Mitte kunstvoll verschlungen waren. Meist waren die gähnenden Köpfe mit ausgestreckter Zunge, deutlichen Zähnen und Augen an den beiden Enden der Stangen. In Graz fand ich in einer großen Drogerie ein ähnliches Gebilde, das aber an Stelle der Schlangenköpfe in zwei Fischweibchen endigte. Dozent Geramb erinnerte sich, hölzerne Schlangen in Graz und auf dem Lande in verschiedenen Läden gesehen zu haben. Auf meine schriftlichen Umfragen habe ich folgende Antworten erhalten. Leider habe ich keinen Namen für den Gegenstand erfragen können und nenne ihn, bis ich einen besseren höre, Ladenschlange.

Dr. Frischauf, Eggenburg, Niederösterreich, teilte mir mit, solche Ladenschlangen in Museen und Kaufläden recht oft gesehen zu haben. In Eggenburg hängt eine Schlange mit einer großen Krone auf dem Köpfe heute noch in einem Geschäft. Dr. Frischauf vermutet, daß die Ladenschlange die Berechtigung zum Verkaufe von Kolonialwaren anzeigen solle, wie bei Apotheken die Alligatoren den Verkauf überseeischer Heilmittel. „Alle älteren Kaufleute, mit denen ich sprach, fassen diese Schlangen als Zeichen der Ge-

werbeberechtigung auf." Inzwischen ist eine bemalte Schlange aus Goldegg, Salzburg (Abb. 1) vom Museum für Volkskunde in Wien erworben worden.

Professor Brunner beschreibt mir eine Ladenschlange der staatlichen Sammlung für Volkskunde in Berlin folgendermaßen: „Eine etwa 3 m lange Stange mit Lanzenspitze, um welche sich zwei Schlangen winden, aus Schlesien und als Ladenschlange bezeichnet. Es ist ein sehr schönes Stück mit Bemalung und geschnitzten Blumen an verschiedenen Stellen der Stange.“



Abb. 1. Kopf einer Ladenschlange. Goldegg, Salzburg.
(Museum für Volkskunde, Wien.)

Hofrat J. Leisching, erinnert sich an eine L. im Loferer Tal (Pinzgau) und teilt mir von Oberlehrer Fiala mit, daß es solche auch im Pongau gibt. „Sie sind meist grün und rot bemalt, meist auch doppelköpfig. Goldgestickte seidene Brusttücher, Kopftücher und ähnliches hängen an ihr.“¹⁾

Ganz ähnlich werden die L. in Schweden geschildert.²⁾ Im Museum in Stenbrohult hängt ein Drache mit Flügeln, rotem Rachen und schwarzgrünem Körper, auf den blaue und weiße

¹⁾ Salzburger Museumsblätter 6. Nr. 2, s. 3.

²⁾ Gotth. Virdestam. Boddrakar. Folkminnen och Folktankar 1925, bd. 12, H. 2, S. 23-26.

Schuppen gemalt sind. Hyltén-Cavallius berichtet aus seiner Schulzeit (um 1820), daß in jedem Geschäft in Växjö „eine ungeheure, holzgeschnitzte, reichbemalte Schlange oder Drache“ hing. 1865 wird diese Angabe bestätigt mit der Bemerkung: solche L. habe ich in meiner Kindheit auch in den skanischen Krämereien gesehen. Auch in Mariestad gab es eine L., deren Körper weiß, der Rachen rot und die Augen blau gemalt waren. Alle diese Holzstangen trugen Haken, an die Wagen und Schnüre gehängt wurden. Ueber den Körper selbst pflegte man Tücher und andere Waren zu hängen. Von den hier erwähnten schwedischen L. haben alle, außer dem Drachen aus Stenbrohult, die Gestalt einer langen Schlange ohne Flügel.

Ueber vergleichbare Gegenstände mit Schlangenmotiv bekam ich bei meinen Umfragen über die L. folgende Auskünfte: Professor Heerwegen teilt mit, daß er weder im germanischen Museum in Nürnberg noch sonst in der Stadt oder Umgebung Nürnbergs L. gesehen habe. Dagegen sind Holzschlangen zum Aufhängen der Hüte in älteren Bierwirtschaften der Stadt und in den ländlichen Gasthäusern der näheren und weiteren Umgebung sehr häufig, ebenso in der Oberpfalz, Mittelfranken, der fränkischen Schweiz, Thüringen, selten in Unterfranken, schließlich in München. Das Altonaer Museum besitzt, wie mir Professor Lehmann mitteilt, keine Ladenschlange. Eine doppelköpfige Schlange als Pfeifenhalter auf einem Tabakskasten der Biedermeierzeit desselben Museums zeigt die Beliebtheit des Schlangenmotivs als Halter und Träger.

Die meisten mir bekanten L. sind längliche Bretter aus einer oder zwei Schlangen bestehend, an die allerhand Gegenstände gehängt werden. Außerdem wird einmal ein Drache erwähnt, der an die exotischen Tiere in älteren Apotheken erinnert. Die L. ist über ein weites Gebiet verbreitet: Tirol, Salzburg, Steiermark, Niederösterreich, Schlesien, Süd- und Mittelschweden. Mehr konnte ich bis jetzt über Aussehen und Verbreitung des Gegenstandes nicht erfahren.

Ich möchte durch diese Zusammenstellung auf den Gegenstand aufmerksam machen und zur weiteren Sammlung hierhergehörigen Materials anregen.

Im folgenden will ich andeuten, welche Erwägungen für die Erforschung der Geschichte der L. m. E. grundlegend sein müssen.

Auffallend sind zwei Berichte über Bestimmung und Zweck der Ladenschlange. Oberlehrer Fiala sagt über die L. im Pongau:

„Die Schlange, vornehmlich ihr Blick — das Auge ist meist auffällig ausgezeichnet — soll die Kunden bannen, die Lust zum Kaufen erwecken. Für den Händler selbst ist sie ein Symbol des Glückes.“ Der erwähnte Drache in Schweden wurde 1865 von einem Kaufmann hergestellt und über den Ladentisch gehängt. Er hatte die Aufgabe, Leute zum Geschäft zu ziehen (*dra folk*), über die Kasse zu wachen und dem Inhaber guten Gewinn zu bringen. Diese beiden Angaben sind sicher unabhängig voneinander, und deshalb ist ihre Uebereinstimmung wichtig. Man hat den Eindruck, daß es sich um alte Ueberlieferung handle. Virdenstam meint auch in Uebereinstimmung mit Hyltèn-Cavallius, der die L. „ein heiliges Symbol aus der grauesten heidnischen Vorzeit“ nennt, alle diese Gegenstände hätten ursprünglich einem magischen Zweck gedient.

Ob es sich wirklich so verhält, muß erst untersucht werden. Die L. findet sich in Schweden vor allem in Läden, in denen Gewürze und Kräuter verkauft wurden, die ähnlichen Huthalter in Deutschland sind in Wirtshäusern üblich, also an Stellen, die dem Verkehr besonders offen sind und in regster Verbindung mit den Städten stehen. Wie schon angedeutet, hatten besonders Apotheker ausgestopfte fremdländische Tiere in ihren Läden aufgehängt. In der Medizin früherer Zeiten spielten neben seltenen Tieren sogar Fabeltiere eine gewisse Rolle. Man schrieb dem Drachenfleisch und Fett große Heilwirkung zu,³⁾ so dienten Fabeltiere auch als Wahrzeichen für Apotheken. Weit verbreitet und auch heute noch gebräuchlich ist das Einhorn.⁴⁾ Auch Basilisken hat man verwendet. Von einem ist eine Abbildung vorhanden, dieses Exemplar war aus einem Rochen und Wachtelfüßen hergestellt.⁵⁾ Besonders beliebt waren Schlangen in der älteren Heilkunde, es wurde Schlangen-ölsalz-fleischküchlein verkauft.⁶⁾ Auf einem Stich von 1622 sieht man in einem pharmazeutischen Laboratorium neben den verschiedensten ausgestopften Tieren auch zwei lange, wellenförmig geschwungene Schlangen wagerecht an zwei Haken, wie Ladenschlangen an der Decke hängen.⁷⁾

³⁾ Hermann Peters, *Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort* (Neue Folge) 156.

⁴⁾ ebd. 160.

⁵⁾ ebd. 154, Abb. 61.

⁶⁾ 32 ff.

⁷⁾ Vgl. auch Peters, *Arzt und Heilkunst in deutscher Vergangenheit. Monographien zur deutschen Kultur und Geschichte.* 3.

Auf Abbildungen von Apotheken aus älterer Zeit, oder in Museen aufgestellten Apotheken habe ich sonst keine L. gesehen, immer nur ganze, meist ausgestopfte Tiere. Trotzdem ist die Frage, ob die Ladenschlange aus der Stadtapotheke stammen könnte, ernstlich zu erörtern.

Man muß zwischen der L. und dem ganzen Tier scheiden. Die L. ist ein Nutzgegenstand, ein Halter oder Träger, das ganze Tier ein Symbol oder Reklamemittel. So wird es auch z. T. aufgefaßt. Unter dem Bilde einer Nürnberger Apotheke um 1600⁸⁾ steht, das ausgestopfte Krokodil solle dem Laden ein geheimnisvolles Gepräge geben. Die Annahme liegt nahe, daß das Aufhängen exotischer Tiere, wohl auch der Fabeltiere, aus dem Süden stammt und mit den ausländischen Heilmitteln eingeführt wurde.

Die einfache Stange (ohne Tierköpfe), die an zwei Haken von der Decke hängt, ist auch aus Darstellungen römischer Kaufläden bekannt.⁹⁾ Die Sache ist so einfach, daß sie überall erfunden sein kann. In einer Zeit, in der man fast alle Hausgeräte mit Tierköpfen zu schmücken begann, könnte auch sie Tier- vor allem Schlangenköpfe erhalten haben. Die L. aus Schlesien im Berliner Museum, eine Stange, um die sich zwei Schlangen winden, erinnert sehr an den Stab des Äskulap oder an das Kerykeion des Hermes. Beide Symbole würden gut für Läden, der Äskulapstab besonders für solche, in denen Heilmittel verkauft werden, passen. Abergläubische, halb scherzhafte Vorstellungen von geldbewachenden oder geldbringenden Drachen, vom bannenden Blick, könnten sich dann leicht aus zweiter Hand an die Tiere und an die mit Tierköpfen versehenen Stangen angeschlossen haben.

Bedeutungsvoll ist aber die Tatsache, daß deutlich gekennzeichnete Augen, ein gähnender Rachen mit Zähnen und ausgestreckter Zunge stehende Züge an der L. zu sein scheinen. Das sind wohlbekannte, alte volksmäßige übelabwehrende Motive und deuten, was bei einem so einfachen Gegenstand, wie die L. sehr wahrscheinlich ist, auf eine volkstümliche Herkunft. Der Form nach sehr gut vergleichbar (Abb. 2) sind die Kronstänger in Dalarne in Schweden, kurze Querstangen, die in Tierköpfe endigen und die auf den beiden Längsbalken des Hauses ruhen. Verschiedene Gegenstände werden an ihnen aufgehängt. Auf den ältesten Stücken

⁸⁾ Peters, Arzt etc. Abb. 82.

⁹⁾ O. Jähn, Römische Handwerkszeichen. Bericht der sächsischen Gesellschaft d. Wiss. 1861, Tafel XI, 2, S. 371; Tafel IX, 9; XIII, 1.

sind noch romanische Motive erkennbar, ihre Vorlagen sind also sehr alt.¹⁰⁾

Wahrscheinlich hat beides, das städtische Gewerbezeichen und das bäuerliche Gerät zusammen die L. ergeben. Es ist die reiz-

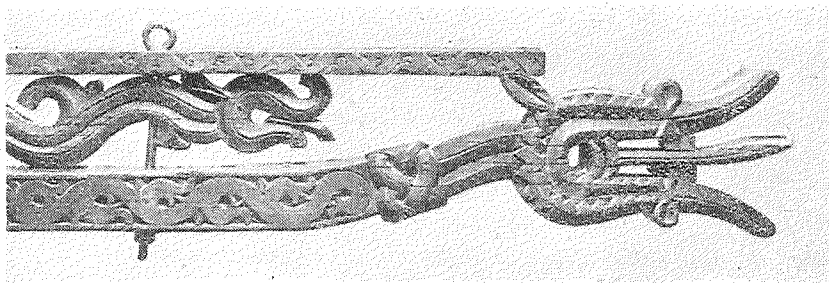


Abb. 2. Koptende einer Kronstange. Sollnö, Dalarne, Schweden.
(Nach S. Erixon.)

volle Aufgabe einer weiteren Untersuchung diese Fragen zu klären, die sich mit Hilfe des mir bekannten und hier vorgelegten Stoffes vorläufig nicht entscheiden lassen.

Apulische Feldhütten und die Trulli von Alberobello.

Von Dr. Emerich Prettenhofer.

In meinen „Beiträgen zur Sardischen Volkskunde“ (Heft 4/5 u. 6 des Jahrg. 1926 d. Zeitschr.) habe ich bei „Hausbau“ angeführt, daß die Mehrzahl der Feldhütten Apuliens und alle Dorfhäuser in Alberobello bei Bari kegelförmige Reisigdächer trügen. Dies beruhte auf einer Mitteilung Professor Taramollis, die ich hinsichtlich des Dachmaterials mißverstanden hatte. Die Besonderheit der Trulli oder Caselle genannten Feldhütten Apuliens, die sie von allen anderen Italiens unterscheidet, sind nämlich die hohen, kegelförmigen Dächer, die massiv aus grauem Kalkstein (Chiancarelle) ohne Bindemittel aufgeschichtet werden. Sie haben in dem Gebiete von Trani im Norden bis zur Linie Francavilla-Castellanetta im Süden einen durchaus einheitlichen Typus und sind so zahlreich, daß sie dem Landschaftsbilde sein Gepräge geben.

¹⁰⁾ Sigurd Erixon, Fataburen 1917 und Upmark-Festschrift 1925, S. 45 ff. mit Taf. 21—23.

Kronstangen kamen in ganz Schweden vor, aber nur in Dalarne in der Weise geschnitzt. Führer durch Skansens Kulturgeschichtliche Abteilung 1925, S. 50.

Das Bedürfnis nach Feld- und Hirtenhütten zur Nächtigung, Schutz vor Unwetter, Aufbewahrung der Geräte ist in Apulien noch größer als in allen anderen Teilen Italiens, denn hier ist die Konzentration der Bevölkerung in Städten am stärksten, sind Einzel- und Weilersiedlungen am seltensten von ganz Italien. Es folgen in der Bevölkerungs-Zusammendrängung in absteigender Linie: Sardinien, Basilicata, Sizilien, Campanien, Latium, Calabrien, die sämtlich den Durchschnitt für ganz Italien übersteigen. Trotz des rein landwirtschaftlichen Charakters Apuliens wohnen 67.7% seiner 2.3 Millionen Einwohner in Städten von mehr als 10.000 Einwohnern, nur 7% in Einzelsiedlungen — in den Emilia dagegen 35%, fast ebenso viele in den Märkten und in Umbrien.

Bis vor einem halben Jahrhundert dienten diese Hütten hauptsächlich den Hirten, denn bis dahin war Apulien ein Weideland, durchzogen von Tratturi, den grasigen Wanderstraßen, auf denen die Herden der Abruzzesen hierher zur Winterweide getrieben wurden, um in Frühjahr auf denselben Wegen in ihre Berge zurückzukehren. Jetzt aber sind 52.8% Apuliens Ackerland (gegenüber einem Durchschnitt von 45.4% in ganz Italien), da ist das Bedürfnis nach Feldhütten zur Saat- und Erntezeit noch dringender wegen der größeren Anzahl der fern von der Wohnstätte arbeitenden Personen.

Apulien wird von einem flachgewölbten bis 686 m ansteigenden Rücken von Kreidekalk durchzogen, dessen hellgraue, stark geschichtete Platten, die aus der seichten Ackerkrume häufig zu Tage treten, liefern das Baumaterial. Das Land ist waldarm, das Kalkbrennen daher verhältnismäßig kostspielig. Man zieht vor, die überall reichlich zur Hand befindlichen, leicht in Handstücke zu teilenden Steinplatten ohne Bindemittel übereinander zu schichten (murare a secco), braucht dabei mit dem Materiale nicht zu sparen, im Gegenteil, je mehr Steine man aus dem Felde wegbringt, desto besser. Die Feldhütten sind daher hier geräumiger als in allen anderen Teilen Italiens. Ihre Form ist auf dem ganzen Gebiete des Kalkrückens, Le Murge, kreisrund. Am Ostrande bei Trani fand ich solche mit quadratischer Basis, die dann stufenförmig zum Kegel übergingen. In der Höhe ober der Türe — Fenster fehlen meist — verengt sich die konzentrische Lage der Steinschichten durch Vorkragen allmählich zum falschen Gewölbe. Das Dach ist kegelförmig, durch die übereinander liegenden, 2—4 fingerdicken Stein-

platten gebildet, endet in eine breite Steinplatte, seltener in ein steinernes Kreuz oder in einen Steinkopf.

Außer dem Gebiete der Murge, am Tavoliere von Foggia und am Mte. Gargavo, wo nicht mehr dasselbe Steinmaterial vorhanden ist, werden die Dächer kleiner, deutlich vom Trullo abgesetzt, sie sind manchmal zementiert, haben eine flache Kuppel.

In Calabrien sah ich bei Sibari viereckige Feldhütten, aus runden Geschieben geschichtet, bei Potrone runde, stets mit kegelförmigen Schilfdach, am Aetna viereckige aus Lava mit kegelförmigen Schilfdach, südlich von Catania runde, gemauerte Hütten. Im übrigen Sizilien besteht die Feldhütte meist aus einem meterhohen Steinbau (ohne Kalkmörtel), von dem aus Stangen oder Rohre sich zum kegelförmigen Dache vorhängen, das mit Stroh — daher der Dialektname pagghiaru für Feldhütte — oder Buschwerk, insbesondere Ginster gedeckt ist. (S. Pitré, *La Famiglia . . . del Popolo Siciliano*, Palermo, 1913, S. 79 flgd.). Bei Sezze Romane südlich von Rom sieht man Feldhütten mit ovalem Grundrisse aus Rohr.

Die apulischen Hütten haben mit den viel kleineren, weil aus weniger handlichem Material (viel größeren Blöcken von Granit, Trachyt) hergestellten sardischen Hütten nur das falsche Gewölbe gemeinsam, kegelförmige Steindächer mit gar keiner anderen Landschaft.

Ebenso einzig steht die Weiterbildung dieser für einzelstehende Feldhütten geschaffenen Bauart für Zwecke der Dauersiedlung in der geschlossenen Stadt Alberobello da. 64 km südöstlich von Bari liegt sie über 400 m hoch, inmitten eines einstigen Waldgebietes, hat ihren Namen von den damaligen mächtigen Eichbäumen, zählt 5850 Einwohner.

Ihr Bild unterscheidet sich wesentlich von dem aller anderen apulischen Städte. Sonst sieht man inmitten endlos wogender Felder und silbriger Olivenhaine auf den Anhöhen dichtgescharte Stadtsiedlungen, die hohen Häuser meist weißgetüncht, oft mit flachen Dächern, die zur Anlage von Zisternen dienten — die einzige Versorgung in dem quellenlosen Lande bis zum Ausbau der großartigen Wasserleitung (1906—1926), die durch ein Netz von 2700 km das Wasser des Sele-Gebietes vom Westabhange des neapolitanischen Apennins 270 Gemeiden Apuliens zuführt — überragt von romanischen Kirchen mit Kuppeln, altersbraunen Kastellen, von hohen Palmen gesäumt. Aber mitten in dem Wellen-

lande voll Mandel-, Oliven-, Weingärten überrascht uns der Anblick eines ganz anders gearteten Stadtbildes, nämlich von Alberobello: niedere Häuser drängen sich an- und übereinander, mit 1000en von hohen Zipfelmützen-Dächern in dunkelgrauem Stein, die scharf von den weißgetünchten Häusern sich abhebend in bizarrer Himmelslinie zum blauen Firmament ragen.

Kleine Gruppen einzelstehender Feldhütten finden sich zum gegenseitigen Schutze zusammen in dem einstigen Brigantenlande Sizilien, in der Umgebung der 14 km südöstlich von Alberobello gelegenen Stadt Mantiva Franca. Hier in Alberobello aber sind wir in einer geschlossenen Stadt. Mehr als $\frac{2}{3}$ der Häuser haben die Form der Feldhütten; die Anpassung an die Bedürfnisse der Dauer-siedlung: mehr als ein Wohnraum, das Aneinanderreihen der Häuser zu einer Straßenfront stellt neue Anforderungen an diese primitive, nur für freistehende, einräumige Hütten geeignete Bauweise. Diesen geänderten Zwecken wurde nicht durch Aenderungen, sondern durch Summierung der Trulli entsprochen.

Jeder Wohnraum ist Einzelbau mit eigenem Kegeldach. Dort wo beide Kreise sich berühren, ist eine Verbindungstüre zwischen den Trulli angebracht.

Die toten Winkel zwischen den mehreren Rundbauten desselben Hauses und zwischen den Häusern der geschlossenen Straßenzeile sind durch niedere Mauern gegen die Straße abgegrenzt und entweder durch eigene kleine Kegeldächer oder durch niedrige Ausbuchtungen der anstoßenden eingedeckt. Hiedurch wird die Absonderlichkeit des Straßen- und Stadtbildes noch erhöht.

Die so gewonnenen niedrigen Nebenräume dienen als Feuerstellen, Vorratskammern u. s. w. Die Mauern sind oft 2 m dick. Nur durch das Gewicht der Steinmasse ist es zu erklären, daß die heftigen Stürme den ohne Bindemittel aufgeschichteten Dächern nichts anzuhaben vermögen. Im Innern ist das Vorkragen der Steine durch den Verputz verdeckt, man haust unter einer flachgewölbten Kuppel. Da das Steindach an und über der Kuppel massiv ist, fehlt der Dachboden. Häufig wird ein solcher durch eine Brettvorlage etwa 2 m unter dem Scheitel der Kuppel geschaffen, indem ein Segment von mehr als der Hälfte der Kreisfläche ober dem Wohnraume abgegrenzt wird, zu dem man auf einer Leiter emporsteigt. Dort oben werden meist Feldfrüchte verstaut. Manchmal sieht man nur Balken unter der Kuppel durchlaufen. Diese dienen nicht zur Spreizung — der solide Bau bedarf dessen nicht —

sondern dazu, nasse Kleider zu trocknen. Die in Sizilien häufige Wohngalerie (Solaio), die über einen Teile der Stube in deren halben Höhe ein 2. Stockwerk schafft, fehlt hier gänzlich. Nur ein einziges Haus, der Trulle Sovrano, das größte und höchste (15 m) der ganzen Stadt, auch auf einem der höchsten Punkte derselben gelegen, hat ober der Kuppel des Erdgeschoßes ein ebenso gewölbtes Ober-Stübchen. Dieser patrizische Bau besitzt einen Wall von Spitzdächern über seinen 11 Zimmern, die jetzt in 2 getrennte Wohnungen zerfallen, da sich 2 Brüder mit ihren Familien in den Besitz teilen; sie haben die Verbindungstüre vermauert, da die Schwägerinnen kein Bedürfnis nach vertrautem Verkehr miteinander zu haben scheinen. Dieser einzig geartete Trullo zeigt die Höchstentwicklung der Bauform von der Hirtenhütte bis zum Bürgerhause. Er leistet sich auch den Luxus mehrerer Fenster — über jeden derselben ist ein flacher Bogen geschichtet — andere Trulli der Stadt begnügen sich gleich ihrem ländlichen Vorbilde mit der Tür als Lichtquelle oder haben nur neben oder ober der Tür eine kleine Lücke.

Die Rauchfänge ragen neben dem Dache empor. Ueber ihnen ist ein um eine Achse drehbares Brett befestigt, das je nach der Windrichtung nach der einen oder anderen Seite gezogen wird. Auch die ländlichen Trulli Apuliens haben meist Rauchfänge, während solche den Hirtenhütten anderer Teile Italiens meist fehlen. Die Besitzer der Häuser sind stolz auf deren Eigenart. Als ich einen der Trulli im Innern besichtigte, lud mich die zu Besuch anwesende Besitzerin des Nachbarhauses ein, auch zu ihr zu kommen. Die Wohnräume sind reinlich.

In dem südlichen, einen Hügel hinanziehenden Stadtteile sind fast alle 1100 Häuser als Trulli gebaut. Dieser Stadtteil ist seit 1910 als Nationaldenkmal erklärt. Neubauten dürfen nur in gleichen Stile aufgeführt werden. Bei einem vor 4 Jahren neuerbauten Rundhause fand ich auch im Inneren keinen Unterschied von den älteren.

Es bleibt ein Rätsel, warum gerade hier in Alberobello diese Bauweise zur städtischen wurde. Der Reichtum an geeignetem Baustein, die Lage auf dem windgepeitschten hier 400 m hohen Rücken der Halbinsel, die Zusammendrängung einer Landwirtschaft treibenden Bevölkerung in städtischen Siedlungen ist der ganzen Landschaft gemeinsam. Der Mangel an Holz zum Bauen und Kalkbrennen bestand gerade hier nicht.

Wir haben hier ein Gegenbeispiel gegen die häufige Erscheinung, daß primitive Bedürfnisse auf die gleiche primitive Art von weit entfernt voneinander wohnenden Völkern befriedigt werden, zwischen denen weder eine Ueberlieferung durch gemeinsame Abstammung oder einstige Nachbarschaft, noch durch eine spätere, wenn auch nur mittelbare Berührung, anzunehmen ist.

Hier haben wir dagegen eine vereinzelte Erscheinung inmitten gleichgearteter, wegsamer Umwelt. Es ist allmähliche Vergrößerung einer kleinen Feldhüttensiedlung zu vermuten. Die Stadt reicht bis ins 13. Jahrh. zurück, sie war dann Feudalbesitz der Aquaviva, Grafen des 35 km nordwestlich gelegenen Convertane; im Jahre 1635 errichtete Graf Gion Girolamo II dort ein Landhaus, einen Backofen, eine Mühle, Kramladen und Schenke. 1797 zählte die Stadt schon 3200 Einwohner und wurde königliche Stadt. Die Kirche stammt von 1609. Die Behauptung A. Steinitzers, (Das unbebaute Italien, 2. Aufl., S. 236), daß sie aus Trulli bestehe, ist unrichtig. Auch die 6 km entfernte, 591 gegründete Kirche von Barkoto hat zwar Dächer gleicher Bauart, aber andere Form.

Die Ähnlichkeit mit den Trulli Sardiniens, die sowohl als vorgeschichtliche Rundhütten rings um die Nuraghen wie auch als Hirtenhütten der Gegenwart zu finden sind, beschränkt sich auf das auch anderwärts, in den mykenischen und malteser Kuppelgräbern, an irischen, nordschottischen, altbirmanischen Bauten vorkommende falsche Gewölbe; dieses umfaßt einen so weiten örtlichen und zeitlichen Bereich, daß keine Ueberlieferung, sondern selbständige Entstehung anzunehmen ist.

Die Trulla genannte, außen zylindrische, innen achteckige, im Jahre 1740 mit einer Kuppel abgeschlossene Seitenkapelle der Kathedrale von Bari hat keine Beziehung zu den Trulli von Alberobello.

Volkskundliches aus dem Mürztal.

Geräte, Tier- und Pflanzennamen.

Dr. Gisela Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

Im Mürztal, dem seit altersher die pochenden Hämmer das bestimmende Gepräge verliehen, tritt auch heute noch, besonders im oberen Teil von der Krampen aufwärts, der große Bauernhof im Landschaftsbilde zurück. Der Hauptteil der männlichen Bewohnerschaft verdient seinen Lebensunterhalt in Industrierwerken oder als Holzarbeiter, während die Frauen,

soweit es möglich ist, in eigenen, gepachteten oder gemieteten Häuschen ihren Garten bestellen, Ziegen oder eine Kuh halten und das Heu von den Bergwiesen ernten. So bekundet sich die Eigenart der Gegend weniger in angestammtem Brauchtum, das Ackerbau und Viehzucht mit seinen Regeln beherrscht, als in der Vertrautheit mit bestimmten Geräten, Kenntnis der Eigenart von Tieren, die dem Alltagsleben durch ihre Wettervorhersagen wichtig erscheinen, oder von Pflanzen, die als Nutzpflanzen im Garten oder als Heilpflanzen auf den Almen in Ansehen stehen.

Montag in aller Früh verlassen die Holzknechte ihr Heim, um zu der meist mehrere Stunden entfernten Hütte anzusteigen, in deren Nähe sie bis Samstag arbeiten. Brot, Salz, Speck, Mehl, Eier, Erdäpfel und Kaffee ist der wohl in den meisten Rucksäcken vorhandene Mundvorrat, aus dem in der Hütte die Mahlzeiten bereitet werden. Nocken und Schmarren werden bevorzugt. Während die Winterhütte aus festen Holzstämmen als Blockhaus gefügt wird, genügt für den Sommer ein mit Rinde bekleideter Lattenbau. In der Hütte frei stehend erhebt sich der offene Herd, Esse genannt, aus Holzstämmen gefügt, mit Steinen gedeckt, auf denen das Feuer brennt. In eine der Vertiefungen, wie sie an beiden Längsseiten angebracht sind, wird der Gock, der Pfannhalter, eingesteckt. Aus Holz schnitzt sich ihn der Holzknecht selbst, der eiserne ist in Geschäften erhältlich. In der Auskerbung steckt der Pfannenstiel, während das Gefäß selbst über der Herdglut hängt. Das Wasser, das manchmal weit hergeholt werden muß, birgt das Wasserlagl, das, wenn es nicht allzugroß ist, im Notfall ein Trinkgefäß ersetzen muß. An den Seitenwänden der Hütte stehen die Betten oder die Liegerstätten, Bretterverschläge auf Holzpflocken, in denen Stroh und Kotzen vor nächtlicher Kälte schützen. Die dem Slawischen entstammende Bezeichnung Bogerat, die Krauß, Eherne Mark 1. S. 271, angibt, ist in der Gegend von Krampen jetzt unbekannt. Im „Raststöckl“, auch Triechl genannt, birgt der Holzknecht seine Habseligkeit. Feuchte Späne liegen zum Trocknen auf den beiden parallel über dem Herd laufenden Widasenbam.

Um dem angesägten Baum die gewünschte Fallrichtung zu geben, treibt man in den Spalt einen Keil, dessen oberer Holzteil durch den Keilring umfaßt wird. Der gefällte Baum wird geästet. Im Sommer, „solang noch der Saft fließt“, wird die Rinde mit dem Rindenschinder oder Pudler abgelöst — schinden, puden. Ist im Herbst kein Saft mehr in den Stämmen, werden sie mit dem Schöpser abgeschürft — zöschen. Den Hausbedarf an Rindenabfällen trägt man in der Kraxen heim. Die für die Säge nicht geeigneten Stücke werden in meterlange Klötze zerschnitten und mit Hilfe der Scharn zu Scheitern geviertelt. Um über die glatten Stämme gehen zu können, schnallt sich der Holzknecht das 10-stollige Eisen an die Füße. Die Bloche werden mit dem Sapl zur Lagerstelle geschleift und von dort auf den Wagen gezogen. Dort verbinden sie eiserne Klampfern untereinander. Der Roatler zieht die eisernen Ketten, die die ganze Last umschnüren, fest. Für Ketten und Klampfern ist ein unter dem Blochwagen hängendes Kästchen der Aufbewahrungsort. Auf abschüssigen Stellen muß der Kutscher den Wagen mit der vorderen und hinteren Schleifn einschleifen. Aus dem Wasser fischt man Holz mit dem Flöbhackl, einer nach beiden Seiten spitz zulaufenden Hacke. Die

leichteste Arbeit blüht dem Holzknecht während der herbstlichen Jagden, wo jeder starke Lärm vermieden werden soll. Da barabern sie, wie das gemütliche Arbeiten genannt wird. In der arbeitsfreien Zeit überwiegt die Fröhlichkeit, die auch im Lied zum Ausdruck kommt. Außer dem allgemein bekannten Holzknechtlied, das bei Krauß, a. a. O. S. 270 und in Zacks Liederbuch für Volksschulen, 2. T., S. 71 veröffentlicht ist, feiert ein anderes den Lahnsattler Holzknecht.

Da Lahnsattler Holzknecht is a lustiger Bua
 Er arbeit recht fleissi und singt schean dazua.
 Und wann er auf d' Nacht in der Hütt'n tuat sein
 Bein Kochen da jodelt er recht fein.*)

Für Pflug und Egge hört man keine andere Bezeichnung. Wichtiger als der Feldbau erscheint die Wiesenwirtschaft. Das Gras wird zum Nach-trocknen um Hiefln gehäuft, die aus jungen Nadelbäumen hergestellt werden. Sie werden entrindet und entästet, wobei man aber die quirlförmigen Astansätze stehen läßt. Heimgeschafft wird das Heu von den steilen Hängen meist auf dem Rücken, und zwar kennt man das Spießtragen und das Korbtragen. Der Spieß ist ein etwa ein und einen halben Meter langes oben zugespitztes Holz. Etwa 15 cm vom unteren Ende befindet sich ein Querholz, von dessen beiden Enden Gurten zu einer Oese am oberen Ende des Spießes gehen. Das Heu wird in großen Büscheln von oben nach unten aufgespießt und festgetreten, bis die Stange fast ganz bedeckt ist. Dann werden die Gurten in die Oese eingehackt, der Träger kniet nieder und läßt sich die Last auf den Rücken, indem er mit den Armen durch die Gurten fährt. Auf dem Spieß läßt sich eine größere Menge Heu befördern, das auf dem Rücken auch weniger drückt als der Korb, bei dem freilich das Gleichgewicht leichter zu erhalten ist. Am Scheiterboden hinter Mürzsteg wird das Heu in Leinentücher gebunden und auf dem Kopf heimgetragen.

Für die Gartenarbeit nimmt man die Haun, den Krampen, den Wurzelkrampen und oft auch das Salzheindl, das ursprünglich zum Salzaufschlagen bestimmt war. Wetzstoa und Kumm gehören zur Ausrüstung des Mähers. Die verschiedensten Arten der Hacke erleichtern häusliche Ausbesserungsarbeiten. So die langstielige Zimmerhack, die Daufllhack, die mit der konkaven scharfen Seite zum Behauen der Faßdauben dient. Auf dem dreifüßigen Graßstock wird mit der Graßhack das Graß — Fichtenreisig — zerkleinert. Mit dem Rechenbohrer werden neue Rechen gefertigt, an der Hoanzlbank geschnitzt, mit dem Tenglhammer tengelt man auf dem Tenglstock.

Ein mit Stacheln besetzter Halfter wird dem Kalb umgelegt, wenn man es hindern will, weiter bei der Kuh zu trinken. Mit dem Mistkratzer, einem flachen, rechtwinkelig zum Stiel angesetzten Eisen, entfernt man den Mist aus dem Stall, während der Mistkraller, ein langer, mit zwei rechtwinkelig abgebogenen Zinken versehener Stock, zum Abladen des Mistes vom Wagen aber auch zum Auseinanderwerfen des Kartoffelfeuers gebraucht wird. Schottertriecherl, Misttruchn und der einräderige Radlbock vervollständigen mit der kloan Goaßl — dem kleinen Schlitten — den Inhalt der Zeughütt'n.

*) Viktor Zack hat diese Verse als zweite Strophe eines Holzknechtliedes gefunden. (Briefl. Mitteilung.)

Mit Ratzeneisen und Schereisen wird den Ratten und dem Maulwurf zu Leibe gegangen, Hoahachl — Flachshechel- und das Rullbrett, mit dem die über den Nudelwalker gelegte Wäsche geglättet wird, gehören in den Bereich der Hausfrau.

Besonderer Beachtung erfreuen sich die Tiere, aus deren Verhalten sich auf das kommende Wetter schließen läßt oder die sonst auf das Leben von Einfluß sind. Ruft der Gießvogel, auch Baumhackl genannt — der Specht — sein eintöniges „giaß, giaß!“, droht Regenwetter. Ebenso wenn am Abend die Sunnawendkäferl — Glühwürmer — zahlreich herumschwirren. Wie allorts trägt das Wiesel auch hier sein weißes Fell im Frühjahr so lange als noch Schnee zu erwarten ist. Das Tier gilt für giftig. Besonders wenn es gereizt ist, soll sein Biß unfehlbar Blutvergiftung hervorrufen. Das Gebiß des Marders scheint hingegen eine gewisse Schutzwirkung auszuüben. Es wird in einen Ameisenhaufen gelegt, bis alles Fleisch davon abgefressen, und prangt dann an der Uhrkette. Gefürchtet ist der Schmutz der Fledermaus. Fällt er auf das Haar, so verfilzt es sich und geht aus. „Es macht gleich eine ganze Platscheankn“. Schwalbendreck bringt, wie auch sonst in Steiermark, Blindheit. Die Spinnenetze, Liebesbriefe genannt, kündigen eine baldige Hochzeit im Hause. Der Glaube, daß die Zerstörerinnen eines solchen Netzes nie mehr einen Liebesbrief erhalte, ist nicht verbreitet, dürfte aber doch im Zusammenhang mit der Bezeichnung stehen. Als Dominik schwirrt der rosig schimmernde Zaunkönig durch die Felstäler, das Haartrellerl, eine ganz graue Art der Bachstelze, hält sich gern bei den Herden auf, eine Eigenschaft, die ihr sonst in Obersteier den Namen Schoffhalterl eingetragen hat. — Drillen = drehen. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, Spalte 566.

In den sauber gepflegten Gärten wachsen neben den Zierpflanzen, wie den Dahlien, deren Namen meist unbekannt ist — manchmal nennt man sie Wienerstern — den Fuchserln — Fuchsien —, dem Ziegenbart — Phlox — den Fensterguckerln — Kapuzinerkresse — und der Herzblum — Tränendes Herz — einzelne Rosen. Ihre Blätter werden mit Oel zu Wohlgeruch angesetzt, getrocknet gegen Zahnweh geraucht. Der Bocksart — *buxus sempervirens* — liefert einen Tee gegen Wassersucht, Kreß und Schnittling wärzen den Salat. Der Luschstock — *Levisticum* —, der Gelsen vertreibt, gibt einen Tee gegen Lungenleiden und verbessert die Suppe. Aber während sonst in Obersteier, z. B. Knittelfelder Gegend, der Luschstock auch Herr im Garten genannt wird, gebührt im Mürtal sowie in der Mariazeller Gegend der Name Herr im Garten nur der *Artemisia Abrotanum*, Stabwurz, fälschlich Edelraute. Diese *Artemisia* heißt in der Knittelfelder Gegend Weinkraut, bei Lobming (b. Knittelfeld) Alter Mann. Ueberall bindet man sie wegen ihres Duftes in Sträußchen, würzt damit den Wein und mit ganz kleinen Mengen die Suppe.

Erfreut ist die Hausfrau, wenn sie beim Umgraben des Gartens unter der Erde die Hohlwurz entdeckt — *radix Aristolochiae* —, ein hohles Gewächs, das gepulvert trotz seines bitteren Geschmackes gern als Medizin genommen wird.¹⁾ Die Gundlruam — Gundelrebe — *Glechoma hederacea* —

¹⁾ Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers Bayrischem Wörterbuch ges. v. Theod. Unger, bearb. und herausgegeben v. Dr. Ferd. Khull. Graz 1903. Leuschner und Lubensky. S. 353, 265, 361, 463, 52, 518.

gibt gemischt mit Spitzwegerich einen Hustentee, das Kuttelkraut — *Thymus serpyllum* und vulgare — stillt, getrocknet, aufgebrüht und abgeseiht als Umschlag Magenschmerzen und Krämpfe. Salbeitee vertreibt Zahnschmerzen.

Andere Heilmittel holt man sich von den Alpen. Das Kramperlmiß — *cetraria islandica* — spendet einen Hustentee; „abrennt“ erweichen sich die Blätter und geben ein gutes, Hunger machendes Schweinefutter. Auch Gamswurz — *Arnica scorpioides* —, Hundswurz — *Triticum repens* —, Natternwurz — *Polygonum bistorta* — und Bärwurz — *Meum astmaticum* — sind wie der Saunigl — Sanikel — *Saxifraga rotundifolia* — beliebte Arzneimittel. Beim letztgenannten wird die gepulverte Wurzel verwendet. Das Rauschkraut — Alpenrose — verdankt den Namen seiner rauschvertreibenden Kraft. Für das Vieh hegt sich die Schwaigerin die Strupfplotschn, eine großblättrig gefleckte Ampferart — *Rumex* —, die nur auf den Alpen gedeiht, sorgfältig gegen ihre Nachbarin ein, um nicht zu wenig von dem kostbaren Gut zu besitzen. Im Tal werden die Krahaxen, sogenannten wegen der gefiederten, Krähenfüßen gleichenden Blätter, — eine Spierstaude — als Schweinefutter und das Scharkraut überhaupt als Viehfutter sehr geschätzt.

Auf den Wiesen blüht das Klöschkraut — Nachnelke —, das Butterröserl — Trollblume —, die Himmelbrandblüa — Königskerze —, der Goldapfel — Türkenbund, *Lilium martagon* — das Gansblum — Gänseblümchen — und die Kuckucksblum — Orchis —, die „Flecken hat wie der Kuckuck“. Zur Sonnenzeit duften die Sunnawendfäden — Ulmblättriger Spierstrauch, *Spirea ulmifolia* —, die in der Sonnenwundnacht als Schutzmittel in Stall und Gebälk des Hauses gesteckt werden. Auf den Wiesen breitet die Kloantschn — schwarze Nieswurz — ihre Blätter, die weiße wird Hemdn genannt. Nur einmal wurde eine langstielige, rotblühende Steinbrechart als grantiger Jaga bezeichnet, ein Spottname, den sich sonst in Steiermark das Almbuschwindröschen und die haarige Frucht der Küchenschelle gefallen lassen müssen. Der Petergstamm — *Primula auricula* — hat angeblich früher Zaletsch geheiß.

Fichtenwipfel als Schutz bringende Firstbäumchen findet man besonders auf den Almhütten. Wenn der Dachstuhl fertig ist, wird es ins Gspier — Sparrenwerk — gesteckt und muß dort verbleiben, bis die Stürme es wegtragen. Ueber der Tür von Gasthäusern hängen die Weinweiser — bei Khull Weinzeiger —, verkrüppelte Fichten- und Tannenwipfel. Der Stierbaum ist unbekannt, wohl aber werden die Kühe beim Abtrieb geschmückt. An einem einzigen Stall fand sich ein Kranz, in dem neben Papierblumen, Almrosen, Aehren und Bandgras, Moos, Distel und Eichenlaub eingeflochten war. Ueber vielen Stalltüren sieht man Ziegengeweihe. Krauß, I., S. 55, gibt an, daß Tiere, die das Umgehende haben, getötet und ihre Köpfe über die Stalltüre genagelt werden. Heute will man die Schutzwirkung nicht zugestehen, obwohl man andererseits einem neiderfüllten Blick oder Ausruf noch die Macht das Vieh zu töten — zu verschreien — zutraut.

So hat sich viel Ursprüngliches erhalten, wenn vielleicht auch durch den Zuzug Auswärtiger und durch den Fremdenverkehr manches verloren gegangen ist, anderes stark verwischt wurde.

Arbeitslied beim Piloteneinschlagen.

(Sachendorf bei Knittelfeld, 23. Mai 1929).

Mitgeteilt von Dr. G. Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

Der innige Zusammenhang zwischen Musik und Arbeit hat das Arbeitslied geschaffen. Es ergab sich aus dem Rhythmus, zu dem sich allmählich Weise und Worte gesellten. Früher begleiteten diese Lieder die meisten ländlichen Arbeiten. Bis heute haben sie sich nur erhalten, wo sie entweder, wie die Spinnlieder, zur Unterhaltung der Arbeitenden dienen, oder wo es, wie beim Pfahleinrammen, darauf ankommt, die Kraft Mehrerer im gleichen Augenblick einzusetzen. Trotz der Atemanstrengung wird der Gesang als eine unbedingte Notwendigkeit zur Durchführung der Arbeit empfunden. Ein anscheinend in Steiermark sehr verbreitetes Lied der Pilotenschläger wurde in Sachendorf gesungen:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Und amol auf
und zwamol drauf
und dreimal hoch
und viermal noch
und fünfmal auf
u. s. f.</p> <p>2. Und amol auf
und zwamol drauf
und dreimal hoch
und viermal noch.
Herr Polier,
mir san ganz stier,
gebn's uns an Schuß,
sonst mach ma Schluß.
Gebn's uns an Schuß
für Bier und Wein,
dann geht er nein
durch Sand und Stein;
durch Stein und Sand
in's Unterland.
Er muaß schwer tragn
viel Roß und Wagn,
viel Ochsn und Küa,
ka Jungfrau nia.
War guat a Wein,
war guat a Bier.
/: Hoch auf
Stamperl¹⁾ drauf,
a Krügl dazua,
da Pfarra hat gnua: /</p> | <p>3. Amol auf
und zwamol drauf
und dreimal hoch
und viermal noch.
Greif ma zsamm,
der Tag is lang,
der Schlegl is schwer,
wann er eisern wär.
Der Lärchen Kern,
der geht nit gern,
Er muaß hinein,
durch Sand und Stein,
durch Stein und Sand
ins Unterland (Wasserland).
— weiter wie 2.</p> <p>4. An zum ehr'n,
für unsern Herrn,
es wird scho wern,
nach sein Begehrn.
A Glasl Bier,
a Viertl Wein,
Sonst laß ma's draufschnagn
überhaupt sein.
Amol auf
u. s. f.</p> <p>5. Anen auf,
n'zweiten drauf,
is no nit gnua,
no an dazua,
jetzt gibst a Rua.</p> |
|--|--|

¹⁾ Dürfte ursprünglich Stampfer geheißen haben.

Prof. Dr. Adolf Hauffen †.

Unser Ehrenmitglied, Adolf Hauffen, Professor der deutschen Volkskunde, sowie der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag, ist am 2. Februar d. J., im 67 Jahre seines arbeits- und erfolgreichen Lebens verschieden. Um die Begründung, die Pflege und wissenschaftliche Auswertung der deutschböhmisches Volkskunde hat sich der verewigte Gelehrte die größten Verdienste erworben. Seiner umsichtigen Organisationsarbeit und seiner vielseitigen Werbekraft ist die Heranbildung einer großen Zahl von erfolgreichen Mitarbeitern auf dem Gebiete der deutsch-böhmischen Volkskunde zu verdanken. Seine verdienstvolle Lebensarbeit wird gewiß von seinen tüchtigen Schülern und Nachfolgern in seinem Geiste mit schönstem Erfolge weitergeführt werden. Ehre und Dank seinem Andenken.

Prof. M. Haberlandt.

Literatur der Volkskunde.

R. Krüss: Das Gebärmuttervotiv (Das Volkswerk, Beiträge zur Volkskunst und Volkskunde, Herausgegeben v. J. M. Ritz u. A. Spanner), B. Filser, Augsburg 1929.

Die Arbeit ist insoferne dankbar zu begrüßen, als der Verfasser alles Erreichbare an Gebärmuttervotiven zusammengestellt hat und im Besonderen die Kröte und die Stachelkugel als Gebärmuttervotive auf deutschem Boden behandelt. Erfreulicher Weise handelt es sich nicht um Auszüge aus bereits vorhandener Literatur, sondern um das Ergebnis hingebungsvoller und ausgedehnter Forschungsfahrten. Das Wertvolle an dem Buche besteht in der Vorlage des Stoffes in schönen Formenreihen, wie sie in dieser Fülle bisher nicht vorlagen. Als neuer Fund sind die hölzernen Kröten zu buchen. Die beigeheftete Karte mit den eingetragenen Fundorten ermöglicht es weit besser als Worte uns eine Vorstellung von dem Kerngebiete (Alt-Bayern, Nord-Tirol, Salzburg) dieser Opfergaben und seinen Ausläufern (Kärnten, Steiermark, Ob.- und Nied.-Oesterreich) auf den ersten Blick zu geben. Was die Erklärung oder Deutung der Gebärmutter als Kröte anlangt, so werden getreu alle bisher in Betracht kommenden Meinungen verzeichnet.

Mit dem Schlußergebnis des Verfassers kann ich mich nicht einverstanden erklären: „Die Kröte als Bild der Gebärmutter hat sich also meiner Meinung nach erst in viel späterer Zeit auf un mittelbare m Wege aus den Vorstellungen der primitiven Gemeinschaftsreligion heraus in Verbindung mit volksmedizinischen Beobachtungen entwickelt (aber ohne den Umweg über die Mythologie).“ Der Begriff einer primitiven Gemeinschaftsreligion ist etwas viel zu Wages, als daß man damit irgend wie sicher arbeiten könnte. Ich kenne nur Kulturschichten mit einem bestimmten Kulturgute. Legen wir in jedem Falle den entsprechenden Stoff zusammen, so wird es uns nicht an Erkenntnissen fehlen. In der Kröte als Votivgabe schneiden sich Kulturschichten verschiedener Art. Aus der Mythen-Schichte kenne ich die Kröte als eine sich wandelnde weibliche Gestalt, als eine Herrin der Fülle und der Geburt, mit so ungeheuer reichem und weit reichendem Stoffe, daß mir Ein-

fluß von da her als von selbst gegeben erscheint. Damit glaube ich nun allerdings nicht alles bis ins letzte erklären zu können. Das Ergebnis kann in so schwierigen Fällen auch niemals eine Deutung oder gar eine Deutung sein, sondern nur ein Nebeneinander-Legen von dazu gehörigem Stoffe. Auf das Wie der Verschmelzung kommt es dann kaum mehr an.

K. Spieß.

Burgenland. Vierteljahreshefte zur Landeskunde — Heimatschutz und Denkmalpflege. (Nachrichten des Landesarchives der Landesbibliothek, — des Landesmuseums und der Landesvolksbildungsstelle.

Nachdem 2 Jahrgänge dieser für die Pflege der Landes- und Volkskunde des Burgenlandes von den berufenen Stellen dieses Bundeslandes herausgegebenen inhaltreichen Zeitschrift vorliegen, scheint es uns eine Pflicht der Schriftleitung, unsere Mitglieder und Leser nachdrücklich auf diese Veröffentlichungen aufmerksam zu machen. Wie schon aus der Vielzahl der Bildungsinstitutionen, welche an der Herausgabe der „Burgenland“-Zeitschrift beteiligt sind, zu ersehen, sind es die verschiedensten einschlägigen Disziplinen, welche durch die berufensten und sachkundigsten Fachmänner hier fortwährend Pflege finden. Geographie und Geologie, die Naturwissenschaften, Præhistorie und Archæologie (besonders mit Nachrichten aus dem Landesmuseum), Geschichte und Denkmalpflege und namentlich auch die Volkskunde sind mit gehaltvollen Beiträgen und Stofflieferungen an der Arbeit. Von den volkskundlichen Beiträgen der ersten zwei Jahrgänge seien die Mitteilungen von H. Graf: „Das Blochziehn“, J. Bauer: „Volksbrauch in Neuenmarkt“ (Das Kipfelauswerfen, das Fahnschwingen zu Fronleichnam), von W. Dürnheim: „Die Hafner von Stoob“, J. Wallner: „Das Kranzlabtanzen“, K. M. Klier: „Volkslieder aus dem Nachlaß von Johannes Ebenspanger“, E. v. Schwarz: „Die Sternsingerbuben und ihr Lied im Pinkatal“, endlich die zusammenfassende Schilderung des Landeshauptmannes J. Leser: „Die Burgenländer“ genannt. Die an die Landes- und Volkskunde des Burgenlandes gerichtete, in der Gegenwart erfreulicherweise sehr gesteigerte Aufmerksamkeit weiter Kreise auch in den übrigen Bundesländern, zumal Wien und Niederösterreich, findet in der trefflich geleiteten Zeitschrift „Burgenland“ reiche und willkommene Nahrung. Wir wünschen derselben das beste Gedeihen und die erwünschte Wirksamkeit.

Prof. M. Haberlandt.

Josef Ringler: Deutsche Weihnachtskrippen. Eine Auslese deutscher Krippenkunst aus vier Jahrhunderten. Verlagsanstalt Tyrolia. Innsbruck-Wien-München 1929.

In prächtiger Ausstattung wird in diesem schönen Werk auf 105 Tafel-seiten eine köstliche Auswahl aus dem reichen Schatz von Weihnachtskrippen und Einzelfiguren aus solchen, die sich in unseren Alpenländern und den deutschen Nachbargebieten erhalten haben, vorgeführt. In einem überaus gehaltvollen, historisch vertieften Begleitaufsatz hat Josef Ringler, der verdienstvolle Leiter des herrlichen Tiroler Volkskunstmuseums zu Innsbruck,

die Geschichte der deutschen Weihnachtskrippe aufgerollt und die Rolle dargestellt, welche dieselbe im deutschen Volksleben und Brauchtum gespielt hat und hier bis auf den heutigen Tag behauptet. Auch die von Künstlerhand hergestellten Krippen sind in den Kreis der Betrachtung mit großer Umsicht einbezogen. Die Abbildungen erfahren in einem ausführlich gehaltenen Verzeichnisse alle wünschenswerten Nachweise bezüglich Herkunft, Alter, Standort, Verfertiger. Das Werk ist eine sehr willkommene Bereicherung der bereits vorliegenden stattlichen Krippenliteratur.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Franz Rolf Schroeder: *Altgermanische Kulturprobleme.* (Trübners Philologische Bibliothek, Band 11). Walter de Gruyter & Co. 1929.

Ein eher schmales aber hellsichtiges Büchlein, das erweist, welch weite Gesichtspunkte sich auch für den Germanisten auftun, wenn er seine Wissenschaft nicht bloß als Einzelphilologie betreibt.

Bereits in seinem Buche: „Germanentum und Hellenismus“ hat der Verfasser die Probleme aufgenommen und behandelt, die nun in der vorliegenden Schrift für einen weitergezogenen Kreis, als den der Fach-Germanisten, untersucht und dargestellt werden. Es handelt sich um die Frage, ob und in welchem Ausmaße antike Vorstellungen und Ueberlieferungen in der altgermanischen religiösen Vorstellungswelt eingedrungen sind und dort geistig verarbeitet wurden. Nach den einleitenden Ausführungen über die germanische Völkerwanderung, wobei die sogenannte Katastrophentheorie abgelehnt und nach A. Dopsch die Kontinuität der Entwicklung von der Antike zur mittelalterlichen Kultur vertreten wird, behandelt Verfasser in weiteren 18 Abschnitten eine Reihe einschlägiger Entlehnungsprobleme (Tierornamentik, Runenschrift, die orientalischen Mysterienkulte, das Christentum, Gestirnkult und Planetenkult, die Weltsäule, die nordische und die iranische Schöpfungsgeschichte), wobei hier nur eine Auswahl der behandelten Fragen namhaft gemacht sind. Was darüber zu sagen ist, sagt der Verfasser mit ruhiger und kluger Bescheidung, die ein sicheres Fortschreiten auf aussichtsreichen Wegen gewährleistet. Die Schrift ist überaus anregend und sollte keinem historisch arbeitenden Volkskundler ferne bleiben.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Paul Herrmann: *Das altgermanische Priesterwesen.* Verlegt bei Eugen Diederich in Jena, 1929.

In der von der um die deutsche Volks- und Altertumskunde sehr verdienten Diederichschen Verlagsbuchhandlung herausgegebenen großen Sammlung „Deutsche Volksheit“, von der bisher 71 Bände erschienen sind, nimmt das vorliegende, sehr willkommen zu heißende Werk einen rühmlichen Platz ein. In acht Abschnitten werden die auf das germanische Priesterwesen und das germanische Heiligtum bezüglichen Belange: der Priester, Wahrsagerinnen und Priesterinnen, das Erforschen der Zukunft, Zauber und Weissagung, die heiligen Stätten, Tempel- und Götterbilder, sowie Tempelschatz und Tempelfrieden an der Hand der einschlägigen Quellen in fesselnder Darstellung behandelt. Eine instruktive Auswahl von Abbildungen unterstützt den Text in willkommener Art. Das Buch bietet eine sehr erwünschte Ergänzung der schon früher erschienenen Schrift des gleichen Verfassers über „Altdeutsche Kultgebräuche“.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Spielmusik fürs Landvolk, eingerichtet von Raimund Zoder und Otto Eberhard. 3. Heft: Volksweisen (Fanfaren, Lieder und Tänze) für zwei Flügelhörner oder Trompeten in B. Preis S 3.—, RM 2.—.

Die beiden Stimmenhefte enthalten Musik für die im Volke beliebten Flügelhörner, welche durch Trompeten, aber auch durch andere Melodie-Instrumente ersetzt werden können. Einige Fanfaren, die als Einleitung von Festen gute Dienste tun werden, machen den Anfang. Es folgen „Arien“, wie das Volk die aus Liedweisen bestehenden Vortragsstücke nennt; solche werden an schönen Sommerabenden auf sanften Hügeln geblasen und beleben stimmungsvoll die liebliche österreichische Berglandschaft. Dem Tanz dienen in erster Linie Ländler, Steirische und Walzer, zu denen leicht die begleitenden Stimmen nach dem Gehör gespielt werden können. Alle Stücke sind echte Volksmusik, dem Heimatboden entsprossen. Mögen sie freundliche Aufnahme finden und weit und breit im Lande erklingen!

Boll Franz: Stern Glaube und Stern deutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Carl Bezold, herausgegeben von W. Gundel, Leipzig-Berlin (B. G. Teubner) 1926, 3. Aufl.

In klarer und übersichtlicher Weise, die für Werke solcher Art besonders zu begrüßen ist, behandelt der Verfasser: I. Die Astrologie der Babylonier; II. Die Entwicklung der Astrologie auf klassischem Boden; III. Die Astrologie in Ost und West von der Entstehung des Christentums bis zur Gegenwart; IV. Die Elemente des Himmelsbildes; V. Die Methoden der Stern deutung; VI. Der Sinn der Astrologie. Die von Seite 85—172 folgenden Nachträge wahren den Ton strenger wissenschaftlicher Sachlichkeit. Nur ganz kurz streift der Verfasser die Ausstrahlungen altbabylonischer Geisteskultur über ganz Ostasien von China und Japan bis Turkestan, von den Wegen über die Südsee nach Amerika ganz zu schweigen. Zahlreiche Parallelen und Gleichungen ließen sich auch für Afrika, von Aegypten abgesehen, erbringen, so z. B. die große Bedeutung der Plejaden, für deren Verbreitung wohl in erster Linie die Araber in Betracht zu kommen scheinen, der Gebrauch der Vier- und Fünftageswoche besonders in Westafrika, die Dekaden zählung, die von Aegypten einerseits über die Massai, Wadschagga bis nach dem Süden Afrikas gebracht wurde, wo sie in der Monomotapa-Kultur aufscheint, anderseits bis nach Westafrika drang, wo sie bei den Aschanti ihre letzten Ausläufer findet. Die günstigen und ungünstigen Tage spielen auch in Afrika eine ganz hervorragende Rolle und Wochentagsblätter sind uns aus Benin, Yoruba und Aschanti bekannt. Es ist eine ganze Reihe altorientalischen Kalender-gutes in Afrika erhalten geblieben, das uns ganz entschieden zeigt, daß auch Afrika nicht losgelöst von den alten Hochkulturen zu betrachten ist. Immer mehr kommt uns die Einheit alter Hochkulturen durch die Erforschung des Kalenders bei den Naturvölkern zum Bewußtsein.

Dr. Walter Hirschberg.

Volkskunst im Elsaß: Text und Bildersammlung von Ernst Polaczek. Mit 200 Bildern. Delphin-Verlag, München.

Das vorliegende Werk erscheint als erster Ergänzungsband zu der im gleichen Verlag herausgegebenen Sammlung „Deutsche Volkskunst“, über

deren bisher erschienene 11 Folgen in dieser Zeitschrift XXXI, S. 24 ff; XXXII, S. 17 und XXXIII, S. 147 f. berichtet worden ist. Während bisher die behandelten deutschen Volkskunstprovinzen im deutschen Reichsgebiet lagen, wird im vorliegenden über die deutschen Reichsgrenzen, sachlich vollkommen berechtigt, hinübergegriffen und deutsche Volkskunst auch in den durch die politische Wandlung nichtdeutsch gewordenen Gebieten zur Darstellung gebracht. Wir wollen wünschen, daß auch die deutsch-österreichische und etwa auch die schweizerdeutsche Volkskunst in weiteren Ergänzungsbänden behandelt werden wird, umsomehr, als ja in diesen beiden deutschen Kulturlandschaften die Volkskunst vergleichsweise eine ungleich stärkere und vielseitigere Entwicklung genommen hat als in den meisten reichsdeutschen Landschaften. Um nun auf den vorliegenden, die Volkskunst des Elsaß behandelnden Band einzugehen, so ist die Anlage desselben derjenigen der vorigen Bände gleichlaufend. Der von Ernst Polaczek verfaßte Textteil behandelt in ausreichender Art der Reihe nach das typische Dorf- und Stadtbild, das Bauern- und Bürgerhaus, die Kirche, das Innere des Hauses mit seinen Möbeln, die ländliche Keramik, die graphische Volkskunst und endlich die Volkstrachten des Elsaß. Eine Schilderung der kirchlichen Erscheinung des Landes (Kirchenbauten, Glocken, Friedhofsanlagen u. s. w.) beschließt den Textteil, der 46 Seiten des Bandes umfaßt. Auf die gehaltvolle Einleitung, welche eine allgemeine landeskundliche Schilderung und einen geschichtlichen Ueberblick in Kürze beibringt, sei noch besonders verwiesen. Die Ausführung der 200 Abbildungen ist, wie bei den früheren Bänden zur „Deutschen Volkskunst“, eine tadellose und bringt die verschiedenen Typen in sorgfältiger und charakteristischer Auswahl bei.

Prof. M. Haberlandt.

Leonhard Franz: Vorgeschichtliches Leben in den Alpen. Mit 82 Abbildungen. Verlag von Anton Schroll & Co., Wien, 1929.

Das vorgeschichtliche Wirtschaftsleben in den Ostalpen wird in diesem Buche, in gemeinverständlicher Ausdeutung der archaeologischen Zeugnisse, höchst anschaulich geschildert. Leben und Arbeit der Bergleute, die hauptsächlich auf Kupfer und Salz schon in praehistorischer Zeit ausgingen und besonders die berühmten Funde aus den heute noch in Nutzung stehenden Salzbergwerken von Hallstatt und Hallein, endlich auch die schon frühe zu großer Wichtigkeit gelangte vor- und frühgeschichtliche Eisenproduktion in den Ostalpen finden ihre sachkundige Schilderung. In manchen Dingen läuft ein nie abgerissener Faden der Entwicklung aus der Vorzeit bis in die Gegenwart. Dies macht das vorliegende Buch auch für den Volkskundler und Kulturhistoriker interessant und bedeutungsvoll. Die flüssige textliche Darstellung wird durch zahlreiche instruktive Abbildungen angenehm unterstützt.

Prof. M. Haberlandt.

J. G. Frazer: Der Goldene Zweig. Uebersetzt durch Dr. Helen von Bauer. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1928. 1088 S.

Wenn der Großmeister englischen Folklores die vorliegende Uebersetzung seines wohlbekannten Monumentalwerkes gekürzt und ohne die für

wissenschaftliches Nacharbeiten in Einzelfragen unentbehrlichen Quellenbelege autorisiert hat, so hat ihn dabei wohl nicht der Gedanke nach einer leichteren Zugänglichmachung des von ihm dargebotenen ungeheuren Tatsachenstoffes geleitet. Mit Recht nimmt er dafür wohl vielmehr die Würdigung des Gedankengebäudes in Anspruch, das aus diesem Baustoff gewonnen wurde. Und in der Tat kaum irgendwo in der Geschichte der Ethnologie, des folklore oder der Völkerpsychologie, ist das induktive Verfahren zur Klärung der geistigen Ueberlieferungen der Menschheit mit solch großzügigem Ueberblick im Verein mit sauberster Kleinarbeit geleistet worden. Würde das Werk nichts anderes bekunden als dies, es gehörte schon deshalb in die Hand jedes volkskundlich interessierten Forschers. Zum anderen läßt es uns, mag sein bei Hintansetzung der kulturgeschichtlichen Systematik, die großen seelischen Grundlinien des Menschengeschlechtes nie übersehen, noch vergessen, daß über hunderterlei Volkstum hinweg in unterschiedlichen Lebenskreisen und Daseinsformen dieselben Gedanken und Sitten Wurzel gefaßt haben. Die kulturgeschichtliche Analyse alles dessen erfährt darin immer wieder Anleitung und Wegbereitung und die ebenso erfolgreiche und großzügige kulturgeschichtliche Arbeit etwa der nordischen und finnischen Folkloristen ist ohne die Erschließung solcher Horizonte kaum zu denken. Möge die deutsche Volksforschung aus dem Werke nunmehr noch gesteigerten Nutzen ziehen.

A. Haberlandt.

Prof. Dr. W. Kruse: Die Deutschen und ihre Nachbarvölker. Leipzig, Georg Thieme, 1929. XIV u. 640 S., 17 Abb., 5 Taf.

Für seine statistische Ueberschau über alles, was sich in der Anthropologie messen läßt und was bei kritischer und maßvoller Auswertung dieser Zahlen nach Raum und Zeit für das körperliche Bild des deutschen Volkstums sich seit der Vorzeit gewinnen läßt, gibt die vorliegende gründliche und mit Schriftnachweisen versehene Zusammenfassung, in der der Verfasser sehr vielfältig auch eigene Erhebungen verarbeitet hat, besten Aufschluß. Wenn sie andererseits von Mittelwert zu Mittelwert fortschreitend mit Skeptizismus gegen die Mendelsche Erbgesetzlichkeit nur ein geschichtliches Fließen der Rassenformen auf Grund von Umweltsbedingungen als gegeben ansieht und dem — ohne exakte und entsprechend umrissene kulturgeographische und geschichtliche Korrelation — eine beiläufige kultur- und stammesgeschichtliche Schilderung des Deutschtums als „seelische Anthropologie“ einfach anreihet, so gedenken wir dabei angelegentlich der lauwarmen Mittelwerte der Meteorologie, die uns die Witterung so wenig erschauen lassen, wie hier Persönlichkeits-, Rassen- oder Volkscharakter, zu dem nun einmal irgend eine persönliche Einstellung und Erfassung über Rechenschieber und Photokamera hinaus notwendig ist. Die Volksforscher müssen dazu freilich ihrerseits daran gehen, das geschichtliche Werden von Meinungen und so manchen Vorurteilen vom Volkscharakter und unterschiedlichen Eigenschaften von Völkern und Rassen nach den vorliegenden Quellen und Belegen kritisch zu sichten. An ihnen ist es, vorerst die Landschaftstypen des Volkscharakters — alle älteren volkskundlichen Beschreibungen widmen dem ein paar Seiten — mit der gebotenen Vollständigkeit zu erheben. Erst nach solcher Vorarbeit

wird man die Anthropologie für berechtigt halten können, dem Problem von schicksalhaften Seelen- und Rassentypen nachzugehen.

A. Haberlandt.

Gottfried Pfeiffer: Das Siedlungsbild der Landschaft Angeln. (Veröff. der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft Nr. 18). Breslau, Ferd. Hirt, 1928. 167 S., 22 Abb., 7 Schaltkarten.

Von kulturgeographischen Gesichtspunkten ausgehend wird hier eine entwicklungsgeschichtliche Uebersicht über die Siedlung in einer Grenzlandschaft des Deutschen Reiches geboten, der angesichts der geschichtlich wohl erwogenen Anordnung der Querschnitte, die sie durch den Ablauf der Besiedlung in der Vorgeschichte, dann wieder im 13.—15. Jahrhundert, am Anfang des 18. Jahrhunderts, im 19. und in der Gegenwart zieht, mehrfach grundsätzliche Bedeutung zukommt. So, wenn gezeigt wird, wie alte genossenschaftlich angelegte Dörfer dann im 14. und 15. Jahrh. von Rodungs-orten — Weilern und Einzelhöfen — umgeben werden, zu denen bis ins 18. Jahrh. Streusiedlungen, im östlichen Angeln aber auch große Gutshöfe hinzutreten. Nicht minder bemerkenswert ist der Ausbau der alten Straßen oder Lang-Dörfer zu Haufengebilden und die Umlegung und Verkoppelung der Genossenschaftsanteile zu Einzelgütern, die seit dem 18. Jahrh. dem Siedlungsbild einen durchaus anderen Charakter verleihen als in Zeiten der Gemeinschaft. (Ersatz der Zäune durch „Knicks“, das sind Wälle und Gräben mit lebenden Hecken). Haus und Hof ist geringerem meist wirtschaftlich bedingtem Wandel unterworfen. Möge die Schrift in ihrer übersichtlichen gedanklich klaren Anlage auch für andere Gebiete zur Nachfolge anregen!

A. Haberlandt.

Studier och uppsater tillägnade Otto Anderson: (Festschrift 1929). Institutet för Nordisk Etnologi vid Åbo Akademi. 214 S. mit Textabb. u. Taf.

Aus der vorliegenden Aufsatzreihe greifen wir den ersten heraus. N. E. Hammarstedt schreibt darin in Zusammenfassung verschiedener Vorarbeiten über die Kult- und Hochzeitsbären. Wichtig ist die Zurückführung dieses ganz entschwindenden Volksbrauches auf Bärenkult und Bärenfeste des Lebenskreises der Jäger, wie wir ihn in Nordeuropa und Nordasien noch erhalten sehen. Zur Deutung der Einzelzüge (Bärenbraut), wäre mit Gewinn der Aufsatz von E. Kagarow in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde, 2, 73 ff. heranzuziehen gewesen. Maigrün, Maibaum und Maistange sucht C. W. v. Sydow in ihren Zusammenhängen und im Werdegang psychologisch auszudeuten, wobei aber der Mangel kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte — jede dieser Formen hat seit mehr als einem Jahrtausend schon ihr Eigenleben — den Ertrag ziemlich einengt. Umso begrüßenswerter ist die gründlich geschichtlich beschlagene Arbeit H. Celanders über die Beziehung des Wasa — Wappens zur letzten Garbe, auf die auch der Name „vasa“ selbst sich bezieht. Besonders umsichtig ist in dieser Hinsicht der Beitrag von K. R. V. Wikman über Eldborgs skål — unserer Johannesminne ent-

sprechend — angelegt. Zur Sachkultur erwähnen wir S. Ambrosianis Aufsatz über Dreifußtöpfe, die wir aber eher mit südeuropäischen Erz-Gußformen als mit vorgeschichtlichen Altsachen in China zusammenbringen möchten und die gründliche Beschreibung Einar Gambergs vom Alpwesen in Härjedalen.

A. Haberlandt.

Rudolf Wissel: Des alten deutschen Handwerks Recht und Gewohnheit. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur durch Dr. Konrad Hahm. Bd. II. Ernst Wasmuth A. G., Berlin, 1929. XVI u. 704 S., 76 Taf.

Der dem I. Band rasch nachgefolgte 2. Teil der umfassenden Veröffentlichung des deutschen Reichsarbeitsministers erweist sich, sofern es dessen noch bedurfte, wohl als unentbehrliches Quellenwerk für jeden Volksforscher beim vergleichenden Studium der alten Handwerksgebräuche und der volkstümlichen Art ihrer Ueberlieferung. Von rund 45 Handwerken sind die alten Rechtsformen, Feierlichkeiten in der Gemeinschaft, Feste und Spiele aus alten halb verklungenen Quellen wieder an den Tag gebracht und textkritisch sorgsam abgewogen zusammengestellt. Oft wird man mit dem Verfasser bedauern, daß die bis auf die Gegenwart unverbrüchlich gehaltene Verschwiegenheit — auch der Gewerkschaftsvorsitzende der Kupferschmiede Saupé hat sein Wissen solchermaßen mit ins Grab genommen — manche nur mündlich überlieferte Kunde hat verstummen lassen und doch muß jeder, der als Forscher selbst auch Volk sein will, seine tiefere innere Freude darüber bekunden, daß die alten Handwerker diesen sittlichen Gedanken hoch gehalten haben bis auf die Gegenwart. Um seine Weitergabe geht es nicht um die Formeln, sie mögen inhaltlich freilich oft noch höchst Bedeutsames zu bieten haben. Probleme offenbaren dem Volksforscher in der reichen Ueberschau vor allem die Brauerfeste, ferner die Spiele der Hansa zu Bergen und der aufschlußreiche Abschnitt über die Steinmetzzünfte und Bauhütten. Vor allem aber gilt es dem Verfasser zu danken dafür, daß er in schlichter klarer Sprache dem deutschen Handwerk nun wieder seine Ueberlieferung vor Augen gestellt hat. Möge er damit weit und breit Anklang finden! Nicht unerwähnt sollen die ungemein ansprechenden Bildbeigaben, Handwerkerbilder nach J. Amman, van Vliet, Christoph Weigel, Lehr- und Wanderbriefe und andere künstlerische Denkmäler des Handwerkerlebens umfassend, bleiben.

A. Haberlandt.

Johann Bredt: Volkskörperforschung. Ferdinand Hirt in Breslau 1930.

Wie die Einleitung dieser programmatisch gedachten Schrift besagt, wird hier Anregung und Anleitung zu einer neuartigen Erforschungs- und Betrachtungsweise des Volkskörpers abgegrenzter Gemeinschaften geboten. Ihr Wesen besteht im Aufbau der Familien, seiner Gemeinschaft und ihrer Aneinanderreihung nach dem genealogischen Zusammenhang derselben, wodurch

ein gleichsam durchsichtiges Bild des Volkskörpers geschaffen wird. Die Volkskörperforschung, wie sie in der vorliegenden Schrift programmatisch entwickelt wird, ist an der wirklichen Bearbeitung einer Gemeinschaft, der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinde Kleinbistritz erwachsen und ausgebildet worden. Neben ihrem wissenschaftlichen Eigenwert, als eines Seitensprosses der Familienforschung könnte sich dieselbe, wie der Verfasser hofft, wohl auch auswirken zum wertvollen Hilfsmittel für Kräftigung, Gesundung und Erhaltung des Auslandsdeutschtums und vielleicht des gesamten deutschen Volkskörpers.

Prof. M. Haberlandt.

Hans F. K. Günther: Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache. Dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 483 Abbildungen und 34 Karten. J. F. Lehmanns Verlag. München 1929.

Wie auch von den oppositionellen Kritikern der früheren Auflagen dieses bedeutungsvollen Werkes offen anerkannt wird, bedeutet die vorliegende dritte Auflage desselben in vieler Hinsicht einen sehr erfreulichen und wesentlichen Fortschritt. Der gewaltige Stoff ist durchwegs in geschichtlicher Vertiefung erfaßt und dargestellt und in verschiedenen Richtungen erweitert. Die Schilderung der Rassen geht mehr in die Einzelheiten, in der Beurteilung ihrer seelischen und kulturellen Werte ist größere Objektivität gewahrt; der Bildervorrat ist ergänzt und wird in späteren gewiß zu erwartenden Auflagen des Werkes erwünschter Weise noch vermehrt werden können. In seiner neuen Gestalt darf das Buch der interessvollen Aufnahme seitens weitester mit Rassenfragen sich beschäftigender Leserkreise sicher sein.

Prof. M. Haberlandt.

Deutscher Volkskunde-Kalender 1930. Herausgegeben von Dr. Fritz Boehm, Berlin.

Dieser auch illustrativ sehr hübsch und belehrend ausgestattete Kalender will dazu beitragen, neue Freunde für die Volkskunde zu werben und bringt auch den Fachgenossen manche Anregung. Für die Mitarbeiter an dem großen, eben beginnenden Werke des „Atlas der deutschen Volkskunde“, in deren Hände der Volkskunde-Kalender recht zahlreich kommen möchte, ist bei der Auswahl dessen, was er bringt, Bedacht darauf genommen, mit den Fragebogen des Atlas einen erwünschten Zusammenhang herzustellen, wo es eben möglich war. Der schöne Kalender ist sicher überall eine willkommene Gabe.

Prof. M. Haberlandt.

Tätigkeitsbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1929.

Wie das Vorjahr 1928 als eine Periode stetiger Weiterentwicklung und erhöhter Geltung unseres Vereines und besonders auch des Museums für Volkskunde gelten durfte, kann der Tätigkeitsabschnitt des abgelaufenen Jahres 1929 in noch erhöhterem Maße die Vereins- und Museumsleitung mit Befriedigung erfüllen. Dank dem eifrigen und verständnisvollen Zusammenwirken der im Museumsausschusse vertretenen Faktoren, des Bundes, der Wiener Stadtverwaltung und der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, sowie der Mitglieder des wissenschaftlichen Ausschusses konnten Verein und Museum ihren bedeutungsvollen Bildungsaufgaben in stetig erweitertem Ausmaße nachkommen.

Die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, die 1929 bereits im 34. Jahrgang herauskam, brachte neben vielen kleinen Mitteilungen und Buchbesprechungen wertvolle, zum Teil durch Abbildungen unterstützte Beiträge von P. Tschurtschenthaler, Eugen Kagarow, Leopold Höfer, Richard Pittioni, Karl Spiess, Paul Kretschmer, Arthur Haberlandt, Karl Adrian und Gisela Mayer-Pitsch. Von der reichhaltigen Sammlung: „Wiener Kinderglaube“ des Oberlehrers Leopold Höfer, die in 10 Fortsetzungen in den Jahrgängen 32–34 unserer Zeitschrift zum Abdruck gelangte, wurden 200 Sonderdrucke aufgelegt, die im Jahre 1930 größtenteils dank einer einsichtsvollen Verfügung des Wiener Stadtschulrates zur Verteilung an die Wiener Hauptschulen gelangen werden. Der Tauschverkehr mit in- und ausländischen Fachzeitschriften und Instituten erweiterte sich um fünf und beträgt gegenwärtig 92 Nummern.

Unsere Hauptschöpfung, das Museum für Volkskunde nahm wie immer in den Vorjahren die umfassendste Obsorge der Vereins- und Museumsleitung in Anspruch, die sich dann auch durch die höchst erfreuliche Weiterentwicklung des Institutes aufs Beste lohnte. Die volkskundlichen Sammlungen erfuhren durch Ankauf aus Vereinsmitteln (S. 1935), durch Geschenke und Tausch eine Vermehrung um 223 Nummern. Ihre Gesamtzahl beläuft sich bereits auf 41.330. Infolge einer dankenswerten Verfügung der Liquidierungsabteilung des Finanzministeriums wurden die bisher dem Museum nur zur Verwahrung übergebenen höchst interessanten und wertvollen volkskundlichen und volkskünstlerischen Objekte der ehemaligen „Patriotischen Kriegsmetallsammlung“ endgültig in den Bestand unserer Sammlungen eingereiht (rund 800 Nummern). Für geschenkwise Zuwendungen ist unser Museum den nachfolgend genannten Herren und Frauen zu wärmstem Dank verpflichtet: Reg. Rat August und Agathe Ginzberger, Dr. E. Frischauf in Eggenburg, Bürgermeister Karl Koch in Rohrwiesen, Fräulein Mily Niedenführ, Ministerialrat Dr. Hans Fabritius, Dr. Georg Kotek, Inspektionsrat Brunner, Dr. Betty Kurth, Frau Piisterer-Auhof, Frau Ing. Joh. Köchl, Frau Frieda Löwy, Robert Mučnjak, Maler Hans Larwin,

Pfarrer Fr. Rudolf in Seewiesen, Bürgerschuldirektor Ed. Dlaske, Norbert Schwarz in Perchtoldsdorf, Ing. Karl Zahlbruckner, Dr. B. Kriss in Berchtesgaden. Durch Herrn Carl Dräxler wurde die schlesische Webstubeneinrichtung mit Aufziehen von Garn u. s. w. durch Arbeiter seiner Firma wieder vollständig in Stand gesetzt. Dem Spender sei hiefür verbindlichst gedankt. Herrn O. Braun danken wir bestens für die ziervolle Beschriftung der Sammlungsgegenstände.

Die bereits sehr stattlichen Bestände unserer Fachbibliothek erfuhren durch Ankauf, geschenkweise und durch Besprechungsstücke zahlreicher österreichischer und deutscher Verlagshandlungen eine Vermehrung um 80 Nummern. Der Zuwachs an Photographien belief sich auf 163, an sonstigen Abbildungen auf 54, an Diapositiven auf 37 Stück. Die Benützung der Bibliothek erfährt eine stetige Steigerung, der Parteienverkehr belief sich auf 646 Personen. Führungen durch die Museumssammlungen für Schulen, Bildungsvereine und Kursteilnehmer wurden in der Zahl von 28 veranstaltet, wovon der Direktor 16, Frau Dr. A. Perkmann 12 übernommen hat. Wie alljährlich wurden (mit Führungen verbundene) volkscundliche Kurse für Volks- und Hauptschullehrpersonen, für Mittelschullehrkräfte und für die Teilnehmerinnen an der Fortbildungsschule für Volkspflege abgehalten.

Dem schon seit Jahren in unsern Jahresberichten geäußerten dringenden Wunsch der Museumsleitung, eine durchgreifende bauliche Instandsetzung des Museumsgebäudes und besonders auch eine entsprechende Renovierung der Haus- und Hoffassade durchgeführt zu sehen, hat die Wiener Stadtverwaltung im Berichtsjahre mit einem Kostenaufwand von über 25.000 S in großzügiger Weise entsprochen. Der wärmste Dank der Museumsleitung und aller Freunde und Besucher des Institutes sei hier auch öffentlich geziemend zum Ausdruck gebracht, wie derselbe auch bereits in persönlicher Vorsprache dem Herrn Bürgermeister Karl Seitz und Herrn Stadtrat Hugo Breitner abgestattet worden ist. Auch den mit der Durchführung und Überwachung der baulichen Arbeiten bemühten Funktionären des Stadtbauamtes, Herrn Oberbaurat Fürst und Oberinspektor Jaworski, sowie der Abt. 27 dieses Amtes sei der verbindlichste Dank für alle ihre Bemühungen ausgesprochen, dem letztgenannten Amt auch für die im Berichtsjahr zu Ende gebrachte vollständige Neuanlage der elektrischen Beleuchtung im Museumsgebäude.

Der Besuch des Museums hatte in den ersten strengen Wintermonaten 1929 und zufolge der mehr als drei Monate (Juli—September) dauernden baulichen Renovierungsarbeiten im Sommer naturgemäß empfindlich zu leiden. Wir verzeichneten immerhin 2764 zahlende, (darunter zahlreiche Fremde) 126 nichtzahlende Besucher, 2726 Schüler und 126 Schulklassen (bei freiem Eintritt). Der Mitgliederstand des Vereins hat sich zufolge eifriger Werbebemühungen der Museumsleitung um 24 gehoben.

Um den vielseitigen Ansprüchen für die Vereins- und Museumstätigkeit entsprechen zu können, bedurfte es bedeutender, von Jahr zu Jahr anwachsender Mittel, welche für die wissenschaftlichen Vereinszwecke im Betrage von S 3,350.43, für die Museumsbedürfnisse in der Höhe von S 19,841.73 zur Verfügung standen.

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen. für das

	Schilling
Kassasaldo ex 1928	3 017.10
<i>Verein:</i>	
Mitglieder- und Bezugsbeiträge S 1.746.70	
Verkauf von älteren Jahrgängen der Zeitschrift,	
Ergänzungsbände, Sonderabdrücke „ 1.262.95	
Subvention des Unterrichts-Ministeriums „ 300.—	
Verkauf von Exemplaren der Einführung in	
die Volkskunde „ 32.40	
Sonstige Einnahmen „ 8.43	3 350.48
<i>Museum:</i>	
Subvention des Bundesministeriums für Unter-	
richt S 9.562.70	
Subvention der Stadt Wien „ 4.000.—	
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe	
und Industrie „ 2.500.—	
Subvention der Arbeiterkammer „ 500.—	
Spende des Bankenverbandes „ 200.—	
Spende des Kommerzialrates Oskar Trebitsch „ 600.—	
Krankenkassabeiträge des Personals „ 474.29	
Pauschalzahlungen für Kurse und Führungen „ 458.50	
Eintrittsgelder „ 1 352.55	
Refundierungen „ 76.04	
Sonstige kleine Einnahmen „ 117.70	19.841.78
Summe der Einnahmen . . .	26.209.36

Geprüft und in
Prof. Dr. H. Jungwirth
als Rechnungsprüfer.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1929.

Ausgaben.

	Schilling
<i>Verein:</i>	
Buchdruckerei „Helios“ und „Pago“ für Druck des Jahrganges XXXIV und der Sonder- abdrücke	S 2.241.50
Druck des Jahresberichtes	40.—
Klischees	207.41
Versendung der Zeitschrift und sonstige Porti	127.80
Redaktionshonorar	300.—
Honorare für Buchbesprechungen in der Zeit- schrift, Jahrg. 34	200.—
Kanzleiauslagen und Drucksorten	127.65
Rückkauf älterer Jahrgänge der Zeitschrift	154.32
Beiträge für Vereine	23.76
	3.422.44
<i>Museum:</i>	
Gehalte und Aushilfen	S 9.625.15
Krankenkasse	918.77
Kanzleiauslagen	269.71
Stempelabzüge	96.90
Postgebühren etc.	352.47
Fahrten und Reisen	264.87
Mietzins	1.348.89
Telephon	664.70
Sammlungsankäufe	1.935.—
Restaurierung der Sammlungen	648.84
Installation und Anschaffungen	1.279.44
Reinigung	322.81
Bibliothek	525.58
Beleuchtung	276.36
Beheizung (Gaskonsum und Kohlenheizung)	1.428.41
Gartenpflege	204.59
Honorare für Kurse und Führungen	421.50
Bewachung an Sonntagen	208.20
	20.792.20
Summe der Ausgaben	24.214.64
Saldo	1.994.72

Ordnung befunden:

Dr. Robert Heine

als Rechnungsprüfer.

Mit wärmsten Dank verzeichnen wir den Eingang von S 9,562.70 als Subvention des Bundesministeriums für Unterricht, zur Bestreitung der Auslagen für das Personal, Beheizung, Telephon und Administration, wofür den Vertretern desselben im Museumsausschuß, Herrn Ministerialrat Dr. L. Petrin und Präsidenten Dr. F. Schubert-Soldern der beste Dank geschuldet wird. Seitens der Gemeinde Wien floß uns eine Subvention im erhöhten Betrag von S 4000.— zu, und es sei hiefür dem Stadtsenat und Gemeinderat, sowie im Besondern Herrn Bürgermeister Karl Seitz, Herrn Präsidenten des Stadtschulrates Otto Glöckel und Herrn Stadtrat Hugo Breitner der ergebenste Dank ausgesprochen. Dank der Befürwortung des Herrn Kammerrates Hermann Kandl bewilligte die Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie wie in den Vorjahren eine Subvention von S 2,500.—, während von der Arbeiterkammer eine solche von S 500.—, vom Verband der Banken und Bankiers ein Betrag von S 200.— einging. Von unserem bewährten Gönner Kommerzialrat Oskar Trebitsch wurde dem Museum im Gedächtnis seines Bruders Dr. Rudolf Trebitsch eine Spende von S 600 zuteil. Allen genannten Korporationen und Spendern sei der wärmste Dank hier auch öffentlich ausgesprochen. Ebenso sei Herrn Ministerialrat Dr. Majer für den zu Gunsten unserer Zeitschrift gewährten Unterstützungsbeitrag (S 300.—) verbindlichst gedankt.

An dem weiteren Ausbau der auswärtigen freundschaftlichen Beziehungen unseres Vereins und Museums wurde von der Museumsleitung mit regstem Eifer gearbeitet. Bei der feierlichen Eröffnung des schönen Tiroler Volkskunstmuseums in Innsbruck vertrat der Museumsdirektor Prof. Dr. Arthur Haberlandt unseren Verein und sein Museum, desgleichen bei der Tagung des Verbandes der Deutschen Volkskundevereine in Berlin. An den Beratungen des Volkskunstkomitees des Institute Internationale de Coopération intellectuelle in Bern im April d. J. nahm Prof. A. Haberlandt als Mitglied der internationalen Volkskunstkommision ebenfalls teil. Auch das große Unternehmen des Deutschen Volkskunde-Atlas beschäftigte den Museumsdirektor, der zum Leiter der einschlägigen Arbeiten in Niederösterreich und Wien bestellt wurde, mit organisatorischen Vorarbeiten bereits in intensiver Weise. Volkskundliche Vorträge, die das Interesse weitestgezogener Kreise für die österreichische Volkskunde und Volkskunst zu wecken geeignet und bestimmt waren, wurden in der „Ravag“ von den Professoren Michael und Arthur Haberlandt, sowie von Frau Dr. A. Perkmann mehrfach abgehalten. In beiden Semestern 1929 hielt Prof. A. Haberlandt sehr gut besuchte Universitäts-Vorlesungen und Übungen zur Einführung in die Volkskunde ab.

Zum lebhaften Bedauern des Vereins und der Museumsleitung haben wir den getreuen und gewissenhaften Museums-Oberaufseher Franz Mučňak, der dem Museum durch mehr als ein Jahrzehnt stets geschätzte Dienste geleistet hat, am Jahresende durch den Tod verloren. Wir bewahren ihm ein ehrenvolles und dankbares Andenken. Allen Angestellten des Museums, Frau Dr. A. Perkmann, Fräulein Ida Schuster, Präparator Robert Mučňak und Hilfsarbeiter L. Neprac, die unserem Institute nach Kräften

pflichtgetreu und erfolgreich dienen, sei auch für das abgelaufene Jahr wärmstens gedankt.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß das Neujahr 1930 unserem Verein und seinem Museum nicht nur seine bisherige ansehnliche Stellung im öffentlichen und kulturell-wissenschaftlichen Leben Wiens und Österreichs bewahren wird, sondern daß die gesamte Bevölkerung die bedeutungsvollen Bildungsanregungen, die von unserem Institute und seiner Arbeit ausgehen, in immer reicherm Maße zu würdigen und aufzunehmen Gelegenheit nehmen wird.

Die Vereinsleitung im Jahre 1929.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Präsident Nationalrat Otto Glöckel, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Alfons Dopsch.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertreter: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger.
Kassier: Fachlehrer i. R. Julius Thirring.

Ausschußräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Kammerrat Hermann Kandl, Lehrer Karl M. Klier, Dr. Georg Kotek, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Paul Kretschmer, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Kustos Dr. Viktor Lebzelter, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Much, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Regierungsrat Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef Strykowski, Oberlehrer Raimund Zoder.

Museums-Ausschuß:

Präsident: Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Ministerialrat Dr. L. Petrin, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Präsident des Stadtschulrates Nationalrat Otto Glöckel, Gymnasialdirektor D. E. Zellwecker.

Vertreter des Vereins für Volkskunde: Sektionschef Dr. A. Breycha, Kammerrat Hermann Kandl.

Vertreter des Museums für Volkskunde: Direktor Prof. Dr. A. Haberlandt.

Museum für Volkskunde:

Direktor: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Bibliothekarin: Dr. Adelgard Perkmann.

Präparator: Robert Mučnjak.

Oberaufseher: Franz Mučnjak †.

Kanzlistin: Ida Schuster.

Hilfsdienst: Ludwig Neprac.

Hauswart: Franz Wellan.

EHRENMITGLIEDER.

Geheimrat Prof. Dr. J. Bolte, Berlin (1920).
 Hofrat Univ.-Prof. Dr. R. Meringer, Graz (1920).
 Univ.-Prof. Dr. G. Polivka, Prag (1920).
 Oberlehrer Josef Blau, Freihöls (1920).
 Hofrat Univ.-Prof. Dr. M. Haberlandt (1920).
 Univ.-Prof. Dr. A. Hauffen, Prag (1920).
 Univ.-Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920).
 Dr. Max Hussarek-Heinlein (1912).
 (Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914).
 Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914).

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER.

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.
 Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg.
 Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.
 Museumsvorstand Dr. V. Geramb, Graz.
 Landesschulinspektor Dr. G. Graber, Klagenfurt.
 Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.
 Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.
 Direktor Julius Leisching, Salzburg.
 Prof. Josef Tvrdy, Wischau
 Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.
 Dr. Franz Freiherr v. Nopcsa, Budapest.
 Univ.-Prof. Dr. R. Kaindl, Graz.
 Univ.-Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.
 Univ.-Prof. Dr. L. Rüttimeyer, Basel.
 Univ.-Prof. Adam Wrede, Köln.
 Direktor Fr. Pospíšil, Brünn.
 Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.
 Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.
 Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.
 Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.
 Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.
 Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.
 Direktor Sigurd Erixon, Stockholm.
 Direktor Dr. J. Manninen, Helsingfors.
 Prof. Paul Sartori, Dortmund.
 Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad.

Beiträge zum Aberglauben im oberen Mühlviertel.

Eine Bestandsaufnahme
von Dr. Heinrich Jungwirth
im Sommer 1929.

Wer ein Gebiet der Volkskunde wissenschaftlich bearbeiten will, wird der großen Schwierigkeit gegenüberstehen, daß das in Büchern und Zeitschriften gesammelte reiche Material keine Auskunft gibt, ob es sich um noch lebendiges volkstümliches Gut handelt oder um schon geschwundenes.

Begreiflicherweise kann die zeitliche Scheidung der volkskundlichen Materialien nur mit Bezug auf die Gegenwart erfolgen und wenn wir den Besitzstand an lebendiger Volkskultur als den der „Eltern“, d. i. der Generation von 30—60 Jahren bezeichnen, so müssen wir alles, was die Alten über 60 Jahren noch zu erzählen wissen, als das vergangene volkstümliche Gut, das der „Großeltern“ zusammenfassen. Wichtig ist aber meines Erachtens auch die Feststellung, ob es sich um eine allgemeine und geschlossene Verbreitung einer bestimmten volkstümlichen Erscheinung handelt, oder ob eine Einzelheit vorliegt, eine Art Petrefakt. Eine ungefähre Scheidung wenigstens nach Generationen ist besonders auf dem Gebiet des Aberglaubens nötig. Ein derartiger Versuch wurde von mir im Sommer 1929 in meiner Heimat, Kirchberg an der Donau (pol. Bezirk Rohrbach, O.-Oe.) gemacht.

Diese kleine Gemeinde am linken Donauufer, zwischen Großer und Kleiner Mühl und der Donau, ist, abgesehen von der nicht unbedeutenden Papierindustrie an der Kleinen Mühl, rein bäuerlich; Ackerbau und Viehzucht halten sich auf der etwa 600 m hoch ge-

liegenden Hochfläche die Waage. Städtische Beeinflussung ist bis in die letzten Jahrzehnte wenig gewesen, da die Entfernung nach Linz groß ist (8 Gehstunden, nächste Bahnstation etwa 2 Stunden).

Die Bestandsaufnahme aus dem Gebiet des Aberglaubens ist deshalb schwierig, weil nichts in die Menschen hineingefragt werden soll. Ich wollte nur im Anschluß an Beobachtungen gelegentlich fragen und mich auf die „Behorchung“ beschränken. Meine Lage ist insofern sehr günstig, als ich durch meine bäuerliche Abstammung reiche Gelegenheit habe, meine Umgebung betreffs ihrer abergläubischen Anschauungen zu belauschen, besonders aber meine 70-jährige Mutter. Sie stammt aus einem alten Bauerngeschlecht, ist über die engste Heimat nie länger hinaus gekommen. Was sie aus ihrer Jugend und ihren reifen Jahren zu geben vermag, stellt somit jetzt den lebendigen Aberglauben aus Großmutterzeit dar, was ihre Nachkommen und die gegenwärtige reife Generation davon hat, ist noch lebendiger Aberglaube. In der folgenden Sammlung werden einzelne Gebiete mit wenig Material vertreten sein, so z. B. Hochzeit. Das ist deswegen lehrreich, weil im Sommer keine Hochzeit war und deshalb für mich keine unmittelbare Gelegenheit zur Beobachtung. Dagegen ist Gewitter und Hagel sicher vollständig aufgenommen.

I. Volksmedizinisches.

Hier spielt noch heute das Wenden, Besprechen eine große und lebendige Rolle.

1. **Fingerwurm**, genannt **Beisser** (Panaritium). Ueber die Entstehung dieser Krankheit besteht keine genaue Vorstellung; man kann noch aus der Beschreibung der Ursache bei alten Frauen heraushören, daß sie diese auf einen Wurm (Beisser) zurückführen. Allerdings von seinem Aeußern und dem Vorgang, wie er in den Finger hineingekommen sein soll, haben sie keine Vorstellung und machen sich auch keine. Die höchst altertümliche Heilung, die noch ohne Besprechen mit den häufigen Wurmsegen erfolgt, beruht auf dem Vorbildzauber. Diesen vollzieht eine Person, meist eine Frau aber nur dann, wenn sie

- a) am Georgitag (24. April), dem Tag des Drachen-Wurm-töters geboren ist,

- b) wenn ihr als Kind ein Wurm in die Hand gegeben wurde, damit sie ihn zerdrückte, worauf er vernichtet (verbrannt) wurde. Oder es wurde dem Kind ein Hammer in die Hand gegeben und diese von der Mutter oder jemandem anderen so geführt, daß es den Wurm schlug.

Der Vorgang beim Wenden besteht darin, daß die wendende Person den kranken Finger in die Hand nimmt und eine Zeitlang drückt.

In dieser Weise wird in diesem Gebiete gegen die Beisser noch jetzt von einer Häuslersfrau A. G.¹⁾ gewendet. Sie erklärte mir, daß sie während des kurzen Druckes ein paar Vaterunser bete, daß dieses Gebet aber nicht notwendig wäre; sie besitze durch ihre Geburt am Georgitag und durch die Tötung eines Wurmes diese Kraft, auch schreibe sie dem Kranken kein Gebet vor. Wenn sie den Finger halte, verspüre sie besonders stark das Schlagen und Pochen des Beissers, der sich dagegen wehre. Der Patient empfinde einige Zeit einen heftigen Schmerz, verfalle nach etwa 2 Stunden in einen schlafähnlichen Zustand, fühle sich aber nach dem Erwachen besser und die Heilung erfolge. Dieselbe Behandlung wende sie auch gegen Kopfschmerzen an, die durch einen pochenden Schmerz auf eine dem Fingerwurm ähnliche Ursache schließen lassen; sie lege dabei die rechte Hand auf den Kopf. Dabei ist zu bemerken, daß die Frau dieses Wenden nicht gegen eine Entlohnung vornimmt und nur auf Ersuchen von Seiten des Kranken; bei meinem Besuch an einem Sonntag im Sommer 1929 sprach sie und die anwesenden Frauen und ihr Gatte mit einer an religiösen Ernst gemahnenden Ueberzeugung von der Wirksamkeit dieser Heilmethode.

Zu dieser unmittelbarsten Quelle bekam ich außer der Bestätigung noch eine Variante in der Behandlung des Beissers von einer 80-jährigen Greisin. Die Körperstelle mit dem Beisser werde nicht gedrückt, sondern mit der Hacke geschlagen, um den Wurm zu töten.

2. Englische Krankheit. Dagegen wird noch sehr viel gewendet in der ganzen Umgebung und im oberen Mühlviertel über-

¹⁾ Den Namen kann ich nicht nennen.

haupt. In Kirchberg, wohin Mütter auch von der Umgebung mit den kranken Kindern kommen, besorgt dies eine in der Mitte der Dreißiger stehende Besitzersfrau, K. R., in deren Familie diese Heilkunst als Geheimnis erblich ist und die sie von ihrer Mutter übernommen hat. Da hiermit eine sehr bescheidene Entlohnung verbunden ist, wird das „gewisse Gebet“ als Geheimnis bewahrt und ich konnte es von dieser Frau nicht erfahren. Sie sagte mir noch, daß das Wenden nur bei Vollmond erfolge, und zwar gegen den „abnehmenden Mond hin“. Auf dem betreffenden Körperteil wird zuerst ein Kreuz gemacht, dann dieser mit der Hand mehrmals bestrichen und dabei das gewisse Gebet gesprochen, darauf wird ein Vaterunser gebetet. Bei sehr starken Fällen wird das Wenden beim nächsten Vollmond und dann noch ein drittes Mal wiederholt.

3. Auszehrung. Mit 9 Vaterunser im Tag wird begonnen, dann wird an jedem folgenden Tag ein Vaterunser weniger gebetet. Ein etwa 50 Jahre alter Häusler, M. G., berichtete mir mit ehrlicher Ueberzeugung, daß ihm dieser Vorgang geholfen hatte. Vor 20—30 Jahren wurde gegen die Auszehrung das sogenannte Spannen angewendet. Allerdings wissen auch alte Leute hier nichts Genauereres darüber, nur daß der Spanner mit den ausgespreizten Fingern (Spanne) gewisse Messungen am Arm vornahm. In unserem Gebiet scheint es keine des Spannens kundige Person gegeben zu haben, sondern man wandte sich an einen Mann in Helfenberg, der den Namen Spanner-Peter hatte (In Helfenberg konnte ich bisher über diese Persönlichkeit noch nichts Weiteres ausforschen).

4. Gegen die Verneidung des Viehes und den bösen Blick. An den bösen Blick glauben alte Leute (besonders Frauen) auch jetzt noch; dagegen zeigen junge und reife, vor allem Männer, nur seltene Spuren von diesem Glauben. Es starb vor kaum 20 Jahren ein Mann, den man in keinen Stall hineinließ, weil er „scharfe Augen hatte“, so daß das Vieh nicht mehr fraß, besonders wenn es schön war und ihm gefiel. Dagegen suchte man von ihm ein Kleidungsstück zu bekommen, verbrannte es und räucherte damit das Vieh. Besonders Schweine gelten als sehr oft verneidet; da die Schweinefütterung nur die Weiberleute angeht und sie tatsächlich dabei oft mehrere Jahre hindurch vom Mißgeschick verfolgt sind und trotz aller Sorgfalt keine Mästung erreichen, wofür ihnen die Schuld

vom Mann gegeben wird, kommen sie leicht dazu, auf Verhexung und Verneidung durch Fremde zu schließen. Wenn das Schwein bei allfälligem Verkauf im neuen Stall frißt und gedeiht, so ist die Bestätigung der Verneidung gegeben. Diesen Glauben an die Verneidung ihres einzigen Schweines beobachtete ich bei armen Leuten bis in die letzten Jahre und auch heute wird er noch angetroffen. Die Redensart: Die Sau frißt nicht, als ob's verneidet wäre, ist geläufig und beweist, daß dieser Aberglauben erst seit ein paar Jahren im Schwinden begriffen ist.

Daher soll ein Fremder beim Betreten des Stalles das Vieh nicht zu laut und überschwenglich loben; man hat das (auch jetzt noch) nicht gern. Man soll sagen: Ich wünsche dir viel Glück, um zum Ausdruck zu bringen, daß man keinen Neid hegt, und soll auf den Fußboden schauen, dann schadet kein scharfes Auge.

5. **Leisten.** So wird eine eigenartige Geschwulst des Euters genannt, weil dieses durch die Gestaltung eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Schuhleisten bekommt. Die Heilung beruht auf dem Sympathiezauber. Es wird mit einem ungebrauchten Schuhleisten (er soll mindestens ein Jahr nicht mehr verwendet worden sein; infolge der noch üblichen Störarbeit der Schuster finden sich solche leicht in den Häusern) dreimal das Kreuz über die Geschwulst gemacht; darauf wird er in den Futtertrog geworfen, wo er drei Tage liegen muß und nicht herausgenommen werden darf.

In dieser Weise wird noch jetzt diese auf Verköhlung der Milchgefäße beruhende Entzündung geheilt; allerdings wurde diese Art der Behandlung von einer Fürkäuferin vor etwa 20 Jahren hierher gebracht und es ist der Verbreitungsweg von der einen Frau, die diese empfohlen bekam, festzustellen. Die Anwendung des Mittels gegen den Leisten konnte ich im eigenen Vaterhaus und auch in anderen Wirtschaften beobachten.

6. Kaum mehr gewendet wird gegen **Warzen.**

Dagegen wendete vor 25—30 Jahren ein alter Mann. Unter Stillschweigen wickelte er einen Faden 9 mal um die Warze und wieder ab; darauf vergrub er ihn unter der Dachtraufe; wenn der Faden hier verfault war, sollte auch die Warze geschwunden sein. Dieses Verfahren wurde von diesem Manne mehrmals bei mir angewendet. Jetzt wird meist darüber gelacht.

II. Gewitter und Hagel.

Bei Gewitter wird noch gegenwärtig sofort das Herdfeuer gelöscht; auch das Schmiedefeuier wird gedämpft. Fenster und Türen werden geschlossen, damit der Blitz keinen Zug hat. In den Herd wird etwas Geweihtes vom Weihpalm gegeben oder ein kleines Kranzel von Fronleichnam, das aus Kudelkraut und Jungfrauenmantel gebunden ist, oder Laub von der Fronleichnamsbirke. In der Stube wird gemeinsam gebetet, wobei man knien soll, es wird die Wetterkerze angezündet. Rote und schwarze Wetterkerzen brachten früher die Mariazeller Wallfahrer mit. Manche legen gegen den Hagel ein sogenanntes Antlaßei hinaus ins Freie (es ist dies ein am Gründonnerstag gelegtes und am Ostersonntag geweihtes Ei). Da man bei besonders großen Schloßen (Rieseln) sagt, „sie sind groß wie Taubeneier“, so erklärt sich der sympathetische Abwehrzauber mit dem Antlaßei. Weihwasser wird auf den Tisch gestellt, in den Ofen und ins Freie gespritzt; Haselnußlaub soll man unter das Fenster geben. Bei jedem Blitz ist zu sagen: Helf uns Gott! Nach dem Blitz darf man nicht mit dem Finger zeigen. Es ist ein Hervorbrechen primitivster Religiosität, wenn bei der Sturmkatastrophe am 6. Juli 1929 eine religiöse Besitzersfrau, F. J., die sonst wenig Abergläubisches an sich hat, mit dem Weihwasser ins Freie wollte, um damit um das Haus zu eilen und gegen den Sturm zu spritzen. Bei derselben Gelegenheit konnte ich den Glauben an den Schutzzauber der Haselnuß noch lebendig bemerken. Bis dahin hatte ich ältere Frauen öfters sagen gehört, „man hat früher gesagt, die Haselstaude schütze, weil die Jungfrau Maria auf der Flucht unter ihr Schutz gesucht habe“. Jetzt erklärte mir eine verwandte Bäuerin am Tage nach dem Sturm, sie habe sich unter eine Haselstaude geflüchtet, weil sie ihr Haus nicht mehr erreichen konnte. Diese schwerste über die Gegend in einigen Minuten hereinbrechende Elementarkatastrophe ließ auch sonst Spuren primitivster Religiosität hervorbrechen, so wenn ein Mann, L. N., auf die erstaunte Frage, weshalb der Sturm nicht auch das Dach seines Hauses mitgenommen hätte, dies dem unmittelbaren Eingreifen einer Josefstatue zuschrieb, die unter dem Giebel angebracht ist. Er habe laut zu diesem Heiligenbild um Schutz hinaufgerufen.

Noch nicht geschwunden ist der Glaube, daß ein roter gebrannter Ziegelstein, in eine Zwiesel eines Apfelbaumes gelegt, dessen Blüte gegen Blitz schütze. Der zur Zeit der Baumbüte be-

sonders stark leuchtende Blitz verursache das Brandigwerden der empfindlichen Apfelblüten. Der Ziegel ist wohl ein Donnerstein. Bis zum Krieg konnte man die Steine auf Apfelbäumen recht oft bemerken, vereinzelt noch im letzten Sommer. Jedenfalls wissen die Erwachsenen noch, welche Bewandnis es mit dem Ziegel hatte, wenn sie auch selbst nichts mehr tun. Aus der eigenen Kindheit (35 Jahre etwa) kenne ich noch das Gewitterglöckchen; kleine Glocken, meist aus Ebenzweier (Kloster bei Gmunden) stammend, von wo es Frauen, die dort Exerzitien machten, mitgebracht hatten. Sie wurden während des Gewitters geläutet und zwar womöglich von einem kleinen Kinde. Das Wetterglöckchen wird selten, aber vereinzelt doch noch immer in den Familien geläutet. Dasselbe ist auch der Fall bei dem Johanneſevangelium, dessen Anfang dreimal gelesen wurde. Dagegen ist das Wetterläuten seit der Jugend meiner Mutter (etwa 1875) nicht mehr gebräuchlich. Dies besorgte der Schullehrer, der als Entlohnung bei den Bauern die sogenannte Wettergarbe sammelte. Es ist somit deutlich, daß durch das Wetterläuten das Unwetter von den Getreidefeldern fern gehalten werden sollte. Bis ungefähr in dieselbe Zeit sprach mancher Geistlicher den Wettersegen. Ebenso warf man Brot ins Feuer. Je stärker ein Gewitter ist, je größer die dadurch ausgelöste seelische Erschütterung ist, desto unvermittelter tritt primitive Religion hervor.

Um den Hagel (Schauer) von den Aeckern fernzuhalten, wurde vor 40—50 Jahren am Schauerfreitag (Freitag nach Christi Himmelfahrt) auf den Aeckern nichts gearbeitet; ebenso soll am Leonhardstag nicht geackert werden, es ist der Viehfeiertag. Gegen die Reifezeit des Kornes hin und während es in den Mandeln stand, wurde unter den Bauern nicht mehr getanzt, man fürchtete schwere Gewitter; auch jetzt widersetzt sich mancher Bauer um diese Zeit einem Tanz in seinem Haus.

III. Arbeit im Felde.

1. Des Bauers Zukunft ist von der Natur abhängig; daher sucht er den günstigen Zeitpunkt zur Verrichtung gewisser Arbeiten zu erforschen. Gerade hier ist bei der Jugend so ziemlich alles geschwunden, auch die gegenwärtigen Bauern wissen kaum mehr etwas; nur Greise erzählen noch manches. Zur Erforschung, ob der Winterroggen spät oder früh angebaut werden sollte, hatte mein

Großvater am Jakobitag vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang oder in der 12. Stunde je eine Handvoll Korn angebaut. Entwickelte sich das vor Sonnenaufgang gebaute am schönsten, so baute man früh, wenn das nach Sonnenuntergang, dann spät.

Der Haar (Flachs) wird lang, wenn die ersten Maiblumen (hier der Löwenzahn) recht langstielig sind.

Am Ostertag soll es regnen, denn soviel Tropfen, soviel Äpfel. (Ein gutes Obstjahr mit viel Most, der reichlich als Haus-trunk getrunken wird.) Auch der Faschingdienstag hat dieselbe Vorbedeutung.

2. **Anbau:** Ziemlich allgemein wird beobachtet, daß der Anbau nicht bei abnehmendem Mond und im Zeichen des Krebses erfolgt. Es gibt noch heute Leute, die besonders die Erdäpfel nicht setzen wollen, wenn der Mond noch „jung ist“. Besonders beim Kraut-pflanzensetzen wird noch ziemlich allgemein hierauf geachtet und dieser Glaube ist noch so verbreitet, daß man bei Mißlingen des Krautes die Schuld auf den zu „jungen“ Mond oder den Krebs schiebt. Das Sätuch mußte aus einem Garn hergestellt sein, das von einem Kind unter 6 Jahren gesponnen war. Meine Großmutter hat noch solches Garn gesponnen, also war dieser Glaube zwischen 1830—1840 noch lebendig.

3. **Das Kornbeten** bestand ebenfalls etwa vor 70—80 Jahren noch allgemein, in der Zeit der Großeltern. Unsere Eltern kennen es nur mehr aus den Erzählungen ihrer eigenen Eltern. Doch als ein Rest des alten Kornbetens, wenn auch nicht mehr als solches gefühlt, muß die bis vor 10—15 Jahren geübte Andacht an bestimmten alten Feldkreuzen und Kapellen am Abend vor Maria Heimsuchung (2. Juli) betrachtet werden. Es versammelten sich alle Hausleute eines oder zweier Bauernhäuser oder eines Dorfes zu einer stimmungsvollen, gemeinsamen Andacht.

4. **Ernte, Kornschneiden:** Bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts machten die Schnitter bei Beginn des Händvoll-schneidens beim ersten Bandl ein Kreuzzeichen über die linke Hand, damit sie sich nicht schneiden. Während der Arbeit wurde sehr viel gejuchzt, noch bis zum Krieg, jetzt aber selten. Man wollte damit die Freude und den Jubel über die gute Ernte ausdrücken.

Den Juchzer führten meist die Männer aus, indem sie einander gegenüberstehend der eine juh, der andere huh machten, solange sie es aushielten. Sie wurden immer rascher und vereinigten sich zu einem gemeinsamen hochgehenden Juchzer, der aber ganz verschieden ist vom Jodler.

Früher achtete man immer darauf, daß die letzte Garbe groß gemacht wurde, damit im nächsten Jahr „braves“ (reichliches) Korn werde. Wenn man auch jetzt nicht mehr an die Vorbildwirkung glaubt, kann man doch immer wieder die Aeüßerung hören, daß die Garbe möglichst groß sein soll. Man sieht das noch immer gern. Vor einigen Jahrzehnten setzten sich die Schnitter auf die letzte Garbe und beteten einige Vaterunser, um das Korn glücklich heimzubringen und im nächsten Jahre eine gute Ernte zu haben.

5. Durchschnitt: Die ältesten Leute wissen noch davon, meist aber auch nur vom Hörensagen. Die jungen Leute wissen nichts. Die Alten glauben an die Tatsache des Durchschnittes und es wird von einem Weibsbild, das um das Jahr 1850 im Rufe einer Hexe starb, erzählt, daß sie den Durchschnitt verstand. Andere schreiben seine Kenntnis Leuten zu, die gewisse „scharfe Augen“ haben.

6. Flachs: Das Haarstreuen besorgen die Frauen allein; die Männer machen bloß die Händvoll Haar und reichen sie ihnen. Zu Beginn und am Ende werden aus Haar 3 Kreuze gelegt; das geschieht jetzt noch aus alter Gewohnheit, damit der Wind nicht den Haar holt. Früher sprach man dabei: Im Namen Gottes des Vaters u. s. w. Einst kam es vor, daß sich die Großdirn auf die erste und letzte in Kreuzform gestreute Handvoll daraufsetzte. Dieser Brauch ist zwar unter den Frauen noch allgemein bekannt, wird aber nicht mehr geübt, man lacht darüber.

Früher allgemein (manchmal auch jetzt noch), ließ man zu Fronleichnam Kränzchen weihen, die man an langen Stecken befestigte und in den Haaracker steckte, damit der Haar recht lang werde. Bekannt ist auch noch, daß die Mädchen über das Sonnenwendfeuer springen sollen, damit der Haar lang werde. Bauen soll man den Haar am Vormittag, damit er gedeiht; würde er erst am Nachmittag gebaut, würde er sehr lange blühen, was nicht sein soll. Früher bekam der Bauer für das Bauen des Flachses einen Eierkuchens (Oarinschmalz).

7. **Wetterprozessionen:** Prozessionen um Regen und schönes Wetter fanden bis in die letzte Zeit nach derselben Waldkapelle mit einer Lorettomadonna (schwarze Madonna) statt. Früher war die Beteiligung allgemein und vor 25—30 Jahren nahm auch die Geistlichkeit daran teil (eine eigene kleine Fahne, die jetzt noch vorhanden ist und für dieses „Betengehen“ bestimmt war, wurde dem Zug von einem Ministranten vorausgetragen; ich selbst habe das mehrere Male getan). Die Mehrzahl der Teilnehmer waren Frauen, Männer hielten sich meist fern. Da die Bauern und Bäuerinnen nicht mittaten, lehnten es auch die kleineren Landwirtefrauen und besitzlosen Inwohnerinnen mit der Zeit ab, für die anderen um Regen und schönes Wetter beten zu gehen. Die frühere allgemeine Beteiligung von bodenbesitzenden und nicht besitzenden Gemeindeangehörigen war der Ausdruck für die gemeinsame Verbundenheit aller Bauersleute.

Die erste Frucht des Baumes soll ein Vater oder ein Kind nehmen. Wird diese gestohlen, so trägt der Baum nicht mehr oder stirbt ab. Dieser Glaube ist noch jetzt lebendig.

IV. Haus und Vieh.

1. **Hennen.** Wenn die Hennen Eier ohne Schale nur mit der Haut legen, gibt man ihnen gern geschabte Kirchhofsmauer; auch jetzt noch wird dieses Verfahren von manchen Frauen angewendet. Damit sie fleißig legen, ließen viele (manche tun es auch jetzt noch) am Palmsonntag in einem Säckchen Gerste weihen, die sie ihnen am Ostersonntag als Futter gaben.

Damit im Jahr mehr Hennen (Singerl) als Hähne werden, muß am Ostersonntag das „Stubenmensch“ mit dem Geweihten vor den Burschen heimkommen. Würden die Burschen (der Hirtenbub und Futterer) zuerst zu Hause sein, würden mehr Hähne werden. So verlassen noch jetzt die Mädchen am Ostersonntag das Hochamt vor Schluß und es beginnt ein Wettlauf nach allen Richtungen zwischen Mädchen und Burschen.

2. **Bienen.** Man darf sie nicht beschimpfen, nicht Fluchworte über sie aussprechen, weil sie das Wachs machen, aus dem Kerzen verfertigt werden, die man zum Sterben braucht, um den bösen Feind zu vertreiben. Den Bienen soll der Tod des Besitzers angesagt werden; sie dulden kein Glockengeläute. Damit man für das

nächste Jahr Glück hat, soll man von jeder Honigernte etwas verschenken, an Kinder und arme Leute. Der Grund ist zwar unbekannt, doch soll wahrscheinlich durch eine freiwillige Gabe der Neid gebannt werden.

3. **Vieh.** Damit das Vieh gesund bleibt, steht noch in einem oder zwei Ställen der Gemeinde ein Geisbock; er zieht alle Krankheiten an sich. Wird die Kuh abends zum Stier getrieben, bekommt sie nachts das Kalb. Die Frau, die sie führt, soll dazu ein schönes Kleid anlegen, damit sie ein schönes Kalb bekommt. An diese bekannte Vorbildhandlung glaubt man zwar nicht mehr, gibt aber den Mädchen die Gelegenheit, sich zu putzen. Nach dem Stierweisen wird der Kuh bei ihrer Rückkehr etwas Geweihtes gegeben, so einige Katzerln der Saalweide aus dem Weihpalm zwischen zwei Broten, die mit Weihwasser bespritzt werden. In manchen Ställen ist ein Kreuz auf die Tür gezeichnet, Weihwasser ist immer vorhanden, ebenso der Weihpalm; früher war etwas Geweihtes unter der Schwelle. Wenn man aus dem Stall geht, soll man sagen: In Gottes Namen. Ich wünsche den armen Seelen eine glückselige Auferstehung und glorreiche Himmelfahrt. (Von einer Frau, die es so hielt bis zu der vor 4 Jahren erfolgten Abgabe der Stallarbeit.)

Am Ostertag mußten die Mägde früh aufstehen und in ihren Fürtüchern Kornsafer (die Spitzen der jungen Saat) heimtragen; er wurde zwischen zwei Brote gelegt und dem Vieh gegeben, damit man damit Glück habe (heute nicht mehr üblich, doch von einer 80-jährigen Greisin, M. Sch., als ein in ihrer Jugend allgemein üblicher Brauch berichtet). Die erste Milch einer jungen Kuh soll man verschenken, damit man Glück hat. (Wird nur ganz vereinzelt mehr eingehalten.) Der Kuh wird nach dem Kalben als Erstes ein Stück Brot mit Weihwasser bespritzt, gereicht. Wenns nichts nützt, schadet es auch nichts.

Viehkauf—Verkauf. Es gibt noch den Leutkauf, wenn er auch im Abkommen begriffen ist. Ein Kuhkauf ist noch mehr eine besondere Angelegenheit als der eines Ochsen. So bekommt der Käufer noch jetzt ein Stück Brot oder eine Brotrinde vom Verkäufer mit, wenn etwa die Kuh (wie man es begründet) auf dem Weg matt werden sollte. Da dieses auch gereicht wird, wenn der Verkauf über die Straße stattfindet, ist es das sogenannte Gewöhnbrod. Früher wurde dem Käufer auch der Strick mitgegeben. Das verkaufte Kalb muß auch jetzt noch verkehrt aus dem Stall gebracht werden.

V. Hexen.

Daß es Hexen gegeben hat, ist besonders unter den Frauen ein allgemein verbreiteter Glaube. Zwar verwendet man für sie nicht die Bezeichnung Hexen, noch auch Hexerei und Zauberei für ihr Tun, sondern man sagt von ihnen, daß sie etwas „konnten“.

In unserem Gebiet haben die Alten noch die Erinnerung an zwei solche Weiber von diesem Ruf; sie starben etwa zwischen 1850—1870. Von der einen hat der eigene Sohn über das Treiben seiner Mutter erzählt und meine Mutter hat es als junges Mädchen aus seinem Mund gehört. Besonders verstand sie es, den Kühen nach dem Kalben die Milch auszumelken; wenn man aber den Kühen rechtzeitig ein Antlaßei gab, konnte sie ihnen nichts mehr antun. Mit ihrer Tochter, die zur Mutter hielt, soll sie aus Tannenreisig Korn gedroschen und aus den Zizeln eines Grastuches Milch gemolken haben u. a. mehr.

Zur Abwehr der Hexen vom Vieh werden noch manche Vorkehrungen getroffen. So darf am Sonnwendtag kein Gras eingebracht werden, weil man Hexen mitbringen würde, die dem Vieh im Stall schaden könnten. Darauf wurde in meinem eigenen Vaterhaus bis jetzt strenge geachtet.

Wenn die kleinen Besitzer zum Heueinbringen große Leinentücher (sogenannte Grastücher) verwenden, so dürfen diese nicht ausgebreitet auf der Wiese liegen. Damit sich die Hexe nicht darauf setze, muß zumindestens ein Büschel Heu darauf liegen. Hierauf wird noch immer geachtet, man kann beobachten, daß ein wenig Heu nach altem Brauch darauf geworfen wird, allerdings denkt man wohl nicht mehr immer an die Hexe.

VI. Mutter und Kind, Schwangerschaft, Geburt und Taufe.

Versehen der Mutter: Die schwangere Frau darf nichts Häßliches, keinen Toten, keinen Mißgestaltigen ansehen; sie soll das Feuer nicht zu sehr ansehen. Daß schwangere Frauen, die bei einer Feuersbrunst zusehen, von anderen Frauen weggewiesen und auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden, kann man immer noch beobachten. Sie dürfen nichts nehmen, was ihnen nicht gehört, denn sonst würde das Kind diebisch. Die Nachgeburt wird unter einem Baum vergraben. Das Neugeborene wird mit Weihwasser bespritzt. Das Kind soll am selben Tag getauft werden, denn stirbt

ein ungetauftes Kind, wäre es besser, es ginge ein Königreich zu Grunde. Bei der Taufe erhält das Kind ein Westergeld, das man früher in die aus einem Evangelienbuch herausgerissenen Blätter wickelte; jetzt geschieht das nicht mehr. Die Wöchnerin gilt für die älteren Frauen noch jetzt als unrein, bis sie in der Kirche fürgegangen ist. Fürgehen dürfen nur die Verheirateten, aber auch bei diesen kommt es immer mehr ab. Die Wöchnerin muß in der Sakristei warten, bis sie vom Geistlichen in die Kirche geleitet wird. Sie soll von einer verheirateten Frau begleitet sein; beide gehen hernach manchmal ins Wirtshaus.

Außerdem ist der 9. Tag für sie besonders wichtig. Bis zu ihrer Reinigung soll die Wöchnerin in keinen Spiegel schauen, kein Weihwasser nehmen, denn es „gilt bei ihr nicht“. Sie soll nicht über die Dachtropfen herauskommen, sonst könnte sie der Teufel holen.

Der Täufling soll zur Kirche getragen werden, in der Regel von der Hebamme. Bei Bauern mit Pferden wird schon öfters das Fuhrwerk benützt. Vor etwa 50 Jahren wurde auf dem Weg zur Kirche geschossen, besonders bei einem Buben. Der Vater bekommt beim Gvatterbitten einen Eierkuchen (Oarinschmalz). Der Taufschmaus auf Kosten des Vaters findet so ziemlich noch immer statt, meist am Tag der Taufe, wegen vieler und drängender Erntearbeit auch am folgenden Sonntag.

Kinderjahre. Kleine Kinder wiegt man auch jetzt ungern, denn man befürchtet ihren Tod. Vor der Jahreszeit (bevor sie ein Jahr alt sind) sollen ihnen Haar und Nägel nicht geschnitten werden; die letzteren soll ihnen die Mutter abbeißen. Um die Kinder sangesbegabt zu machen, gab man ihnen vor 1—2 Generationen als erstes Fleisch Vogelfleisch, so von einer Krähe. Bei mir hat vor etwa 40 Jahren das zarte Fleisch eines Krametsvogels allerdings nicht geholfen.

VII. Hochzeit.

Bauernhochzeiten finden nur Montag oder Dienstag statt. Bei der Trauung müssen die Brautleute so enge beisammenstehen, daß man nicht durchsieht; es muß daher die Prangerin, wenn sie hinter den Brautleuten stehend einen Zwischenraum sieht, diesen verstellen; zauberkräftige Leute könnten ihnen sonst Böses antun. Die Brautmutter darf weder bei der Trauung noch beim Mahl anwesend sein, sie würde die Not nachtragen.

VIII. Tod.

Vor allem steht auch der hiesige Bauer dem Tod nüchterner gegenüber als der Stadtmensch. Recht lautes Schluchzen und Weinen soll beim Begräbnis und beim Sterben unterlassen werden.

An das Anzeigen wird noch allgemein geglaubt und fast in jedem Haus kann man hierüber einen an einen bestimmten Todesfall geknüpften Bericht hören, so z. B. daß das Geschirr beim Ofen ohne ersichtlichen Grund erschüttert wird, daß auf dem Boden Gegenstände umgeworfen werden, besonders oft hört man, daß Laden und Latten auf dem Boden umgeschichtet werden; man glaubt auf der Straße ein Fuhrwerk vorüberfahren zu hören, ein Glöckchen zu vernehmen, bei einer Kapelle vor dem Haus wird dreimal um Hilfe gerufen. Das Schreien der Elster um das Haus eines Schwerkranken wird als böses Vorzeichen aufgefaßt. Wenn der Sterbende die Daumen krampfartig einzieht, muß man ihm diese lösen, damit er leichter sterben kann. Während des Sterbens wurde noch vor 10 Jahren beim Tod eines 90-jährigen Greises mit einem kleinen Glöckchen geläutet, in Anwesenheit des Priesters; jener hatte sich ausdrücklich „ausgetragen“ (bestimmt), daß ihm im Todeskampf das Glöckchen geläutet würde.

Mit dem Weihwasser soll man immer außen um das Bett herumspritzen und dabei sagen: Jesus, Maria und Josef, steht ihm bei in der letzten Stunde! Da ich als Ministrant bei Versehngängen oft bei Sterbenden anwesend war, konnte ich sehen, daß mit dem Weihwasser 3-mal auch zum Fenster hinausgespritzt wurde. Laut geweint und geklagt soll nicht werden, weil das dem Sterbenden weh tut, es wird ihm das Sterben noch „stärker“ (es erfolgt schwerer und mühsamer). Nach dem eingetretenen Tod wird die Uhr stehen gelassen, der Spiegel wird verhängt oder weggeschafft, die Fenster dürfen jedoch im Aufbahrungsraum nicht geöffnet werden, damit die Leiche keinen Geruch bekommt.

Herrichtung der Leiche: Mund und Augen müssen zugeedrückt werden; offene Augen bedeuten, daß bald jemand aus der Freundschaft (Verwandschaft) nachstirbt. Wenn die Augen nicht geschlossen bleiben, legt man einen Kreuzer darauf, damit sie halten. Das Wasser, mit dem die Leiche gewaschen wurde, wird so weggeschüttet, daß niemand darübergeht.

Vielen wird noch jetzt der Hochzeitsstaat angelegt, besonders das Hemd. Es werden der Leiche Strümpfe, aber keine Schuhe angezogen. Eine Wochenbeterin wird weiß gekleidet, bekommt den Brautkranz und ein weißes gefaltetes Tuch umgebunden (das sogenannte Maultüchl, das sie auch beim Fürgehen trägt). Die Leiche wird so aufgebahrt, daß die Füße gegen die Tür gerichtet sind. Damit man sich vor der Leiche nicht fürchtet, soll man sie berühren.

Leichenbegängnis: Bei Ledigen (vor etwa 30 Jahren) trugen alle Teilnehmer Kunstblumensträuße, jetzt nur mehr die Leichen-träger und der Kreuzträger, die ledige Nachbarsburschen sind. Diese trugen einst Rosmarinkränzchen am Hut oder am Rock. Bei einem Ledigen sagt man noch jetzt, „er (sie) hat den Hochzeitstag“. Daher ein Kranz mit lichten Blumen und weiße Kleider. Die Leiche muß mit den Füßen voran aus dem Haus getragen werden. Der Aufbahrungsraum wird zuerst kurz geöffnet, dann wieder verschlossen und alles von der Aufbahrung muß rasch weggeräumt werden. Das Bettstroh wird verbrannt, sobald man mit der Leiche weggefahren ist, oft wird es aber sogleich nach dem Hinscheiden angezündet.

Der Fuhrmann darf nicht umschauen; ein trächtiges Pferd darf nicht verwendet werden, es könnte ihm schaden. Im Winter darf kein Schlittengeläut verwendet werden.

Totenwege: Der Leichenwagen darf seit alters nur bestimmte Wege benützen; besonders wird darauf geachtet, daß keine Wege benützt werden, die durch die Nachbargemeinde führen; so müssen die Leichenzüge von Obermühl nach Kirchberg die neue bequeme Fahrstraße an der Stelle verlassen, wo diese das Gemeindegebiet verläßt; sie müssen den alten ehemaligen Fahrweg nehmen. Früher mußte gezahlt werden, wenn aus einem dringenden Grund ein Toter durch eine Nachbargemeinde durchgeführt werden mußte. Die noch jetzt streng eingehaltenen Totenwege lassen die Richtung einstiger, durch bequemere Straßen ersetzte Fahrwege erkennen, denn solche müssen es sein, kein Feldweg. Bei Wegkreuzen und Kapellen wird haltgemacht und etwas gebetet, was auch während des ganzen Weges geschieht.

Grab: Von einem Grab darf man keine Blume abreissen, noch daran riechen, sonst verliert man den Geruch. Man kann Mütter oft hören, wie sie ihren Kindern diese Ermahnungen geben, desgleichen darf über Gräber nicht gesprungen und gestiegen werden.

IX. Brotbacken.

An einem Freitag soll nicht gebacken werden; es könnte ein Unglück geschehen. Dies wurde früher allgemein beachtet und man ließ sich lieber Brot aus, als daß man am Freitag backt. In manchen Häusern achtet man auch heute noch darauf. Nach dem Anrühren mit Sauerteig und dem Kneten wird auf den zum Gären fertigen Teig 3-mal mit der Hand das Kreuz gezeichnet und Weihwasser daraufgespritzt, damit dem Teig nichts angetan werden kann. Beim Formen der Laibe muß auf einen jeden eine Kreuzform mit der Hand eingedrückt werden. Beim Einschießen der Laibe in den Ofen mußte früher gesagt werden: In Gottes Namen, daß das Brot wieder recht wird. Die Ofengeräte, wie Backschüssel, Ofenwisch- und Krucken sollen ordentlich aufbewahrt werden, damit kein „böser“ Unfug (Zauber) mit ihnen getrieben werden kann.

X. Dieb- und Fuhrmannsbannen.

Daß gewisse Leute das konnten, wissen die alten Leute noch, doch wie der Vorgang des Bannbrechens war, ist mir persönlich nicht bekannt geworden, auch bei Greisen konnte ich ihn nicht erfahren. Zum Schutz gegen Diebe soll man alle Tage ein paar Vaterunser für die armen Seelen beten; diese sind froh darum und wecken den Schläfer zur rechten Zeit, so daß die Diebe gehört werden. Dasselbe macht man auch, wenn man frühzeitig aufwachen will. (Mir wurde versichert, daß das immer geholfen hat.)

XI. Feuerbannen.

Daß Geistliche das Feuer bannen können, ist ein Glaube, den ich unter noch jetzt lebenden Alten wahrnehmen konnte; entweder liest er aus einem Buch oder geht mit dem Allerheiligsten um den Brand, besonders wenn die Kirche brennt. Man wirft auch ein geweihtes Brot (man spritzt Weihwasser darauf) ins Feuer; das Brot darf aber nicht mit der bloßen Hand berührt werden.

XII. Sympathie zwischen Baum und Menschenleben.

Der Glaube ist zwar allgemein nicht mehr nachweisbar, und auch bei einzelnen Menschen nur mehr selten zu finden, doch hat

mein Vater noch 1910 das Absterben zweier Obstbäume als Zeichen seines eigenen Todes und des eines Sohnes angesehen; der ein Jahr später erfolgte Tod beider wurde als Bestätigung betrachtet.

Gibt es recht viele Haselnüsse im Jahr, so gibt es viele Mädchen mit ledigen Kindern. Eine oft gehörte, wenn auch scherzhaft verwendete Redensart.

Volksreligiöse Opfergebräuche in Jugoslawien.

Von Rudolf K r i s s, Berchtesgaden.

Mit 4 Bildertafeln.

In folgenden Zeilen soll versucht werden, eine knappe Uebersicht über die in der Gegenwart noch geübten Opferkulte Jugoslawiens, wie sie sich mir bei meiner Durchforschung verschiedener Wallfahrtsorte darboten, zu geben. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, beabsichtige ich lediglich, meine auf mehreren Reisen in den einzelnen Landesteilen des neuen süd-slawischen Staates gemachten Beobachtungen schriftlich niederzulegen. Da mit ganz geringen Ausnahmen fast keine Literatur zu meinem Thema vorhanden ist, was mir auch von den Fachgelehrten des Landes bestätigt wurde, muß ich mich auf mündliche Berichte und in der Hauptsache auf eigene Erfahrung beschränken.

Bevor ich zu meinem eigentlichen Thema übergehe, soll ein für jeden Volkskundler, der über Jugoslawien arbeitet, geltender Leitgedanke hervorgehoben werden, nämlich der von der verschiedenartigen kulturellen Schichtung dieses Landes. Es sind im wesentlichen drei Kulturkreise, die auf die jugoslawische Bevölkerung einen weitgehenden Einfluß ausgeübt haben. Ich nenne zuerst den von Norden kommenden deutschen Einfluß, der sich namentlich in Slovenien und in einem Teile Kroatiens bemerkbar macht; ferner den östlichen, der vom Balkan über Serbien und Bosnien herauf eindringt, und sich in Kroatien mit dem deutschen vermischt, und den westlichen, italienischen, der allerdings nur einen ganz unwesentlichen Gebietsteil, einen schmalen Küstenstreifen am adriatischen Meere umfaßt. Selbstverständlich ist dies nur ein ganz allgemeiner, *cum grano salis* zu nehmender Satz. Auch verschieben sich die Grenzen bei den einzelnen volkskund-

lichen Substanzen ganz erheblich. So dringt z. B. der östliche, orientalische Einfluß auf dem Gebiete der Tracht und bei den in der Textilindustrie Anwendung findenden Ornamenten und Mustern außerordentlich weit herauf, andere Einflüsse fast ganz verdrängend; ein Blick ins ethnographische Museum von Zagreb tut dies zur Genüge kund. Meine oben vorgenommene, ungefähre Abgrenzung ist derjenigen angegliedert, die Dr. Vurnik im Etnolog 1928 anlässlich der Bearbeitung der diversen Bauernhaustypen zog. Diese Grenzen haben, von kleineren Verschiebungen abgesehen, auch für die Verbreitung der verschiedenen Votive und Weihegaben Geltung. Ein weiterer, wesentlicher Faktor allerdings kommt noch hinzu: Er besteht in der konfessionellen Gliederung des Volkes. Hier macht sich der östliche Einschlag seitens der griechisch-orthodoxen Konfession und für Bosnien und Herzegowina auch des Mohammedanismus, die allem Votivkulte abhold sind, vorwiegend negativ bemerkbar; das Opferbrauchtum gelangte eigentlich nur bei den römisch-katholischen Volksteilen, von welchem die Griechisch-Orthodoxen im allgemeinen nur wenig beeinflusst wurden, zur vollen Blüte; hier machen sich naturgemäß zwei Einflüsse geltend; der nördliche, der die Eigenheiten des deutschen Katholizismus über Slovenien bis weit nach Kroatien verpflanzt, und der westliche, dessen für den italienischen Volkskatholizismus charakteristische Besonderheiten sich längs der adriatischen Küste vorgeschoben haben.

I.

Wir beginnen unsere Untersuchung mit dem in unserem Sinne ergiebigsten nördlichen Kreise, den wir kurz als den slovenischen, wegen seiner in diesem Landesteile in erster Linie feststellbaren Gepflogenheiten, bezeichnen wollen. Bei unserem Berichte werden wir auf die lokalen, von den deutschen Gebieten abweichenden Sitten, besonders achtgeben. (Kenntnis der prinzipiellen Dinge setze ich voraus; ich verweise auf Richard Andree: Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland 1904 und auf meine eigene Arbeit: das Gebärmuttervotiv nebst einer Einleitung: Arten und Bedeutung der deutschen Opfergebräuche der Gegenwart 1929).

Die w ä c h s e r n e n Opfergaben, die aus Holz- oder Gipsmodeln in verschiedenen Wachsziehereien gewerbsmäßig her-

gestellt werden, sind noch überall bekannt, wenngleich ihr Gebrauch besonders seit dem Kriege stark zurückgegangen ist; eine derartig weitgehende Verbreitung wie bei uns, haben sie wohl überhaupt niemals gehabt; nach Ansicht der Fachleute (ich verdanke vor allem Herrn Professor Tkalcic, Direktor des Ethn. Museums von Zagreb wertvolle Aufschlüsse) ist der Brauch erst in der Gegenreformation von Deutschland her eingeführt worden. Daß er kein ursprünglicher, sondern importierter war, läßt sich auch aus anderen Gründen erkennen. Während bei uns, von einigen allerjüngsten Degenerationerscheinungen abgesehen, die Formen aus kunstvoll geschnitzten Modellen, die bei den menschlichen Figuren oft die kleinsten Details der Trachten hervorarbeiteten, gegossen wurden, sind hier die Holz- oder Gipsmodel im allgemeinen weitaus primitiver. Man erkennt dies an den fertigen Figuren, welche mit Verzicht auf alle Einzelheiten der Kleidung usw. nur die ganz einfachen Umrisse der dargestellten Objekte erkennen lassen und vorne und hinten gleich aussehen, so daß man gerade noch die Art des Gegenstandes, z. B. ob Mann oder Frau, aber gar keine Einzelheiten mehr erkennen kann. Tafel I, 2—7. Jedenfalls trifft dies für viele derartige Erzeugnisse, wie sie mir aus Zagreb, Ljubljana und Recica bekannt wurden, zu; bessere, mehr den aus Andree bekannten Formen gleichende Votive kommen in Karlovac vor, wo ich u. a. eine Kröte mit dem Monogramm Mariens erwerben konnte. Die zur Darstellung gelangenden Gegenstände weisen nicht entfernt die Mannigfaltigkeit auf, wie sie aus deutschen Wachsziehereien bekannt sind. Das mir zu Gesicht gekommene Material setzt sich zusammen aus männlichen und weiblichen Figuren, Wickelkindern, Köpfen, Augen, Ohren, Armen, Beinen, der Kröte und dreierlei Arten von Haustieren, Pferden, Rindern und undefinierbaren Kleintieren. Weder die durch Kleidung und Größe bedingten Spielarten innerhalb der betreffenden Figuren selbst, sind in den einzelnen Geschäften vorhanden, noch auch die vielerlei bei uns üblichen Objekte, wie Eingeweide und anderes mehr, ja nicht einmal die obenangeführten Dinge besitzt ein Geschäft auf einmal; meistens beschränken sich die Vorräte auf Männer, Frauen, Arme, Beine, Augen und indifferente Haustiere. Als Material wird meistens gelbes oder braunes noch stark nach Honig riechendes Wachs verwendet. All dies läßt erkennen, daß die ganze Sitte nur in abgeschwächtem Maße Eingang gefunden hat.

Auch ist in zahlreichen Wallfahrtsorten der Verkauf dieser Wachsvotive überhaupt eingestellt worden. So erfuhr ich in dem berühmtesten und bislang votivreichsten marianischen Wallfahrtsorte von Oberkrain, Brezje, daß seit dem Kriege die Wachsvotive nicht mehr geführt würden. Den Verkäuferinnen in den zahlreichen Krambuden am Kirchplatze waren sie nur mehr aus der Erinnerung bekannt; auch in Ljubljana hat der Wachszieher den Betrieb eingestellt, einzig in Zagreb und Bistrica (Kroatien) konnten die gesuchten Gegenstände noch gekauft werden. In anderen Wallfahrtskirchen sind die Figuren noch aus früheren Zeiten vorhanden, und werden aus dem in der Kirche und in der Sakristei aufbewahrtem Vorräte an die Wallfahrer zum Opfergang ausgeliehen, aber nicht mehr neu hergestellt.

Um gleich an dieser Stelle auf ein spezielles Votiv, nämlich die Kröte als Symbol der Gebärmutter zu sprechen zu kommen, so beziehe ich mich hier auf die Abhandlung von Mirko Kus-Nikolajew „Votive nerotkinja“ (Etnolog 1928, Zagreb) und auf mein eigenes Buch: „Das Gebärmuttervotiv 1929“, worin das Problem nach der prinzipiellen Seite erörtert wird. Die genannte Sitte hat wohl aus den benachbarten kärntnerischen und steirischen Gebieten nach Jugoslawien übergegriffen, und zwar gleichfalls in der Zeit der Gegenreformation. Professor Tkalcic gelang es, wächserne Kröten in folgenden Orten nachzuweisen: Zagreb, Bistrica, Recica, Pokupsko, Zazina, Pokupski-Brest, Karlovac (für Kroatien), Torany und die Gegend von Pakraz und Sissak (für Slavonien). Weiter hinab ist die Sitte nicht mehr gedrungen. Der oben angeführte Bericht im Etnolog deckt sich ohne nähere Ortsangaben mit obiger Aussage. Der Verfasser bringt Abbildungen von Wachskröten aus Bistrica und Stenjevec. Durch Anführung des letztgenannten Ortes wird die Liste der Fundorte durch einen weiteren Beleg ergänzt. Die Abbildungen weichen von dem in Deutschland üblichen Durchschnittstyp nicht ab; im Vergleich zu dem von mir in Zagreb erworbenen Exemplar, das nur die größten Umrisse wiedergibt, sind sie etwas sorgfältiger ausgeführt. Was Slavonien betrifft, so kann ich die Kröte nachweisen aus Brezje und durch Umfragen erfuhr ich, daß auch im übrigen Oberkrain die Krötenopferung bis vor dem Krieg in einzelnen Fällen vorkam.

Außer den gewerbsmäßig hergestellten Wachsvotiven, Tafel I, Fig. 2—7, kommen in entlegenen Gegenden auch noch h a n d g e -

formte Votive vor, die, weil in Deutschland nicht mehr gebräuchlich, unser besonderes Interesse wachrufen. Professor Tkalcic fand sie in verschiedenen Kirchen im Kulpatal (Kroatien), wie in Recica und konnte mehrere Exemplare für das ethnographische Museum erwerben. In Recica, wohin ich von Karlovac aus fuhr, konnte ich mich persönlich von ihrem Vorhandensein überzeugen. Es fanden sich männliche und weibliche Figuren, eine Hand und Kinder. Die Abbildungen sind nach den Objekten meiner Sammlung, die mir durch Vermittlung des ethnographischen Museums in Zagreb besorgt wurden, gefertigt. Die Bäuerin knetet diese Votive bei Bedarf aus freier Hand, wobei ihr ein dickes, vorher erweichtes Wachsstück als Masse dient. Die Größe der Figuren bewegt sich zwischen 10 und 15 cm, die Beine sind der leichteren Bildbarkeit halber geschlossen, manchmal deuten rohe Eindrücke am Kopfe schwach das Gesicht an. Die Arme sind entweder aus dem Stück heraus gefertigt, oder bestehen aus einem dünn gerollten Wachsstreifen, der um den Leib herumgelegt und ihm eingedrückt wird; vorne ist diese Rolle breit gedrückt und mit den Händen aneinandergeklebt, wodurch die betende Handstellung zum Ausdruck gebracht wird. Kleiner, aber im Prinzip genau so gefertigt, sind die Kinder; die weiblichen sind dadurch kenntlich gemacht, daß am Hinterkopf ein Stückchen Werg oder rote Wolle ins Wachs gedrückt ist, den Zopf symbolisierend. Abweichend von diesen sogenannten Vollfiguren wurde eine große männliche Gestalt dadurch hergestellt, daß man das Wachs wohl auf einer Tischplatte breit drückte, und dann die ungefähren Konturen herauschnitt, wodurch eine Art von flacher Umrißplatte entstand. Tierfiguren in dieser Art sind mir nicht untergekommen. Die Kinder werden meist bei Unfruchtbarkeit gespendet. In Recica fand ich auch doppelseitige, aus Formen gegossene Votivfiguren, die wohl dadurch entstanden sind, daß nur ein Halbmodel vorhanden war, und man zwei Güsse mit der nicht-ausgeführten Rückseite aneinanderklebte.

Eine weitere Spezialität sind die zopfartig aus Wachs geflochtenen Ketten oder Kränze, Tafel I, Abb. 1, die das ethn. Museum von Zagreb gleichfalls aus Recica erwarb. Bei meinen Untersuchungen an Ort und Stelle fand ich diese Ketten noch in großer Zahl in einer Kiste in der Sakristei der Dorfkirche aufbewahrt, während die übrigen der oben geschilderten Opfergaben nur sehr spärlich vertreten waren. Die Ketten werden aus rotem, weißem oder gelbem Wachs gefertigt, sind verschieden lang, meistens aber

erreichen sie einen Umfang, daß man sie über den Kopf bringt und um den Hals, oder nach Art der Brautkränze um die Stirne legen kann. Ursprünglich dienten sie als Votive gegen Kopfweh, jetzt hat sich nach Mitteilung des Dorfpfarrers bei der Bevölkerung die Sitte herausgebildet, sie sich am Patroziniumsfeste, dem einzigen Tage, wo alljährlich der Conkurs stattfindet, in der Sakristei zur Opferung auszuleihen. Die spezielle Zwecksetzung scheint verlorengegangen zu sein. Der Brauch wird ganz allgemein, sei es als Heil- oder bloßes Präventivmittel geübt. Auch Votivkerzen werden mitunter dargebracht. Sie werden gewerbsmäßig hergestellt, sind mit verschiedenen Verzierungen versehen und tragen ein Gnadenbildnis aufgemalt; auch sind sie öfters mit blauweißroten Streifen, den Landesfarben, geschmückt, ein merkwürdiges Zusammentreffen von Religion und Nationalismus.

Ich komme im folgenden auf eine weitere Art von Opfergaben zu sprechen, die einen Uebergang zwischen Wachs- und Holzvotiven darstellen und in verschiedenen Orten Sloveniens vorkommen. Ich wurde auf sie aufmerksam gemacht, durch fünf im Museum von Ljubljana vorhandene eigentümliche Pferdeotive, von denen ich eines gegen Tausch für meine Sammlung erwerben konnte. Wie die Abbildung, Tafel II, 8 zeigt, handelt es sich um äußerst primitive Bildungen, die aus der Hand gefertigt wurden. Eine mehr oder minder dicke Wachsschicht ist um ein einfaches aus KorkoderHolz bestehendes Innere gelegt; letzteres bildet sozusagen den Rahmenbau, das Gestell, das der Wachsmasse den nötigen Halt gibt; die Beine bestehen aus roh geschnittenen Holzstäbchen, von denen das Wachs schon zum Teil abgefallen ist. Die Mähne und der Schweif sind aus Wolle oder Seide in verschiedenen Farben, die dem weichen Wachs eingepreßt sind. Es sind dies sämtlich ältere Stücke, die aus Begunje (Oberkrain) und Koprivnik (Wocheiner-Gegend) stammen und am Stephanstage geopfert werden. Außer diesen als Seltenheiten zu bezeichnenden Objekten besitzt das Museum noch eine Reihe von typischen Wachsvotiven, wie sie in den Lebzeltereien hergestellt werden und oben beschrieben wurden.

Auf meiner Reise im Juli 1928 gelang es mir, noch weitere Fundorte für die beschriebenen Votive auszukundschaften: der slovenischen Geistlichkeit, die mir, so oft ich auch in verschiedenen Pfarrhöfen vorsprach, stets in liebenswürdigster Weise auf meine diesbezüglichen Fragen Auskunft gab, sei auch an dieser Stelle

mein Dank zum Ausdruck gebracht. Gleich in der allernächsten Nähe Ljubljanas, in Stjepanovas, traf ich auf zahlreiche hölzerne Pferde von ziemlicher Größe.

Es sind jüngere gewerbsmäßig gearbeitete Exemplare, an Spielwaren erinnernd; die hölzernen Tiere sind mit einer dünnen weißen Wachsschicht überzogen; Mähne und Schweif sind aus Wolle, welche in eigens angebrachten Ritzen im Holze eingeklebt sind. Die Farben der Wolle wechseln, ziemlich häufig sind sie blauweiß-rot, den Landesfarben gleich; und gerade jene Exemplare waren es, auf die der Herr Pfarrer besonders stolz war, und mich ausdrücklich darauf aufmerksam machte; wiederum mußte ich mich wundern, wie selbstverständlich bei diesem Volke Nationalgefühl und Religion zusammengehen und lächelte bei dem Gedanken, was ein deutscher Priester sagen würde, wenn man etwa in Altötting eine schwarzrotgoldene Votivkerze darbrächte. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vermute, daß ein solches Objekt ziemliches Aufsehen erregen und möglichst schnell beiseitegeschafft würde! - -. Die Tiere, es sind nur Pferde vorhanden, werden hier am Stephans-tag geopfert. Stjepanovas ist eine Filialkirche der Pfarrei St. Peter von Ljubljana; der Pfarrer, bei dem ich vorsprach, teilte mir mit, daß sich in seiner Pfarrei noch eine zweite Gemeinde, namens St. Martin, befände, in der gleichfalls solche Pferde dargebracht würden. Auch aus seiner Heimat in Oberkrain könne er mir zwei Orte nennen, wo ebenfalls Opfertiere zu finden seien. St. Stephan bei Adergaß und Smartno bei Cerklje, beide in der Nähe von Kranj.

Ich fuhr also, es war ein glühend heißer Tag, mit meinem Motorrad nach Cerklje, wo ich Mittags ankam und nach dem Essen mit einem Kaplan zu dem benachbarten Smartno hinüberwanderte. Als ich die Kirche betrat, bemerkte ich sofort einen breiten, auf der linken Altarseite vor dem Chorgestühl stehenden, rot überzogenen Tisch, auf dem die Weihgaben an bestimmten Tagen des Jahres, nämlich an Martini und am Sonntage darauf, für den Opfergang bereit gestellt werden. In der übrigen Zeit sind sie hinter dem Hochaltare in einer Vertiefung der Rückwand aufbewahrt; der Mesner schleppte mir das ganze Material herbei und als ich es aufgestellt hatte, hielt ich Auswahl. Es waren fast nur hölzerne bemalte Tiere ohne Wachsüberzug vertreten und zwar Pferde und Rinder, Ochsen, Stiere und Kühe, mit oder ohne trinkendem Kalb. Tafel III, 3—5. Ein einziges, ziemlich großes, wächsernes Pferd mit wollenem

Schwanz und Mähne und zündholzartigen Beinen, in der ganzen Technik den Exemplaren des Museums von L. stark ähnelnd, konnte ich entdecken. Tafel II, 1. Es war wohl der einzige Ueberrest aus einer älteren, primitiveren Epoche. Die übrigen Tiere sind in stark wechselnder Größe, zwischen 10 und 30 cm Länge vorhanden und meist gut geschnitzt, doch trifft man auch jüngere, spielzeugartige Tiere darunter. Bei manchen Pferden sind Schwanz und Mähne aus Wolle und bei einigen Rindern Ohren und Hörner aus Gummi oder Leder. Tafel III, 1, 2. Auf meine Frage, warum keine Schweine unter den Votiven seien, wurde mir erwidert, diese brauche man nicht, da man dafür am Antoniustage Schinken opfere. (Näheres darüber später).

Einige Kilometer weiter nordwestlich erhebt sich auf einer Hügelkette, die das breite Savetal gegen Norden zu abschließt, das obengenannte Stephanskirchlein. In dem Kloster Adergaß hinterstellte ich mein Rad und stieg durch waldiges Gelände empor. In dem einsamen, fünf Minuten unterhalb der Kirche gelegenen Mesnerhaus entlieh ich mir den Schlüssel und stieg dann vollends hinan zu dem verwitterten Bergkirchlein. Oben wehte ein frischer Wind und es bot sich ein prächtiger umfassender Blick auf die Karawanken einerseits und das Savetal mit seinen umgebenden Höhenzügen andererseits; die gesuchten Tiere standen auf einem Kasten in der Sakristei. Sie glichen in der Technik völlig den Holzvotiven von Smartno, nur daß die Pferde in der Ueberzahl waren. Wachstiere sind mir von hier nicht erinnerlich. Auf weiteren Erkundigungen erfuhr ich, daß der Brauch, solche Holzvotive zu opfern, sehr selten sei, und diese beiden Orte weithin die einzigen seien, wo er sich verbuchen lasse.

Wie aus meiner Darstellung hervorgeht, handelt es sich dabei überall um Stephans- oder Martinskirchen, welche beiden Heiligen hierzulande die beliebtesten Viehpatrone sind. St. Leonhard fällt dagegen kaum ins Gewicht, dafür spielt St. Antonius der Einsiedler als Schweinepatron eine erhebliche Rolle, wie wir weiter unten bei Besprechung des Naturalienopfers sehen werden. Ein weiterer, schon jetzt bemerkbarer Unterschied zum deutschen Brauchtum liegt darin, daß es mit einigen Ausnahmen, wie z. B. Bistrica oder Brezje, keine eigentlichen Wallfahrtskirchen gibt, zu denen das ganze Jahr hin Pilger kommen. Meistens sind es Pfarr- und Filialkirchen, bei denen nur an bestimmten Tagen der Concurs

stattfindet, wie am Stephans-, Martins- oder Antoniustag, zuweilen unabhängig davon, ob jene Heiligen auch wirklich die Kirchenpatrone sind.

Eisernerne Opfertiere kommen, soweit mir bisher bekannt, nur ein einzigesmal vor und zwar in St. Oswald im Drautal; der hart an der steirischen Grenze gelegene Ort ist aber noch deutschsprachig und dem steirischen Brauchtum zuzuzählen, wo die Eisenvotive noch sehr häufig sind. (vergl. Kriss: Wallfahrtswanderungen in Steiermark, in Festschr. für Marie-Andree-Eysn 1928.) Ich habe ihn daher auch schon in meinem damaligen Aufsätze besprochen, setze aber das wichtigste auch an diese Stelle. Das vorhandene Material, soviel ich weiß, nur Pferde und Rinder, soll den steirischen Typen mit dem aus einem dicken Eisenstab gehämmerten Leib und den durchgesteckten oder eingekeilten Extremitäten völlig gleichen; diese roh geschmiedeten Opfergaben sind hier weit weniger zahlreich als an anderen Orten Steiermarks. Es sollen nur ungefähr 14 Stück vorhanden sein, und zwar deshalb, weil die Tiere hier nicht wie anderwärts herumgetragen werden, sondern lediglich das der Bitte entsprechende Stück berührt oder geschuppt wird und dabei an seinem Platze verbleibt. Diese Art der Benützung macht eine größere Zahl überflüssig. Im eigentlichen Slovenien sind Eisenvotive unbekannt, und die drei eisernen Opfertiere im Museum von Celje, deren Provenienz ich nicht ermitteln konnte, stammen wohl auch aus Steiermark.

Ich gehe nun zur Besprechung weiterer Votivgaben über. Dabei fällt besonders auf, daß die Votivtafeln, wie sie in deutschen Gebieten gang und gäbe sind, fast völlig fehlen. Die bei uns so beliebten Darstellungen der eigenen Person, oder ganzer betender Familien, von Haus und Hof, Unglücksfällen usw., wie sie unsere Wallfahrtskirchen in bunter Mannigfaltigkeit schmücken, sind hier ungebräuchlich. Ich bemerkte solche Tafeln nur an zwei Orten und zwar in Ljubno und Brezje, beide in Oberkrain, wo der deutsche Einfluß noch in stärkerem Maße bemerkbar ist; doch waren es, wie sich bei der Lektüre des Textes dieser Tafeln ergab, fast ausschließlich deutsche Familien, von denen solche Darstellungen gestiftet worden waren. Im Vergleich zu den zahllosen Heiligenbildern, modernen Farbendruckten mit schriftlich angefügter Widmung, die die Slovenen opfern, fielen sie kaum ins Gewicht. Der Umgang in der Gnadenkapelle von Brezje ist dicht behangen von solchen

Heiligendarstellungen; meist steckt ein Zettel dabei, der den Dank des Stifters für eine erwiesene Gnade ausdrückt. In anderen Orten ist auch dieser Brauch verhältnismäßig selten. Brezje war der einzige Ort, wo ich auch geopfert Krücken, Zöpfe, silbergefaßte Nadeln und Knöchelchen sah, wie sie bei uns so häufig sind.

Auch der Inhalt der Krambuden des Kirchenplatzes von Brezje ist recht uninteressant. Er beschränkt sich auf neumodische Heiligenbilder, Medaillen, Gebetzetteln und ähnliche Dinge; die für den Volkskundler so belangreichen Amulette, Zaubersprüche und Segen fehlten gänzlich.

An Stelle der Votivbilder fand ich in der Wallfahrtskirche von Remette bei Zagreb zahlreiche Wandmalereien, welche allerlei wunderbare Heilungen darstellen, wie sie sich im 17. und 18. Jh. auf Fürbitte der Madonna hin ereignet haben. Sie füllen einen großen Teil des Gewölbes aus. Die Phantasie trägt dabei in dicken Farben auf. Da werden Tote auferweckt, Taubstumme gesund und Teufel ausgetrieben, daß es nur so eine Freude ist. Dazu kommen die realistischen Ausmalungen der einzelnen Vorgänge. Der Teufel ist viermal abgebildet als ein schwarzer Kerl mit Hörnern, Flügeln, Schweif und Krallen. Man sieht u. a., wie er eine Person mit seinen Klauen am Arme festhält oder wie er sich, der größeren Macht der hilfreichen Gottesmutter unterliegend, zürnend abwendet und sein Opfer fahren läßt. Bei den Totenerweckungen erblickt man Darstellungen, wo der Tote bereits auf einem Schubkarren zum Begräbnis gefahren wird und plötzlich wieder aufsteht. Gewöhnliche Krankenheilungen sind hier gar nichts besonderes. Der die Maleereien erklärende Begleittext ist in lateinischer Sprache abgefaßt und die einzelnen Ereignisse mit der Jahreszahl versehen.

Ich komme nun auf den letzten Zweig des Votivkultes zu sprechen, der in Slovenien vor allen übrigen wohl den breitesten Raum einnimmt, nämlich auf das *Naturalienopfer*. Soweit meine Informationen reichen, spielt es besonders in der deutschen Enclave von Gottschee (Kocevje), dessen verschiedene Gemeinden kirchlich unter dem Dekanate der Stadt Gottschee stehen, eine große Rolle. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß sich in der Diaspora die Sitten und Bräuche eines Volkes oft reiner erhalten als im Heimatlande. In solch isolierten Sprach- und Kulturinseln halten die Leute, die von der Entwicklung abgeschlossen sind, viel zäher an der alten überkommenen Tradition fest. So kommt es, daß

hier im Gottscheer Kreis das Naturalienopfer, das im deutschen Mutterlande sich nur mehr in wenigen Resten erhalten hat, noch sehr im Schwunge ist. Der Dekan von Gottschee teilte mir bei meinem Besuche im Juli 1928 folgendes mit: Ein eigentlicher Wallfahrtsort im obenbesprochenen Sinne existiert innerhalb seiner Pfarrei nicht, doch findet zu bestimmten Zeiten im Jahre bei gewissen Kirchen der Concurs statt. Dem hl. Antonius, dem Einsiedler, opfert man in seiner Kirche im Büchel bei Nesseltal Schinken. In der Kirche Corpus Christi bei Gottschee werden viermal im Jahre (Sonntag nach Christi Himmelfahrt, Sonntag nach Fronleichnam, Sonntag nach Georgi und Sonntag nach Martini) Butter, Eier, Kopftüchel, Kleider, Korn, Kukuruz und Schinken geopfert. Nach dem Gottesdienste werden die geopfertten Gegenstände auf dem Kirchplatz an den Meistbietenden versteigert, der Erlös gehört der Kirche. Ein ähnlicher Brauch findet zweimal im Jahre in der Kirche am Leonhardsberg bei Götternitz statt, wie auch in Maria Schnee bei Tiefenthal. Opfergaben in figürlicher Form wie Wachsvotive, Tafeln usw. sind gänzlich unbekannt. Scheinbar sind diese Varianten des deutschen Kultes in der Abgeschiedenheit der Bewohner doch verloren gegangen.

Umgekehrt hat aber die Sitte des Naturalienopfers in stärkerem oder geringerem Maße auf die slovenischen Nachbargebiete übergreifen. So wird im Umkreise von Velike Lesce (nordwestlich von Gottschee), wo ich im Pfarrhofs gleichfalls Erkundigungen einzog, der Sitte des Naturalienopfers von der slovenischen Bevölkerung in ziemlich bedeutsamen Ausmaße gehuldigt. Der Pfarrer teilte mir mit, daß auch hier der sogenannte Sautoni (Antonius der Einsiedler) sehr stark verehrt würde, und daß man ihm in seiner Kirche in Gutenfeld an vier Markttagen im Jahre Schweinsfüße opfere. Außerdem würde zu bestimmten Zeiten auch zur hl. Maria vom Frieden, zur hl. Maria in Neustift und zum hl. Rochus gepilgert. An Naturalien bringe man Weizen, Schmalz und Butter. Ab und zu seien auch die hohlen wächsernen Votivfiguren zu treffen, die von den Gläubigen auf den Altar gestellt würden, und dort solange stehen blieben, bis sie zerbrächen, herunterfielen oder sonstwie abhanden kämen. Es gäbe dort Arme, Beine, Herzen, Figuren und Halbkörper; die Kröte sei unbekannt.

Je weiter man nach Südosten vordringt, destomehr verliert sich die Sitte. In Weißkrain kommt noch die Opferung von Ge-

flügel, Korn und Wein zuweilen vor. In Kroatien stirbt der Brauch dann ganz aus. Während, wie mir Professor Tkalcic (Brief vom 31. 10. 1928) mitteilt, anlässlich verschiedener festlicher Begebenheiten, z. B. bei der Grundsteinlegung eines Hauses, der Vollendung eines Baues, Hochzeit- oder Todesfeierlichkeiten allerhand Gaben gespendet werden, ist der Brauch, solche natürliche Opferungen auch verschiedenen Heiligen darzubringen, nicht üblich. Mit Recht fügt Tkalcic hinzu: „Die Gaben, die von den Leuten anlässlich der Taufe, der Hochzeit, des Begräbnisses etc. der Kirche, d. h. dem Pfarrer gegeben werden, z. B. Handtücher, Leinen oder Hanfgespinst, Kerzen u. dergl. können meines Erachtens wohl nicht als Naturopferungen gelten. Vielleicht sind sie Rudimente eines solchen, aber mit den Heiligen haben sie nichts zu schaffen.“

Dagegen kommt das Naturalienopfer noch vor in den, dem deutschen Einflüsse noch stärker ausgesetzten Gebieten des nördlichen Slovenien wie in Oberkrain und der Gegend von Celje; daß in Smartno bei Cerklje dem hl. Antonius Schinken geopfert werden, habe ich bereits berichtet. In der Gegend südlich von Celje opfert man nach mündlicher Mitteilung eines Kaplans von Bad Tüffer dem hl. Antonius an den Stätten seiner Verehrung auch noch ganze lebende Schweine, während man anderen Heiligen Butter und Eier darbringt; in St. Hermagoras kommen auch wächserne Opfertiere vor. St. Leonhard gilt zwar auch als Viehpatron, wird aber nur wenig verehrt. Um mir den einzelnen Besuch der ungezählten Berg- und Wallfahrtskirchen in der Gegend zwischen Celje und Ljubljana zu sparen, beschloß ich vorher Erkundigungen in verschiedenen Pfarreien einzuholen. Ich erfuhr dabei, daß in den mir wegen ihrer exponierten Lage verdächtigen Bergkirchen von St. Leonhard und auf der Hl. Alpe gar nichts geopfert werde. Bei einer solchen Gelegenheit erzählte mir der Pfarrer von St. Oswald, an der Straße von Celje nach Ljubljana, daß in seiner Gegend eine Wallfahrt zu St. Valentin existiere, wo man lebende Schweine darbringe und eine andere zur hl. Lucia, wohin man Geflügel brächte. Das Schweineopfer für Antonius und das Opfer von Butter und Eiern wurde mir für jenen Bezirk ebenfalls bestätigt, jedoch ohne nähere Ortsangabe.

II.

Damit ist alles, was mir aus den nördlichen Gebieten Jugoslawiens bekannt wurde, erschöpft. Im Osten des Landes gibt es keine

Votive in unserem Sinn. Hier ist die Bevölkerung griechisch-orthodox und die Lehren jener Konfession stehen der Entwicklung eines solchen Volksbrauches im Wege. Nur in einigen griechisch-katholischen Wallfahrtskirchen an der Dalmatinischen Küste kommen silberne Votivgaben vor, doch ist dies dem römisch-katholischen Einflusse zuzuschreiben; doch darüber im dritten Hauptabschnitt! Das einzige, was ich in Orthodoxen-Kirchen, wie z. B. in einer sehr alten Wallfahrtskirche zur hl. Maria in Sarajevo fand, sind Heiligenbilder in oft sehr kunstvoller Ausführung, die von den Gläubigen als Ausdruck des Dankes oder der Bitte gespendet werden. Es sind dies keine Votivtafeln in unserem Sinne mit bildlicher Darstellung des Bittstellers, oder des in seinem Gebete intendierten Wunschobjektes. Doch wirken auch die massenhaft angebrachten Heiligenbilder auf den Beschauer oft sehr stark. Ich konnte mich dem tiefen Eindruck nicht entziehen, den die ebengenannte Kirche auf mich machte, die innen eine Unzahl von Marienbildern enthält, welche die Wände des Raumes bekleiden. Sämtliche Bildnisse sind gemalt und besitzen höchstens teilweise Auflagen aus Silber, wie z. B. die Krone der Madonna oder die Hände und Füße der Mutter und des Kindes; oder es sind ungekehrt nur die Köpfe gemalt und die übrige Fläche des Bildes besteht nach russischem Vorbild aus flach getriebenem Silber. Fesselnd ist der Anblick der durch Alter und Weihrauch gedunkelten Bildnisse im Kontrast zum Glanze des Silbers im Kerzengeflacker zusammen mit der eigenartigen Gesamtwirkung der Orthodoxen-Kirchen, die nach Vorschrift des Dogmas nichts Figürliches enthalten dürfen und diesen Mangel durch reichliche Anwendung von Gold und Silber ersetzen. Eine Folge dieser Vorschrift ist wohl auch das Fehlen von Votivgaben.

Meine Forschungen hatten durchaus negative Ergebnisse; soweit ich in den Museen von Belgrad und Sarajevo überhaupt Opfergaben fand, stammten sie aus römisch-katholischen Kirchen. Aussagen der Fachleute ergaben dasselbe Bild; immerhin aber gebe ich zu, daß meine Untersuchungen, namentlich was Altserbien betrifft, noch unzureichend sind, also zu diesem Punkte vielleicht noch Ergänzungen möglich sind. In Bosnien gab es in den Franziskanerklöstern von Kresevo und Foinica Silbervotive; sie sind jetzt dort nicht mehr vorhanden, was Kresevo betrifft, so wurden sie beim Umbau des Klosters verkauft. So fanden sich in den Museen von Zagreb, Belgrad und Sarajevo solche von dort stammende

Silberopfer, die in ihrer Typik völlig den in den Küstengebieten unter italienischem Einfluß aufgekommenen gleichen. Soweit ich unterrichtet bin, drangen seinerzeit die Franziskaner ja auch von Dalmatien her in die mohammedanischen Gebiete Bosniens vor und gründeten im Innern des Landes ihre Niederlassungen, so daß angenommen werden kann, daß durch sie die Sitte des Votivopfers importiert wurde. Die vorhandenen Objekte sind aus dünnstem Silberblech gefertigt; meist sind die zur Darstellung gelangenden Arten aus rechteckigen Plättchen herausgetrieben. Ich sah männliche und weibliche Figuren, einzelne Köpfe, Arme, Beine und Augen. Besonders fielen mir die originellen Augenvotive auf, die aus feinem geschlagenen Silber mit eingesetzten roten Halbedelsteinen oder Glas als Augäpfel bestehen. Ähnlich im Typ sind die Gesichter und Figuren mit den aus einem flach gehämmerten Silberstreifen schwach herausgetriebenen Andeutungen von Nase, Augen, Mund und Ohren (siehe auch Teil III). Außer diesen Opferungen im engeren Sinne kommen noch Fälle vor, wo die gläubigen Frauen ihren silbernen Kopfschmuck herschenken oder flachgehämmerte Silberkronen zum Schmucke der Madonnenbildnisse spenden. In Foynica teilte mir ein Franziskaner mit, daß ausnahmsweise auch Kleider mit Stickereien gebracht würden, die die Kirche nachher wieder verkaufe. Dies sei noch der Brauch in St. Jakob (oberhalb Foynica im Gebirge) und in Jaice beim hl. Antonius. Mehr habe ich nicht erfahren. Orthodoxe und Mohammedaner, bei welch letzteren der Monotheismus wohl am konsequentesten durchgebildet ist, haben den Brauch nicht entwickelt.

Dafür findet man bei diesen ein ausgebildetes Amulettwesen vor, über das ich, obwohl es eigentlich nicht zu unserem Thema gehört, doch in Kürze das Wichtigste mitteilen will. Die Amulette bestehen aus geschriebenen Zetteln, welche der Hodza (Bezeichnung für die mohammedanischen Priester) auf Verlangen ausstellt. Diese enthalten meist irgend eine Zauber- und Beschwörungsformel, verschiedene magische Zeichen und schließen mit einem Abschnitt aus dem Koran. Man kann sich solche Schriftstücke für die verschiedensten Anliegen ausstellen lassen, am häufigsten sind sie für Kinder begehrt, die den bösen Einwirkungen des Verrufens und anderer schädlicher Einflüsse nach dem Volksglauben am meisten ausgesetzt sind (vergl. Anton Hangi: Sitten und Gebräuche der Moslims in Bosnien und Herzegowina). Solche Schutzbriefe schreibt zwar jeder Hodza, der darum gebeten wird, aber nach der

Meinung der Leute vermag nicht ein jeder einen gleich wirksamen zu verfertigen, vielmehr stehen manche von ihnen im Rufe, ganz unfehlbare Amulette verfassen zu können; zu ihnen wird oft aus weiten Entfernungen gepilgert und man ist bei ihrer Bezahlung nicht sparsam. Zur Aufbewahrung dieser Schutzbriefe dienen ganz bestimmte Behälter, Tafel IV, 1, 2, 3, und zwar entweder kleine hohle, zylindrische Rollen von ca. 8 bis 10 cm Länge, oft aus kunstvoll getriebenen oder mit Filigranmustern durchbrochenem Silber oder aber dreieckige Hülsen aus Silber oder rotem Leder, erstere ebenfalls in meist recht hübscher Ausführung. Man kann sie auf der Carsija, wie die Geschäftsviertel der größeren Orte heißen, überall kaufen. Das Amulett soll nicht geöffnet werden, und darf auch an keinem unreinen Orte aufbewahrt werden, damit das darin enthaltene Schriftstück, das je nach Art des Behälters gerollt oder zusammengefaltet ist, seiner Wirkung nicht verlustig geht. Der Brauch hat ein solches Ausmaß angenommen, daß er sich auch bei den katholischen Franziskanern einbürgerte. Auch die Mönche verkaufen, schon aus Gründen der Konkurrenz, solche Schutzbriefe, welche in kleinen silbernen viereckigen Kapseln mit der Eingravierung J. H. S. aufgehoben werden. Man bekommt diese Zettel an der Klosterpforte ausgefolgt. Sie sind zusammengeklebt, ich öffnete den meinigen aber doch, und fand nichts als eine gedruckte, kirchliche Benediktionsformel.

Außer diesen am meisten verbreiteten Amuletten gibt es noch allerhand Anhänger, die gewöhnlich aus einem flach gepreßten Silberstück bestehen, das den Namen des Trägers eingraviert enthält, nebst verschiedenen Emblemen, die je nach der Konfessionszugehörigkeit islamitische Symbole oder das christliche Kreuzzeichen vorstellen. Tafel IV, 4—7. In Gegenden, wo beide Konfessionen annähernd gleich stark vertreten sind, wie in Mostar, fand ich zuweilen beide Zeichen zugleich auf der Vorder- und Rückseite desselben Anhängers vereinigt, was wohl dem Verlangen nach doppelseitigem Schutze entsprungen ist, um für alle Fälle gedeckt zu sein.

III.

Ich gehe nun zum dritten Eingangs gekennzeichneten Brauchgebiet über und bespreche die längs der dalmatinisch-kroatischen Küste vorkommenden Opfergaben, wie sie von dem fast ausschließlich römisch-katholischen Volke dargebracht werden. Im

wesentlichen sind sie auf silberne Weihegeschenke und Votivbilder beschränkt. Die silbernen Opfer sah ich zuerst in einer marianischen Wallfahrtskirche von Dance auf einer Halbinsel nächst Dubrovnik. Dort besteht nämlich eine frequentierte Wallfahrt und die zahlreich geopfert Bildervotive, männliche und weibliche Figuren, Köpfe, Wickelkinder, Brüste, Rumpfe, Arme, Beine, Herzen, Augen und Ohren wurden zusammengeschweißt und umfassen kranzartig, als ein imposanter Rahmen, das Gnadenbild auf dem Hochaltar. Auf der benachbarten Halbinsel Lapad liegt in einem Felseinschnitt die Wallfahrtskirche Madonna delle Grazie, die von Franziskanern betreut wird. Hier fanden wir zum erstenmal wieder die Votivtafeln in der auch in Deutschland üblichen Art. Besonders häufig sind Bilder von in Seenot befindlichen Schiffen mit Widmung des betreffenden Kapitäns; leider fand ich keine plastischen Schiffsmodelle, wie ich sie aus italienischen Wallfahrtskirchen kenne. Es sind ferner nach Aussage des Superiors 200 Silberopfer vorhanden, die jedoch nicht zu sehen sind, da sie aus Sicherheitsgründen im bischöflichen Palaste verwahrt sind und nur am 8. September, dem Hauptwallfahrtstage, in der Kirche ausgehängt werden. Tafel IV. Diese Silbervotive kann man in ähnlicher Art in den Goldschmiedgeschäften von Dubrovnik auch heute noch kaufen. Sie sind aus rechteckigen silbernen Plättchen hervorgetrieben und meist ziemlich undeutlich; fast alle in den Kirchen geopfert Gegenstände, wie ich sie oben beschrieben habe, sind noch zu haben; Tiervotive sind anscheinend nicht gebräuchlich. Auf gefällige Ausführung der dargestellten Objekte wird im allgemeinen wenig Wert gelegt, sie werden serienweise aus vorhandenen Formen gepreßt, die scheinbar wenig sorgfältig modelliert sind; doch kommen Ausnahmen vor. So kaufte ich bei einem Uhrmacher in Kotor ein Ohr und einen mit einem Tuch umwickelten Rumpf, welcher Gegenstand bei Verrücktheit geopfert wird und die Zwangsjacke andeuten soll. Beide Gegenstände waren hübsch gearbeitet und fielen vom Durchschnitt weg. Tafel IV, sub. 8. Auffallenderweise fehlen die Wachsvotive.

Weitaus der berühmteste Wallfahrtsort des südlichen Dalmatiens ist jedoch Gospa od Skrpjela. Die Kirche erhebt sich auf einer gleichnamigen Insel inmitten der Bocca di Cattaro in prächtiger Lage. Im hintersten Winkel der Bocca, die hier wie ein dunkler See zwischen den hohen kahlen Felsbergen Montenegros eingebettet liegt, ragen zwei kleine Inseln aus dem Wasser auf, beide mit Kirchen geschmückt. Während jedoch die eine davon, Sveto Juraj,

Tafel I.

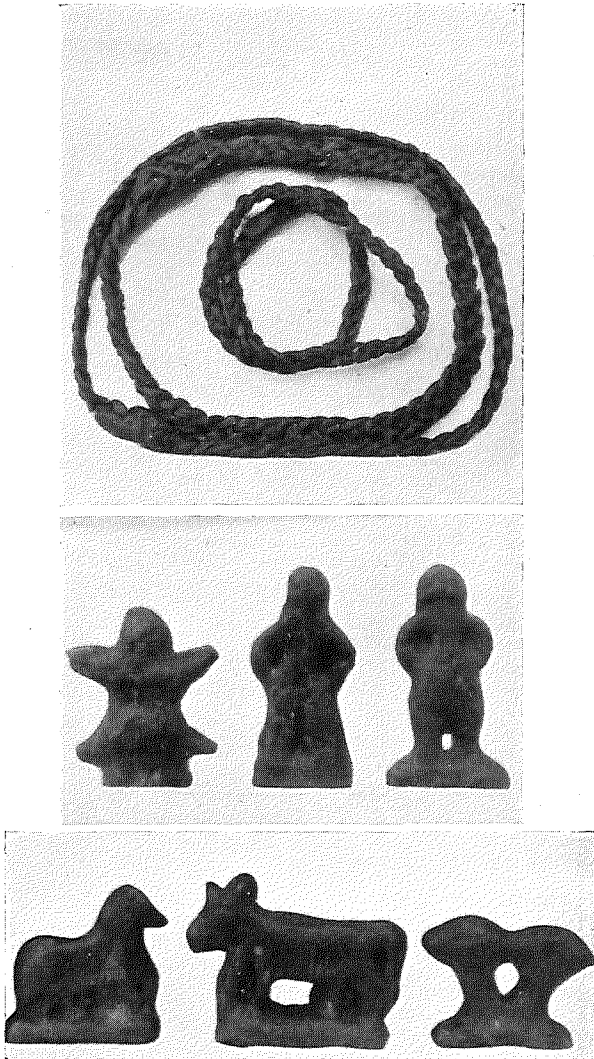


Abb. 1. Wachskränze aus Recica.
Abb. 2—7. Wachsvotive aus Zagreb.

Tafel II.



Abb. 1. Opferpferd aus Smartno.
Abb. 2—7 Wachsvotive aus Recica.
Abb. 8. Opferpferd aus Ljubljana (Laibach).

Tafel III.

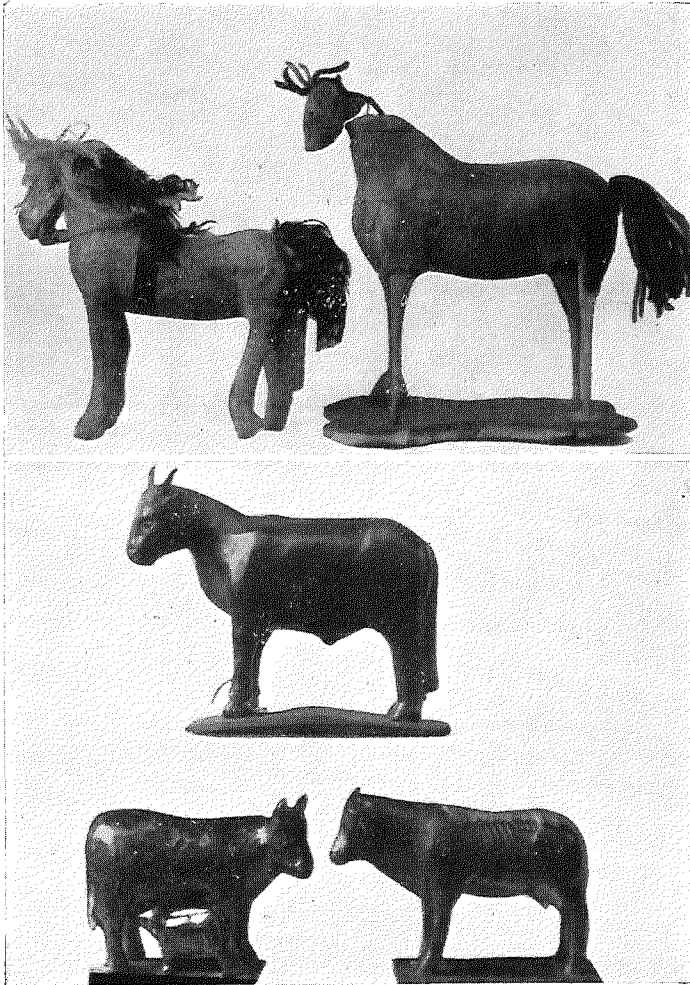


Abb. 1. Pferd aus Stjepanovac.
Abb. 2. Wachspferd aus Smartno.
Abb. 3—5. Holzvotive aus Smartno.

Tafel IV.



Abb. 1—3. Amulethhülsen.

Abb. 4—7. Anhänger, katholisch und mohammedanisch.

Abb. 8 und folgende: Silbervotive aus Dubrovnik (Ragusa); Ohr, Rumpf aus Kotor.

ganz verlassen ist, bildet Gospa od Skrpjela den Hauptwallfahrtsort der Katholiken Dalmatiens, welche am Tage Maria Himmelfahrt, am 15. August, hierher kommen. In der alten, halb verfallenen Küstenstadt Perast mieteten wir uns ein Ruderboot, auf dem wir in zehn Minuten das Inselchen erreicht hatten. Das Innere der Kirche enthält außer dem Gnadenbilde eine Unzahl dünner Silbervotive, welche zu Tausenden die Längs- und Querwände der Kirche in Form einer 11½ m breiten Bordüre erfüllen. Dort sind sie in ununterbrochener langer Reihe angenietet, nur im Chore ist noch etwas Raum frei für die alljährlich neu hinzukommenden Opfergaben. Unter ihnen sind auch Schiffe, Dampf- und Segelboote zahlreich vertreten. Daneben auch die übrigen Weihegeschenke, menschliche Figuren und einzelne Körperteile in der oben beschriebenen Art. Wie überall im Lande fehlen die Innenorgane außer dem Herzen und die Haustiervotive ganz. Auch die Darbringung hölzerner Schiffe und wächserner Gaben ist unbekannt. In zwei Nebenräumen im Obergeschoß sind die Votivbilder wie in einer Bildergalerie aufgehängt; es sind meist Schiffsdarstellungen mit einer Widmung des Kapitäns und häufiger Angabe des Ortes, an dem der Seesturm oder was sonst für ein Ereignis das Gelübde veranlaßte, stattfand. Man findet darunter Namen von historischer Bedeutung. Im Erdgeschoße, neben der Sakristei, sind mehrere Schiffstaue, Anker und zerbrochene Gewehre zu sehen; letztere wurden geopfert, wenn bei dem Bruche der Waffe der Schütze ohne Verletzung davongekommen war. Am 15. August findet auf der Insel ein feierlicher Gottesdienst statt, wozu sich zahlreiche Schiffe einfinden, die die Insel während des Festes umlagern.

Was für die römisch-katholische Gospa od Skrpjela, das bedeutet das serbische Wallfahrtskloster Savina für die griechisch-orthodoxe Bevölkerung von ganz Herzegowina und Montenegro. Es liegt am Eingang der Bocca und ist von Hercegnovi aus in einer halben Stunde leicht zu erreichen. Eine alte, steinerne Treppe führt von der Küstenstraße durch prächtige Gartenanlagen empor zu Kirche und Kloster. Der etwas verwahrloste Park mit den fruchtbeladenen Orangen- und Zitronenbäumen, den dunklen Pinien und Zypressen bringt in seiner idyllischen Verträumtheit die weltentrückte Stimmung prächtig zum Ausdruck. Die einsame Ruhe wird durch nichts gestört. Wir steigen langsam aufwärts und betreten durch ein steinernes Portal den engeren Bereich des Klosters. Hart am Bergrand steht das kleine Gebäude, während sich auf einem

grünen, von einem niederen Mäuerchen eingeschlossenen Platz die Hauptkirche und die ältere kleine Wallfahrtskapelle aus dem 11. Jh. erheben. Besonders letztere, mit dem wundertätigen Marienbilde, ist das Ziel der Wallfahrer, die am 28. August, dem Tage Maria Himmelfahrt, nach orthodoxem Kalender, in Mengen hierherströmen. Die Kirche enthält prachtvolle Bilder der Madonna mit dem Kinde und anderer Heiliger. Diese dunkelgetönten Bilder mit den glänzenden Silberbeschlägen der griechisch-byzantinischen Stilperiode üben auch hier wieder eine bezaubernde dekorative Wirkung aus. In einem hohen Glasschreine sind auch Votivgaben aufbewahrt, wie sie früher auch hier geopfert wurden. Man sieht flache in Silber gepreßte Schiffe, Figuren, Köpfe, Augen und Gliedmassen, vorwiegend aber Madonnenbilder in jenem Kasten. Die Darbringung solcher Votive zählt in den griechischen Kirchen zu den Ausnahmen; doch hat sie sich hier wohl als Folge einer Einwirkung des römisch-katholischen Brauchtums seitens der überwiegend zu diesem Bekenntnis gehörigen Bevölkerung in bescheidenem Umfange verbreitet.

Wir wandern nun längs der Küste nach Norden. Bei einem Juwelier in Split fand ich abermals einige Silbervotive, Männer, Frauen, Kinder und Schiffe, ähnlich jenen von Dubrovnik, nur etwas hübscher gefertigt. Eine halbe Stunde außerhalb von Split liegt am Meeresstrand die katholische Wallfahrtskirche von Poisan, die mir als besonders votivreich genannt wurde. An der Rückwand bemerkte ich auch tatsächlich neben einigen Seefahrer-Votivtafeln fünf prächtige holzgeschnitzte Modelle von Segelbooten und ein blechernes Dampfschiff, alle in ganz respektablen Ausmaßen. Vor der Renovierung der Kirche gab es hier jedenfalls viel mehr, doch wurden sie entfernt und die wenigen Prachtexemplare nur als Dekorationsstücke übrig behalten. Derartige Modelle kommen in italienischen Wallfahrten, soweit sie von Seefahrern besucht werden, des öfters vor, hier in Jugoslawien gehören sie zu den Seltenheiten.

Ich fand sie wieder in der orthodoxen Wallfahrtskirche von Senj, die in erster Linie von Seeleuten besucht wird. Das Gotteshaus, eine Marienkirche, steht etwas außerhalb des Ortes. Im Innern derselben hängen an Drähten von der Wand herab fünf große Segelschiffe, das größte davon wurde von der österreichischen Marine gestiftet und ist ungefähr zwei Meter lang und ein Meter hoch. Die vier übrigen sind etwas kleiner, vielleicht 60-80 cm lang.

Andere Votive sind nicht mehr vorhanden und die Vorhalle der Kirche ist ganz leer.

Auf der Insel Rab gilt die Kirche Madonna delle Grazie, eine der fünf Kirchen der gleichnamigen Stadt, als Wallfahrt. Ich konnte bei meinem Aufenthalte im Sommer 1927 beobachten, wie an einem Sonntag vormittag zahlreiche Wallfahrer herbeikamen. Die Frauen zogen am Kirchenportal ihre Schuhe aus und rutschten dann in Strümpfen und auf den Knien durch die ganze Kirche bis vor das Gnadenbild, wo sie eine Zeitlang beteten; dieser Vorgang wiederholte sich dreimal hintereinander. Eine solche Wallfahrt muß jeden ersten Sonntag im Monat ausgeführt werden, so will es der Brauch und das Verlöbniß. Man kommt in den verschiedensten Anliegen, Votive werden jedoch keine mehr mitgebracht, höchstens silberne Kerzen oder Schmuck. Dafür trägt jede Frau ein Körbchen am Arm, welches mit allerlei Naturalien, meist Obst, gefüllt ist; dieses wird hernach an der Klosterpforte abgegeben und hiefür seitens der Schwestern eine kleine Stärkung, Suppe oder Schnaps verabreicht.

Ich beschließe meine Schilderungen mit Jugoslawiens berühmtester Wallfahrtskirche am Trsat, oberhalb Susak, bei Fiume. Das Gnadenbild der dort verehrten Madonna del mare erinnert in seiner byzantischen Pracht an die Muttergottes von Czenstochau; der Papst hat es im Jahre 1715 selbst gekrönt. Der Ruhm der Wallfahrt gründet sich auf ein höchst wunderbares Geschehnis. Am 10. Mai des Jahres 1291 nämlich wurde die sogenannte Casa Santa, das heilige Haus, darin die Muttergottes einstens in Nazareth gewohnt hat, von Engeln hier niedergesetzt. Himmlische Hände hatten es in Palästina in die Luft erhoben und übers Meer getragen; allerdings blieb der Trsat nicht sein endgültiger Standplatz. Nachdem eine Zeit von drei Jahren verstrichen war, wurde es eines Nachts abermals entführt und setzte seine Reise über das Adriatische Meer hinweg fort, bis es die Engel in Loreto in Italien endgültig zur Erde niederließen. In Erinnerung des wunderbaren Geschehnisses jedoch ließ der Schloßherr der benachbarten Francopan-Burg auch am Trsat ein Gotteshaus erstehen, zu dem alljährlich am 15. August Tausende von italienischen und slavischen Pilgern herbeiströmen. Eine steinerne Stiege führt von Susak aus zur Wallfahrtskirche empor. Von oben bietet sich ein einzigartiger Blick über den Golf von Fiume mit all seinen Küstenstädten und vorgelagerten Inseln. Auf einem freien Platze vor der Kirche be-

finden sich einige Krambuden, wo allerhand Devotionalien verkauft werden: Kerzen, Heiligenbilder, Wallfahrtsmünzen, Rosenkränze, Muttergottesfiguren aus verschiedenstem Material angefertigt und ähnliche Dinge, billige und teure, aber meistens unschöne Fabrikware. In einem Stand gab es auch noch Votive zu kaufen, doch ist nur ganz minderwertige Ware vertreten und zwar in drei Gattungen: Figuren, Arme und Beine. Sie sind aus gelblichem Wachs, das noch stark nach Honig riecht, gepreßt. Jedoch handelt es sich um kleine, ganz flache Gebilde, die nicht viel mehr als die äußeren Konturen des Gegenstandes — nicht einmal Männer und Frauen sind zu unterscheiden — erkennen lassen. Das Innere der Kirche ist aus früherer Zeit behangen mit zahlreichen Votivtafeln, die sich meist auf in Seenot befindliche Schiffe beziehen. Die ältesten Segelboote und die modernsten Dampfschiffe sind hier im Bilde festgehalten, fast wie in einem Museum kann man die Entwicklung der Schifffahrt auf der Adria verfolgen. Auch das hölzerne Modell eines Segelbootes hinter Glas und Rahmen konnte ich bemerken. Mitunter wird auf historische Ereignisse und Persönlichkeiten angespielt, so bedankt sich der Capitano Cosulich für Rettung aus größter Seenot, und ein eingerahmter Zeitungsausschnitt enthält den Bericht vom Untergang der Titanic im Jahre 1914; er wurde wohl von einem Passagier, der dem Tode des Ertrinkens entronnen war, hier aufgehängt. Hinter dem Gnadenaltar sah ich noch einige Krücken und Bruchbänder. Um das Gnadenbild herum, das ein goldgründiertes Gemälde der Madonna mit dem Kinde darstellt, hängen silberne Weihegaben, fast nur Herzen und Schmuck. An den Wänden und der Decke der Kirche erblickt man mehrere Gemälde, die die Entstehungsgeschichte der Wallfahrt, den englischen Transport des heiligen Hauses und was damit zusammenhängt, zum Vorwurf haben. Von den zahlreichen Votiven, mit denen früher einmal das ganze Kircheninnere gespickt war, ist jetzt nichts mehr zu sehen. Ein Pater sagte mir, sie seien verkauft worden.

Damit bin ich am Ende meines Aufsatzes angelangt. Wenn er zu erschöpfenderer Darstellung des interessanten Stoffes seitens einheimischer Gelehrter Anlaß gibt, so ist sein Zweck vollauf erreicht. Als landesfremder Reisender konnte ich eben nur über das, was ich mehr oder weniger durch Zufall beobachten konnte, berichten.

Berchtesgaden, Oktober 1929.

Literatur der Volkskunde.

Petri, B. E., Narodnoe iskusstvo v Sibiri. Voprosy sobiranija i izučenijsa. (Volkskunst in Sibirien. Fragen der Sammlung und Erforschung.) Sibirischer Staatsverlag, Irkutsker Abteilung 1923. 29 S. mit 19 Abb.

Der bekannte Irkutsker Ethnograph und Archäolog, Professor an der dortigen Staatsuniversität, will mit der vorliegenden Schrift einem größeren Publikum eine Anleitung zum Sammeln sowie zur wissenschaftlichen Verarbeitung von Denkmälern der Volkskunst geben. Er erklärt, ebenso, wie man die Wirtschaftslage eines Volkes sowie seine Volksliteratur erforschte, ebenso müßten systematisch auch die Gegenstände der Volkskunst gesammelt und ausgewertet werden. Für die Museen kämen in Frage: 1. Kinderzeichnungen, 2. Zeichnungen von Erwachsenen, 3. Kinderspielzeug, 4. Ornamente und Verzierungen, 5. Religiöse Darstellungen. — Dieses kurz der Inhalt des ersten Kapitels.

Das zweite Kapitel „Einige theoretische Mitteilungen, die beim Studium der Frage notwendig sind“, ist für uns interessanter als das erste Kapitel, das eigentlich nichts Neues bringt. Es sei deshalb auf das zweite Kapitel näher eingegangen. Petri beklagt es, daß bislang die Kunstgeschichten meist noch immer mit der Darstellung der Kunst Assyriens, Phöniziens und Ägyptens begannen und ganz von der Kunst der Naturvölker absähen, wo doch auch die Kunstübungen dieser alten Hochkulturvölker auf einem schon von anderen Völkern ausgebildeten Boden sich entwickelt hätten. Man brauchte nur auf Völker, wie die Tungusen und die Jakuten als Graphiker oder auf Tschuktschen und Eskimo als Plastiker zu sehen, um sich von dem Bestehen einer Kunst der Naturvölker zu überzeugen.

Die Kunst der Primitiven wirkt sich nach Petri unter Bevorzugung der zeichnerischen und malerischen Künste noch in der Skulptur und teilweise in der Architektur aus. Nachdem Petri einige Worte über die Ursachen gesagt hat, aus denen eine Kunstbetätigung des primitiven Menschen fließen könnte, kommt er zu einer Klassifikation der Ornamente. Er unterscheidet drei Arten von Ornamenten: 1. symbolische Ornamente — 2. architektonische Ornamente und 3. technische Ornamente.

Das symbolische Ornament ist nach Petri immer ein figürliches. Seine Ansicht ist die, daß der primitive Mensch sich selbst oder sein Haus, seine Gegenstände und Waffen mit einer Darstellung seiner Gottheit schmückt. Diese Darstellung stellte den Menschen oder den Gegenstand unter den Schutz der betreffenden Gottheit. Nun werde aber die Gottheit nicht immer vollständig dargestellt, sondern nur ein besonders kennzeichnender Teil oder ein ebensolches Merkmal, wie Kopf, Geweih, Fell, Pfote, Spur usw. Der erste Künstler, der eine solche Gottheit zur Darstellung brachte, war noch bestrebt, sie so ähnlich wie möglich dem Vorbild, einem mythischen menschen- oder tierähnlichen Wesen, zu gestalten, während die Nachkommen sich schon an die vorhandene künstlerische Darstellung hielten und diese im Laufe der Zeit immer mehr und mehr schematisiert und abgewandelt wurde, so daß daraus endlich geometrische Gebilde entstanden, die jedoch von den Herstellern noch gut begriffen würden und von ihnen erläutert werden

könnten. Bei einem Religionswechsel etwa können solche Ornamente ganz die alte Bedeutung verlieren und zu einfachen Verzierungen werden.

Unter Architekturornament versteht Petri eine Verbindung von Linien, Punkten, Figuren, Tieren, Blättern, ohne eine verborgene Bedeutung, die zur Verzierung eines Gegenstandes auf diesem zur Darstellung gebracht werden.

Als dritte Ornamentart unterscheidet Petri das technische Ornament, das seinen Ursprung in der Herstellungstechnik eines Gegenstandes hat.

Dem Inhalt nach unterscheidet Petri Pflanzenornament, Tierornament und geometrische Ornamente und nach der Ausführung: Flächen-, Hohl- oder Tief-Ornament, erhabenes Relieforament und schließlich Flachrelieforament.

Weiterhin spricht Petri von der Technik und macht seinen Lesern den Unterschied zwischen Ornamentmotiv und Ornamentkomposition klar und behandelt weiterhin die Gesetze von Rhythmus und Symmetrie, nach denen alle Ornamente aufgebaut sind.

Das dritte Kapitel (S. 20—24) behandelt die „Methoden zur Erforschung von Volksornamenten“. Zunächst handelt es sich natürlich um die Beschaffung eines möglichst umfassenden Tatsachenmaterials, das auch wichtig ist, um in den Museen vorhandene nicht genau bestimmte Stücke einordnen und für die Forschung verwerten zu können. Bei der Bearbeitung stehen zwei Wege offen, und zwar einmal die Aufstellung einer vergleichenden Uebersicht der Ornamentmotive mit der Kunst verschiedener Nachbarvölker und zweitens die Beschränkung der Analyse auf ein bestimmtes Gebiet oder Volk. Petri meint, daß der erste Weg wegen der auffallenden Gleichheit der verschiedensten Ornamente bei verschiedenen Völkern oft zu Fehlschlüssen führen könnte, weshalb die erste Methode vorzuziehen wäre, die überhaupt bei der Erforschung der Ornamentik der Naturvölker gegeben wäre. Sie könne jedoch nur bei dem Vorhandensein reicher und streng wissenschaftlich gesammelter Materialien angewendet werden und setze Untersuchungen an Ort und Stelle, bei dem in Frage stehenden Volk, voraus.

„Indem wir im besonderen zu dem Ornament der Sibirien bewohnenden Völker übergehen, überzeugen wir uns, daß wir in diesem Gebiet bei uns nur eine äußerst geringe Anzahl von Forschungen zur Verfügung haben, und das, was gedruckt ist, stellt bisher kein Material dar, auf dessen Grundlage man irgendwelche Verallgemeinerungen machen oder auch nur die Elemente aufklären könnte, aus denen sich das Ornament der einzelnen Sibirien bewohnenden Völkerschaften entwickelt hat. Das Problem des sibirischen Ornaments wird äußerst kompliziert infolge der ethnischen Verschiedenartigkeit Sibiriens, seiner komplizierten geschichtlichen Entwicklung, die mit verschiedenartigsten Einflüssen Hand in Hand geht, in deren Folge sich die Bewohner mit anderen Völkerschaften vermischten, sowie durch die Entfremdung bei der Assimilierung oder der Vermischung ganzer Völkergruppen. Arbeiten allgemeinen Charakters, in denen einige allgemeine Grundzüge gegeben oder die Richtung für eine weitere Erforschung aufgestellt wären, gibt es nicht, und es ist leicht, sich davon zu überzeugen, daß gegenwärtig die dringendste Aufgabe in der Erforschung des sibirischen Ornaments die Sammlung und Veröffentlichung

von Materialien zur Ornamentik der einzelnen Völkerschaften Sibiriens ist, sowie derjenigen Völker, die mit ihnen in unmittelbare Berührung gekommen und dem ohnehin schon reichen und vielartigen sibirischen Ornament neue Elemente hinzugefügt haben“.

Um solche Forschungen zu erleichtern und einheitlicher zu gestalten, hat Petri einen Fragebogen ausgearbeitet, den er in seiner Schrift veröffentlicht, und um den Freunden unserer Wissenschaft eine genaue Beurteilung möglich zu machen, will ich dieses nützliche Hilfsmittel ebenfalls mitteilen:

I. Einführung.

1. Kurze Charakteristik des Volkes im Zusammenhang mit Wohngebiet, Lebensart und religiösen Vorstellungen.

2. Die wichtigsten Momente seiner Geschichte (mit beiläufiger Bemerkung darüber, mit welchen anderen Völkerschaften es in Berührung gekommen ist, unter welchem Kultureinfluß es sich befindet und welche Entlehnungen man anzutreffen erwarten kann).

3. Besitzt das Volk in der Gegenwart seine alten Ornamente in vollkommenem Ausmaß oder hat es diese in gewissen Gebieten verloren und durch Entlehnungen (von wem) ersetzt oder durch Fabrikware.

4. Gründe des Verschwindens einer Ornamentik an bestimmten Orten.

II. Uebersicht über die Produktion und die Gegenstände, auf denen Ornamente dargestellt sind.

1. Das Aeußere des Gegenstandes.

2. Material, aus dem er besteht.

3. Bedeutung der Gegenstände und ihre Rolle im Leben des Volkes.

4. Alter der Gegenstände.

5. Künstler und Künstlerinnen — Besonderheiten ihrer gesellschaftlichen Stellung im Zusammenhang mit ihrer Kunst (vgl. Abschnitt III des Programms).

6. Arbeitsgerät.

7. Arbeitsmethoden.

Anmerkung. Jede Produktionsart muß in einem besonderen Kapitel oder einem besonderen Abschnitt behandelt werden.

III. Die Hervorbringer und Schöpfer des Ornamentes.

IV. Allgemeine Charakteristik des Ornamentes und Analyse der Ornamentmotive nach Themen (sujets).

V. Die ornamentalen Motive.

1. Was stellt das Ornament dar (dargestelltes Thema).

2. Welche religiösen Vorstellungen sind mit dem in Frage stehenden Gegenstand verknüpft und welche Rolle spielt letzterer in dem religiösen Leben des Volkes.

3. Herkunft des Ornamentmotives.

4. Die Variationen des Motives.

5. Resultat der Entwicklung des Ornamentmotives.

6. Welche Kombinationen geht das Motiv mit anderen Motiven ein.

Anmerkung. Jedes einzelne ornamentale Motiv wird nach dem dargelegten Plan bearbeitet.

VI. Varianten von Ornamentmotiven in Abhängigkeit von der Herstellungstechnik; Bedingungen des Ornamentcharakters in Abhängigkeit von Material und Technik.

VII. Allgemeine Schlußfolgerungen und Stelle des untersuchten Ornamentes in der Reihe der Ornamente anderer Völkerschaften.

VIII. Art der durch den Autor angewandten Reproduktion der Ornamente: Durchzeichnung, Photographie, Zeichnung, Schema usw.

In einem Schlußabschnitt vom Kapitel III wendet sich Petri dagegen, Ornamente nach den Produktionstechniken oder dem Material zu untersuchen, auf dem sie erscheinen, also etwa Nähornamente, in Holz geschnittene Ornamente, Schmiedeornamente usw. Ornamente müßten nach den Ornamentmotiven untersucht werden, denn „jedes Ornamentmotiv ist ein vollständig genau bestimmtes Muster, das alle seine Eigentümlichkeiten bewahrt, auf welchem Material es auch immer ausgeführt ist“.

Kapitel IV bringt „Einige Worte über die Untersuchung anderer Zweige volkstümlicher darstellender Kunst“, worin auf Kinderzeichnungen, Erwachsenenzeichnungen und religiöse Darstellungen hingewiesen wird. Abschnitt V enthält „Bemerkungen zu den Zeichnungen“.

Soweit also der Inhalt von Petris Schrift. Es ist von mir recht ausführlich auf Petris Gedankengänge hingewiesen worden, da die Ornamentik der sibirischen Völker uns eines der wichtigsten Mittel in die Hand gibt, näher in die Kulturgeschichte der einzelnen Völker einzudringen. Wir können nicht nur, wie Petri es will, aus den geschichtlichen Vorgängen Rückschlüsse dahinzielend gewinnen, welche Ornamente wir bei einem Volke überhaupt erwarten dürfen, sondern die Ornamente sagen uns bei dem Fehlen historischer Nachrichten, wie es doch in Sibirien die Regel ist, wie die kulturelle Entwicklung eines Volkes verlaufen ist, unter welche Einflüsse es geriet, und somit wird die Ornamentkunde zu einer der wichtigsten kulturhistorischen Hilfswissenschaften. Ueberhaupt scheint mir die historische Fragestellung auch für die sibirischen Völkerschaften über die Massen vernachlässigt zu sein. Die bloße beschreibende Völkerkunde, die den kulturellen Tatsachenbestand eines im weiten Sinne als Gegenwart zu bezeichnenden Zeitraums untersucht, bedarf recht dringend eines historischen Unterbaues, den zu liefern in der Hauptsache die Vorgeschichte in der Lage ist, ohne deren Ergebnisse eigentlich nicht mehr recht geschichtliche Völkerkunde getrieben werden kann, auch nicht in Sibirien. Die Ornamentkunde Sibiriens bedarf des vorgeschichtlichen Unterbaues ganz besonders dringlich, nur fehlt es meist noch an Urmaterial, bei dessen Herbeischaffung Professor Petri als einer der allerfleißigsten und erfolgreichsten Mitarbeiter genannt werden muß. Er und seine Schüler sind in Sibirien fast die einzigen, die sich von den Publikationszentren der Sowjetunion, Moskau und Leningrad, unabhängig gemacht und ihre Arbeiten an

Ort und Stelle, in Irkutsk, veröffentlichen und dadurch Außerordentliches für das Ansehen der sibirischen Wissenschaft geleistet haben.

Zu dem zu Beginn der Besprechung angeführten Hinweis Petris auf die graphische Kunst der Tungusen und Jakuten, kann man sagen, daß die Jakuten eigentlich hier nicht zu nennen wären, da sie die Erben einer aus der westlichen Hochkultur stammenden Kunstübung sind, und auch die Stellung der tungusischen Kunst ist vorläufig noch recht rätselhaft. Immerhin, wenn die Jakuten ihre Kunst in der Hauptsache aus dem Westen bezogen haben, so hat es den Anschein, als ob die Tungusen, wenigstens die östlichen, von China her, Einflüsse aufgenommen haben. Immerhin blicken wir vorläufig in diesen Fragen noch nicht ganz klar, da Spezialuntersuchungen nur über die Amurvölker vorliegen (von B. Laufer).

Die Schilderung der Entstehung des symbolischen Ornamentes durch Petri ist natürlich eine Deduktion, und es ist eine offene und vielleicht auch müßige Frage, welche Ornamente ursprünglicher sind: die figürlichen oder die geometrischen. Auf deduktivem Wege können wir aber überhaupt nicht zu einer Beantwortung dieser Frage kommen. Hier ist wiederum ausschließlich eine Zusammenarbeit mit der Vorgeschichte und die Feststellung notwendig, wieweit sich die Ornamente eines bestimmten Volkes auch in der vorgeschichtlichen Hinterlassenschaft seiner Vorfahren (kulturell gesprochen) feststellen lassen. Erst wenn wir da Anhaltspunkte gewonnen haben, können wir zu solchen Fragen ernsthaft Stellung nehmen, ob in einem bestimmten Gebiet die figürliche Ornamentik der geometrischen vorangegangen ist oder nicht. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, auf eine Beobachtung Max Schmidts hinzuweisen, der sich so eingehend mit den Anfängen der Ornamentik beschäftigt hat und neuerdings auch die technischen Voraussetzungen bei der Entstehung von Ornamenten in Südamerika in einer großen zusammenfassenden Arbeit behandelt hat (Die technischen Voraussetzungen in der Ornamentik der Eingeborenen Südamerikas, Jahrbuch für Prähistorische und Ethnographische Kunst, Jg. 1926, S. 142 bis 174). Hier handelt es sich um die feine Beobachtung, daß bei den Indianern des Xinguquellgebietes dasselbe Geflechtmustermotiv (also ein technisch-ornamentales Motiv nach Petris Terminologie), und zwar in diesem Falle der auf der Spitze stehende Rhombus, einmal mit dem Fischmotiv, das andere Mal mit dem Vogelmotiv und das dritte Mal mit der menschlichen Figur als Motiv verbunden ist. Max Schmidt schreibt dazu (Völkerkunde, Berlin, Ullstein 1924, S. 235 f.): „Bei vielen Völkerstämmen, und zwar tritt diese Erscheinung bei bestimmten Kulturarten besonders stark hervor, üben die aus der Flechttechnik entstandenen geometrischen Ornamente einen so starken Einfluß auf das künstlerische Empfinden aus, daß die Flächenornamentik überhaupt wie von ihr gebannt erscheint. Alle figürlichen Vorstellungen, welche der Künstler auf der Fläche seiner Gebrauchsgegenstände zur Darstellung bringen will, werden dann gewissermaßen in den Vorstellungskreis beherrschenden geometrischen Muster hineingepreßt, so daß sie nur in stark stilisierter Form zum Ausdruck kommen und dieser stilisierten figürlichen Darstellung gegenüber die freie naturalistische Darstellung figürlicher Motive nicht zur Entfaltung kommen kann. Hierdurch ist zugleich eine Erklärung für die auffällige Erscheinung

gegeben, daß die freie naturalistische Zeichnung mehrfach gerade bei den auf niedrigster Kulturstufe stehenden und daher von den Geflechtsmustern noch unbeeinflußt gebliebenen Völkern in besonders vollkommener Form ausgebildet ist.“

Zu Petris Ablehnung der vergleichenden Methode bei der Ornamentbetrachtung sei noch gesagt, daß man sich natürlich erst einmal einen Ueberblick über den Gesamtschatz von Ornamenten eines Volkes verschaffen muß, ehe man an weitere Vergleichen gehen darf, aber gerade bei der auch von Petri betonten universellen Verbreitung vieler Ornamentmotive kann die Beschränkung der Behandlung auf ein einzelnes Motiv und auf ein einzelnes Volk zu recht abwegigen Ergebnissen führen. Die Erforschung und Veröffentlichung der Ornamente eines bestimmten Volkes, wie etwa Petris hervorragender Arbeit über die Ornamente der Kudinschen Burjaten (*Sbornik Muzeja Antropologii i Etnografii pri Akademii Nauk, St. Petersburg 1918*) gibt uns natürlich wieder die Möglichkeit zu einer Weiterverarbeitung in verschiedener Richtung, zeitlich und örtlich. Mit der Sammlung und wissenschaftlichen Veröffentlichung des Ornamentbestandes eines Volkes wird erst die notwendige sichere Grundlage für die ebenso wichtigen vergleichenden Forschungen geschaffen, wodurch erstere ja recht eigentlich ihre Lebenskraft und Notwendigkeit erweisen.

Hans Findeisen, Berlin.

Sigurd Erixon und Sigurd Wallin: *Svenska Kulturbilder I, II.* Stockholm 1929. (Das Werk wird in zwölf Teilen herausgegeben werden, jeder mit etwa 165 Seiten. Jedes Jahr werden vier Teile erscheinen. Jeder Teil kostet Kr. 11.50.)

Das schön ausgestattete kulturgeschichtlich-ethnographische Werk hat die Absicht, den Leser mit den charakteristischsten Formen der schwedischen Kultur der neuen Zeit in leichtverständlicher Darstellung bekannt zu machen. Nach der Ansicht der Schriftleitung, die in die Hände der oben erwähnten hervorragenden schwedischen Forscher gelegt worden ist, ist es noch nicht möglich eine zusammenfassende schwedische Kulturgeschichte auf ethnographischer Grundlage zu schreiben. Sie haben daher den Modus gewählt, wesentliche Züge und bekannte Monumente der schwedischen Kultur in kurzen Einzeldarstellungen zu geben. Die meisten Aufsätze sind von den Herausgebern geschrieben, aber auch eine ganze Reihe anderer kulturgeschichtlich und ethnographisch tätiger Forscher haben zu dem Werke Beiträge beigesteuert.

Besonders wertvoll vom volkskundlichen Standpunkt aus sind die Aufsätze von Erixon. Er schildert u. a. einen größeren, mit Malereien vornehm ausgestatteten Bauernhof aus Nordschweden und gibt dann als wirkungsvolles Gegenstück ein anschauliches Bild der Entstehung eines Verwandtschaftsdorfes aus Südschweden, d. h. eines Dorfes, das aus Teilung eines ursprünglichen Einzelhofes entstanden ist. Die altertümlichen Gebräuche der Gemeinde eines Dorfes in Westergötland, Südschweden, behandelt der Verfasser in einem anderen Aufsatz. Die alten Dörfer waren wie Reiche für sich mit ihren eigenen Gesetzen und Beamten usw. Ende Mai oder Anfang Juni versammelten sich die Bauern zu *grannöl*, eigentlich *Nachbarnbier*. In der Stube, wo diese Zusammenkunft abgehalten wurde, wurde der Ehrenstab und Ab-

zeichen des Vorsitzes in den Boden gestoßen, daß er fest stand. Er sollte in dieser Weise als ein Friedenszeichen stehen, bis die Verhandlungen und das danach folgende Biergelage zu Ende waren. Wenn jemand den Stab umstieß, mußte er dafür ein paar Geldstücke der Gemeindekasse bezahlen. Die Verhandlungen endeten mit dem Biergelage, wobei das Bier aus einem gewaltigen Kessel mit dem großen Dorflöffel geholt und in eigentümliche Schalen geschöpft wurde. Mit Recht bezeichnet der Verfasser diese Geräte als Erbschaft von den heidnischen Opfergelagen. Das Essen bestand aus Brot, Butter und Eiern. Erixon schildert auch einen Besuch bei einer Brautkleidverfertigerin und das Vorkommen in Schweden von Hochzeitsstuben der Dorfgemeinden.

In diesem Zusammenhang sei auf Söderbäcks eingehende Schilderung einer Hochzeit bei den auf Ragö an der Küste Estlands wohnhaften Schweden verwiesen. — Auf dem Gebiete der Trachtenkunde gibt uns dann Sigfrid Svensson die Geschichte des Jungfernkranzes und des Kopftuches der verheirateten Frauen. Wie früher Per Lugn ist auch er der Ansicht, daß diese Sitten mit der geschlechtlichen Bedeutung des Haares der Frauen zusammenhängen, was er durch mehrere bisher unbekannte schwedische Belege zu beweisen versucht. — In einem Aufsatz über Schlittenformen macht Gösta Berg es wahrscheinlich, daß ein in Schweden vorkommender leichter Schlittentypus mit dem in den Alpen auftretenden Bockschlitten zusammenhängt.

Der Raummangel erlaubt uns nicht auf die anderen Aufsätze näher einzugehen, die sich meistens auf den der Volkskunde verwandten Gebieten, wie Kunstgeschichte, Waffengeschichte usw. bewegen. Doch sei erwähnt die künstlerisch gestaltete und persönlich gehaltene Schilderung Sigurd Wallins von Hammarby, dem Hofe des berühmten Botanikers Carl von Linné.

Ragnar Jirlow.

Der Weltkreis. Mitteilungen der Vereinigung für Völkerkunde und verwandte Wissenschaften, Berlin. Herausgegeben im Auftrage der Vereinigung von Hans Findeisen. Jahrgang 1929, Nr. 1—4.

Von dieser von Dr. Hans Findeisen begründeten Vereinigung völkerkundlicher Interessenten werden in zwangsloser Folge völker- und volkskundliche Mitteilungen aus Osteuropa und Sibirien veröffentlicht, auf welche hier mit besonderer Wärme aufmerksam gemacht werden soll. Es seien aus dem mannigfaltigen Inhalt der bisher erschienenen 4 Hefte hervorgehoben: der sehr lebendig schildernde Aufsatz von Nata Findeisen: „Von Sitten und Gebräuchen eines aussterbenden sibirischen Polarvolkes“ (Erlebnisse bei den Jenissaj-Ostjaken), ebenso der Aufsatz: „Aus der Lüneburger Heide“ mit der sehr ansprechenden Schilderung eines niedersächsischen Bauernhofes, ferner fünf burjatische Erzählungen, und die Leningrader Skizzen (in Heft 3, 4). Wir wünschen dem Unternehmen und seinen Arbeiten recht gedeihlichen Fortschritt.

Prof. M. Haberlandt.

Tirol: Natur, Kunst, Volk, Leben. Zweite Folge, Heft 8, 1930.

Das vorliegende, auch illustrativ prächtig ausgestattete Heft dieser Zeitschrift, die das reiche Natur- und Kulturkapital Tirols für einen weit-

gezogenen Leserkreis in zwanglosen Folgen sich auszuschöpfen bestrebt, beschäftigt sich in einer Reihe gehaltvoller Abhandlungen mit dem Tiroler Volksschauspiel im Wandel der Zeiten. Der bekannte Literatur- und Volksforscher Dr. A. Dörrer schildert in lebendiger Art Tiroler Spielbräuche aus 6 Jahrhunderten, das kultisch-liturgische Spiel der Kirche, wobei besonders die Passionsspiele und die Fronleichnamsspiele hervortreten, die Bürgerspiele, die Spiele der Handwerker und fahrenden Komödianten, das Kunst- und Schul-drama, die Figuralprozessionen, die Bauernspiele und schließlich die Passions-spiele. Der Autor bringt über dieses bisher noch recht wenig erforschte Kapitel der tirolischen Kulturgeschichte eine ungeahnte Fülle neuen Materials ans Licht, das überdies durch eine ganze Zahl wertvoller Bilder bereichert wird. Im Anschluß an Dörrers Abhandlung bespricht Prof. Anton Müller (Bruder Willram) das „Passionsspiel von Brixlegg“, sowie in gleichen Arno Franz Binna das „Passionsspiel von Thiersee“ zum Gegenstand interessanter Mitteilungen macht. In einem reich illustrierten Aufsatz würdigt Karl Paulin das künstlerische Wirken der Exl-Bühne. Einen besonderen Schmuck des Heftes bilden im Anschluß einer landschaftlichen Schilderung Tirols prächtige Landschaftsbilder aus den schönsten Gegenden des Landes.

Prof. M. Haberlandt.

Lutz Mackensen: Aufriß der englischen Volkskunde. (Handbuch der Englandkunde II. Teil, S. 13—54). Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1929.

Die volkskundliche Skizze, die Referent 1926 in dem Werke: „Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur“, S. 223—232, von der Bevölkerung Großbritanniens auf beschränktem Raum zu geben sich bemüht hat, ist im vorliegenden „Aufriß der englischen Volkskunde“ in sehr willkommener Art und auf das Sachkundigste von einem tüchtigen Kenner, wie Lutz Mackensen erweitert worden. Aus der folgenden Inhaltsangabe dieses Auf-risses sind die leitenden Gesichtspunkte der Darstellung, die volkswirtschaftliche Grundlegung und das Auseinanderhalten der keltischen und der germanischen Volkskulturen klar zu ersehen. Die volkskundliche Sonderstellung Englands hängt mit dem Niedergang und Fehlen eines eigentlichen Bauernstandes zusammen — wobei die andersartigen Verhältnisse in Schottland und die Lage in Irland ihre Berücksichtigung finden. Nach Möglichkeit eingehend wird sodann die keltische Volkskultur nach Sprache, Festen, Siedlungsformen, Clanwesen, Tracht, Musik, Lieder und Tänzen, Sitten und Brauchtum geschildert. Es folgt dann, wie die vorangehende Darstellung auf geschichtlicher Grundlage, die volkskundliche Schilderung der germanischen Bevölkerung, die zufolge des Fehlens eines eigentlichen englischen Bauernstandes die volkskundliche Sonderstellung Englands (S. 13 besonders betont) klar hervortreten läßt. Eine 4 Seiten umfassende Literaturübersicht beschließt in sehr erwünschter Art den ausgezeichneten Abriß. Außer diesem volkskundlichen Abschnitt enthält der vorliegende Band der „Englandkunde“ auch eine vortreffliche Darstellung der Vor- und Frühgeschichte der britischen Inseln von Dr. Ernst W a h l e und einen nicht minder gehaltvollen Beitrag zur Rassenkunde Großbritanniens von Dr. Walter S c h e i d t, die für den Volkskundler besonderes Interesse besitzen. Es sei nicht unerwähnt, daß aber auch alle

übrigen Abschnitte des Gesamtwerkes (die englische Wirtschaft, Dramatik, Musik, das religiöse Leben, das Bildungswesen und das moderne Engländer-tum in der englischen Literatur der Kriegs- und Nachkriegszeit) für jeden Leser von hohem Wert und Interesse sind. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verlag in seinen „Handbüchern der Auslandskunde“ die gebildete deutsche Öffentlichkeit in solcher Art, wie die vorliegende „Englandkunde“ es so vortrefflich leistet, mit den übrigen europäischen Völkern und deren Kulturen vertraut macht. Auch die vergleichende europäische Volkskunde, die auf dem Wege ist, wird davon reichen Gewinn haben.

Prof. M. Haberlandt.

Werner Zirus: Ahasverus, der ewige Jude. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur; Herausgegeben von Paul Merkes und Gerhard Lüdtke.) Walter de Gruyter & Co. 1930.

Wenn die Entstehung der Sage vom Ewigen Juden auch nur den ersten einleitenden Abschnitt des vorliegenden Werkes darstellt, so dürfen wir auf dasselbe doch auch im Rahmen dieser volkskundlichen Zeitschrift aufmerksam machen. Wir erfahren hieraus auf Grund der Forschungen von Simrock, Grässe, Gaston Paris, Neubauer u. A., wie die Sage von Ahasver, dem ewigen Wanderer, durch literarische Tätigkeit in weitestem Sinne zustande gekommen ist. Biblische Anregungen, Exegesen von kirchlichen Schriftstellern, Flugblätter, Volkslieder und Volksblätter sind hier als der Mutterboden unserer Sage nachgewiesen, die übrigens nicht so alt ist, als man gewöhnlich glaubt und erst seit dem 13. Jahrhundert in ihren ersten Andeutungen und Spuren nachweisbar erscheint. Der weitaus größere Teil des vorliegenden Werkes beschäftigt sich in sehr ausführlicher und sehr anregender Art mit der Ausgestaltung der Sage vom Ewigen Juden durch die Dichtung fast zweier Jahrhunderte, ohne daß dieselbe auch nur annähernd zu einem dichterischen Abschluß gebracht worden wäre, wie die Faustsage durch die unsterbliche Dichtung Goethes.

Prof. M. Haberlandt.

Dr. Hans F. K. Günther: Rassenkunde des jüdischen Volkes. Mit 305 Abbildungen und 6 Karten. J. F. Lehmanns Verlag, München 1930.

Prof. Dr. S. Passarge: Das Judentum als landschafts-kundlich-ethnologisches Problem. Mit 153 Bildern. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929.

Zwei streng sachliche Auseinandersetzungen mit der vielleicht am meisten unter allen völkerkundlichen Problemen umstrittenen „Judenfrage“, die sich auf das Glücklichsie ergänzen. Günther sucht das Wesen des Judentums vom rassenkundlichen Standpunkt in objektivster Art zu ergründen und gelangt zu dem Ergebnis, das Judentum als ein aus einem Rassengemisch hervorgegangenes Volkstum aufzufassen. Passarge geht als Geograph und Ethnolog an das Judenproblem heran und sucht die Besonderheiten der jüdischen Volksartung aus Umwelt, Lebensschicksalen und Geschichte zu erklären. Beiden Büchern ist im hohen Grade unvoreingenommene Betrachtungsweise und ruhige Erörterung des Gegenstandes nachzurühmen, bei gründlicher Aufrollung eines reichen Materials anthropologischer, ethnologischer und geistesgeschichtlicher Art. Mit der Analyse der alttestamentlichen

Ueberlieferung auf Grund der Zweigeschlechtstheorie kann sich Referent allerdings nicht einverstanden erklären. Prof. M. Haberlandt.

Lutz Mackensen: Die deutschen Volksbücher (Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, herausgegeben von P. Merker und W. Stammer, 2. Band). Verlag Quelle und Meyer in Leipzig, 1927. 152 S.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, das Wesen der deutschen Volksbücher und ihre Bedeutung in der deutschen Literatur klarzustellen, sowie die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge aufzuzeigen, die zu ihrer Entstehung und Entwicklung beitrugen. Was der vorliegenden Studie einen besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß sie, von der Heerstraße literarhistorischer Darstellung abseits eifriger Seitenpfade suchend, den Ursachen der wechselnden Beliebtheit dieser Bücher nachspürt, die Einwirkung von Ausstattung, Anpreisung und inhaltlicher Anpassung an den Geschmack des Publikums auf den Absatz an Hand genauer Daten vom Wiegenalter des deutschen Buchdruckes und Buchverlages an zu erfassen bestrebt ist. Dadurch werden dem Leser der Schrift tiefe, lebensvolle Einblicke in Denkweise und Geschmack namentlich der Unterschichten unseres Volkes während der letztvergangenen vier Jahrhunderte eröffnet. Den Volksromanen werden die nur ihrer Verbreitung nach volkstümlichen Ritterroman gegenübergestellt. Den Kern der Volksromane (zu den beliebtesten gehört Fortunat, Faust, Eulenspiegel, die Schildbürger) bilden altüberlieferte, volkstümliche Sagen-, Schwank- und Märchenmotive (S. 112 ff.). Der Verfasser verfolgt in seinen wohlbelegten Ausführungen nicht nur die Schicksale der eigentlichen Volksbücher, sondern unterrichtet auch über anderes volkstümliches Schrifttum vergangener Jahrhunderte, wie Legenden, Kalender, medizinische und naturwissenschaftliche Bücher, Reisebeschreibungen, Los-, Zauber- und Historienbücher, Werke, in denen der lehrhafte Zug der Zeit noch stärker ausgeprägt erscheint. Diese Kapitel mit den dazugehörigen Literaturhinweisen mögen dem Volksforscher in besonderem Maße willkommen sein. Ein ausführliches, vierteiliges Register (Personen, Stoffe und Bücher, Kulturelles, Formales) beschließt das Buch.

Dr. Eduard Weinkopf.

Das Deutschtum im Ausland. Monographiensammlung, herausgegeben von Dr. K. Bell. Südtirol. Unter Mitwirkung von D. Dietrich, A. Doerr, L. Jutz, H. Kinzl, J. Ringler, J. Rungg, W. Rohmeyer, O. Stolz, J. Weingartner, H. Wopfner etc. Dresden, W. Berger, 1927, 271 Seiten, 1 Karte.

Unter den deutschen Gebieten, die durch den Friedensschluß von Saint-Germain vom geschlossenen deutschen Stammesgebiet abgetrennt wurden, ist Südtirol das am härtesten betroffene und hier haben sich auch am frühesten die Gelehrten erhoben, um den Nachweis der durch Natur und Geschichte gegebenen Zusammengehörigkeit von Nord- und Südtirol zu erbringen.

Das vorliegende Buch enthält eine Reihe von Abhandlungen aus der Feder der berufensten Fachgelehrten über Südtirols Land, Volk, Geschichte und Kultur.

Für den Volkskundler von besonderem Interesse sind die Abschnitte: Die volkliche Einheit Tirols und ihre Entstehung aus der Feder des hervorragenden Gelehrten und Begründers der tirolischen

Haus- und Siedlungsforschung Univ.-Prof. H. Wopfner, der Siedlungsform und Ortsnamenkunde als Zeugen dafür heranzieht, daß erst deutsche Arbeit den Boden der Wildnis abgerungen hat.

Dr. iur. et phil. J. Rungg bringt eine lehrreiche Abhandlung über die Entwicklung der Volkstracht und eine hübsche Schilderung der Bräuche Südtirols, von denen besonders die Winter- und Frühlingsbräuche alte Formen bewahrt haben und typische Eigenart zeigen.

Die sprachlichen Verhältnisse behandelt Univ.-Doz. L. Jutz und weist auch hier völlige Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit des tirolischen Stammes nach.

Im Abschnitt:

Südtirol im deutschen Schrifttum entwirft der durch seine Forschungen über die tirolischen Passions-Spiele rühmlich bekannte Verfasser Dr. A. Dörner ein anschauliches Bild der reichen Schätze tirolischer Volkspoesie in allen ihren Spielarten. In diesem Land, wo die moderne Kluft zwischen Volk und Gebildeten nicht besteht, sind die Grenzen zwischen Volks- und Kunstdichtung mitunter schwer zu ziehen.

Die Abschnitte über Malerei (Dr. theol. et phil. J. Weingartner) und Baukunst und Plastik (Dr. J. Ringler) vervollständigen das Bild tirolischen Kunstschaffens, dessen Eigenart in allen seinen Werken hervortritt.

Herausgeber und Verlag sind zu beglückwünschen, daß es ihnen gelungen ist, die besten Fachgelehrten als Mitarbeiter für dieses Werk zu gewinnen, dessen gediegener und reicher Inhalt jeden Leser fesseln muß.

Dr. A. Perkmann.

Heinrich Marzell: Bayerische Volksbotanik (Lorenz Spindler, Nürnberg o. J.), 252 Seiten mit Buchschmuck von Conrad Scherzer.

Die bemerkenswert umsichtig angelegte Arbeit des seit langem als führend bekannten Forschers gliedert den Stoff nach Verwendung der Pflanzen an Festzeiten des Bauernjahrs, bei Geburt, Hochzeit und Tod, im Kinderspiel, im landwirtschaftlichen Aberglauben, in der Volksmedizin, wie in Zauber und Gegenzauber und Volkssage, ohne vom sicheren Weg rein induktiver Erklärung ihrer „Wirksamkeit“, die ja dämonistischer oder animistischer Anschauungen oft genug durchaus bar ist, abzuirren. Ein bezeichnendes Beispiel liefert etwa die Betrachtung der „Gewitterpflanzen“, zumeist Frühlingsblumen oder Pflanzen mit roten Blüten. Die Schlußabschnitte über Pflanzenzauber und Pflanzensagen geben in kritisch besonnener Auswahl noch genug Belege dafür, wie magische und dämonistische Vorstellungen sich schließlich zum naiven Weltbild des Volkes zusammenfügen. In einem wäre vielleicht gegenüber dem schon recht schlagwortartig abgebrauchten Sammelbegriff „Aberglauben“ eine berichtigende „rationalere“ Einstellung gemeinhin in der volkstümlichen Pflanzenkunde anzubahnen; wir meinen den rein landwirtschaftlichen „Aberglauben“, bei dem es sich doch insgesamt zuvörderst um „Bauernpraktika“, das sind beiläufige Erfahrungen im Ablauf des Vegetationsjahres und vielfach wie bei den Heiligen-Namensstagen als Merktagen für Pflanz- und Anbautätigkeit um beabsichtigte mnemotechnische Anhaltspunkte handelt. Die reichlich späte Anzeige des Buches vermag gleichwohl ein unmittelbares Gegenwartsinteresse an ihm hervorzuheben. Denn es bringt vielfach die Er-

gebnisse von Umfragen an die Lehrerschaft und sichtet den Stoff auch in seiner kulturgeographischen Umgrenzung, beides Leistungen, die der nun mit den ersten Umfragen soeben einsetzende „Atlas der Deutschen Volkskunde“ für die gesamte Deutsche Volksforschung zu systemisieren versucht. Möge ihnen gleich umsichtige geistige Bewältigung durch die Forscherpersönlichkeiten zuteil werden, wie hier die Person des Buches Gestalt und Wesen bedeutet.

A. Haberlandt.

Franz Hempler: Psychologie des Volksglaubens insbesondere der volkstümlichen Natur- und Heilkunde des Weichsellandes. Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 4. (Kommissionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr., 1930), 112 S.

Vor den herkömmlichen Bearbeitungen des Volksaberglaubens bekennt der Referent nach oft enttäuschter Aufnahmebereitschaft ödes Grauen. Aber die vorliegende Schrift hat ihn doch durchaus angesprochen durch die aufschlußreiche Art der Einfühlung des Verfassers in Leben und Erlebnis des Volksmenschen, die allsogleich auch der wissenschaftlichen Erkenntnis für Fragekomplexe der lebendigen Gegenwart zugutekommt. Eine kurze Aufzählung der Abschnitte mag das Rüstzeug des Verfassers dartun, das wir jeder derartigen Auswertung einschlägigen Stoffes wünschen. Solche lebendige Beobachtungen finden wir aufschlußreich eingestreut etwa zur Erläuterung des Hexenwesens, der sinnlosen Abwehrhandlungen im Affekt, die Begriffsbildungen über den Tod, Heilmittel aus dem Gewürm der Erde für Krankheiten zufolge Liegens auf der Erde und anderes mehr. Es erweist sich immer wieder, daß in aller Volks- und Völkerkunde jene Richtung, die die Erlebnisgrundlagen der volkstümlichen Geistigkeit zunächst einmal unmittelbar zu erfassen sucht, bevor sie sich an eklektische geschichtliche Spekulation heranwagt, nicht nur die selbstverständliche Voraussetzung jeder Quellenkunde bedeutet, sondern immer noch am tiefsten auch in das Verständnis des erstarrten Formenkreises von Kultur und Geschichte einführt.

A. Haberlandt.

Julius Leithaeuser: Volks- und Heimatkunde des Wupperlandes. Mit einer Karte der bergischen Sprachgrenzen. (A. Martini & Grüttemann, Elberfeld 1926), 238 S.

Wie die Selbstanzeige zum Buche besagt, berücksichtigt es in weitem Umfang Volkssprache und Volksanschauung, soweit sie in der Namenkunde, der Volksdichtung und Volksweisheit, in Glauben, Sitte und Brauch zum Ausdruck kommen. Dem möchten wir hinzufügen, daß es eine verständnisvolle und erwünschte Ausweitung des Begriffes des Volkstümlichen bedeutet, daß den Persönlichkeiten im Umkreis der betrachteten Landschaft eine Würdigung ihres Volk und Heimat gewidmeten Schaffens zuteil wird, — Volkskunde, deren sich die Forscher noch recht wenig besonnen haben, es sei denn in national gemischten Gebieten wie Böhmen, wo Männer wie Josef Blau diese so wichtige Brücke zwischen Volkskunde und Literatur und Geistesgeschichte gleichfalls schon zu schlagen unternommen haben.

A. Haberlandt.

Führer durch das Museum für Volkskunde.

Von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Das Museum für Volkskunde in Wien — bis 1918 Museum für österreichische Volkskunde — wurde im Jahre 1895 vom Verein für (österreichische) Volkskunde als ein Institut begründet, das der Darstellung und musealen Pflege der nationalen Volkskulturen im alten Oesterreich in wissenschaftlich vergleichender Richtung dienen sollte; lag und liegt doch in dem Zusammentreffen der drei großen Volkskreise des Deutschen Volkes, der Slawen und der Romanen auf diesem Boden ein Gutteil der Volks- und Kulturprobleme Mitteleuropas beschlossen. Es hat an die Aufgabe solcher Wesensforschung in der Ausgestaltung seiner Sammlungen, wie in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, jahrzehntelang erfolgreiche Bemühung gewendet. An Umfang und Ansehnlichkeit der Schaustellung ist dabei die Deutsche Volkskultur in den österreichischen Ländern mehr und mehr in den Vordergrund getreten und mit der staatlichen Neugestaltung Mitteleuropas ist die Veranschaulichung Deutschösterreichs naturgemäß zur erziehlichen und volksbildnerischen Hauptaufgabe des Museumis geworden. Dem zeitgemäßen wissenschaftlichen Ausbau der vergleichenden Volkskunde folgend, hat es indes sein Forschungsfeld schon früh auf die Erkundung der charakteristischen Lebenskreise und Rückzugsgebiete alter Kulturformen in Europa überhaupt ausgedehnt. So entstand eine in sich geschlossene Sammlung aus den Karpathenländern, ferner eine letzthin bis Bulgarien, Rumänien und Griechenland reichende wertvolle Vergleichsmöglichkeiten bietende Sammlung aus den Balkanländern. Kleinere vorzugsweise ergologische Sammlungen wurden aus der deutschen und romanischen Schweiz, Oberitalien und den Adrialändern, der römischen Campagna, Sardinien und Sizilien angelegt, das Museum verfügt ferner über eine ansehnliche Sammlung aus den baskischen Provinzen in den Pyrenäen und kleinere Bestände aus der Bretagne, die zusammen mit Vergleichsgruppen aus Deutschland, Schweden Besonderheiten und Gemeinsamkeiten des altartigen europäischen Volksbesitzes überhaupt zu veran-

schaulichen vermögen. Wenn auch ein Teil dieser vergleichenden Studiensammlungen den Besuchern des Museums nur gegen besondere Anmeldung zugänglich gemacht werden kann, so rundet sich sein Aufbau damit doch zu dem eines führenden Institutes für vergleichende europäische Volkskunde ab. Die Aufstellung der Sammlungen folgt im wesentlichen den kulturgeographischen und kulturgeschichtlichen Grundlinien, die in der landschaftlichen Verteilung des Volksbesitzes hervortreten.

Hiezu die fortlaufenden Museumsberichte in der Zeitschrift für österr. Volkskunde seit 1895. — Katalog der Sammlungen Wien 1897. — Führer durch die Sammlungen 1901 und 1908 (vergl. die Zeitschr. Jahrgang XIV, 61 ff.), neu aufgelegt 1914. — Neue Ausgabe 1921 (vergl. Zeitschrift Jahrgang XXVI, S. 16 ff., 66 ff.). — Museumsgeschichte in den Aufsätzen in der Zeitschrift (Jahrgang XXIII, 1917, S. 1 ff., XXV (1919), S. 192 ff. — Ferner: Wiener Museen, „Deutsches Vaterland“ 7 (Wien, 1925, S. 29 ff). Mouseion 1928, Nr. 5, S. 93 ff.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen:

M. Haberlandt: Oesterreichische Volkskunst, 2 Bde., Wien 1911.

M. Haberlandt und Mitarbeiter: Werke der Volkskunst, 3 Bde., Wien 1913—17.

A. Haberlandt: Volkskunst der Balkanländer. Wien 1919.

M. u. A. Haberlandt: Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur, Stuttgart 1927.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde (Zeitschrift für österr. Volkskunde) seit 1895. (Mit Ergänzungsbänden.)

M. Haberlandt: Einführung in die Volkskunde, Wien 1924.

Vergl. auch: Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst im österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, 1905/6. Katalog 1905; über dieselbe M. Haberlandt: Kunst und Kunsthandwerk IX, Wien 1906, 24 ff.

Peasant art in Austria. Sondernummer des „Studio“, 1911.

A. Deutsche Alpenländer.

(Einschließlich romanischer und slawischer Grenzgebiete).

Eine streng ethnographische Umgrenzung und länderweise Gliederung der deutschen Volkskultur in den Alpenländern erwies sich angesichts der kulturellen Gemeinsamkeiten und Verkehrsbeziehungen in weiterem Umkreis, als sie Oesterreich innerhalb seiner heutigen staatlichen Grenzen umfaßt, als untunlich. Der historisch-politische Begriff der Bundesländer erscheint demgemäß dem der organisch entwickelten Kulturlandschaften untergeordnet, von denen die Aufstellung im Umkreis der österreichischen Länder drei bis vier zu charakterisieren versucht. Von den Donaulandschaften, die am stärksten unter dem Einfluß städtisch-bürgerlichen Handels und Wandels und kirchlich barocker Geistesbildung stehen, ist Niederösterreich und das angrenzende Burgenland am besten vertreten. Ihnen gegenüber stellt Innerösterreich, das ist die Steiermark zusamt den Alpengebieten Ober- und Niederösterreichs, eine Kulturlandschaft von stärkerer naturhafter Bedingtheit dar, die bei karger Gebirgswirtschaft nur örtlich zufolge Verkehrslage, Ausstattung mit Naturschätzen, wie Eisen und Salz, und dank der glücklichen Gaben der Bevölkerung zu kultureller und volkskünstlerischer Geltung gelangt ist — wie etwa im Salzkammergut — nach Osten hin jedoch verarmt. Das westliche Oesterreich, die Hochalpen Salzburgs, Tirols und Vorarlberg und Kärnten umfassend, besitzt seinerseits gleichfalls eine wirtschaftlich und verkehrsgeschichtlich bedingte kulturelserhaltende Individualität, in die auch das bayrische Alpengebiet und das heute abgetrennte Deutsch-Südtirol mit einzubeziehen sind, ebenso wie die deutschen Gebiete Unterkärntens und Oberkrain in alter kultureller Vergemeinschaftung zu einander stehen. Hausrat und Wirtschaftsgüter, zusamt den Erzeugnissen der künstlerischen Hausindustrien und Dorfhandwerke wurden nach diesen Ländergruppen aufgeteilt zur Ausstellung gebracht. Eine vergleichende Ueberschau über das ganze Gebiet bieten demgegenüber die bis auf eine Kärntner Untergruppe einheitlich zusammengeordneten Volkstrachten (II—III), Vermummungen und Larven im Volks-

gebrauch und Spiel, die Abteilung der Amulette und Votivgaben, wie der religiösen Volkskunst (IV—VI). In die Zusammenstellung der Hausmodelle wurden auch süd- und ostslawische Anlagen vergleichsweise einbezogen (XV). Die Zusammenordnung der künstlerisch hervorragenden Hafnerarbeiten und Majolikaerzeugnisse, einschließlich slawischer und norditalienischer Erzeugnisse, in einem besonderen Keramischen Saal (XXV), ermöglicht eine Ueberschau über die Verarbeitung von Modeströmungen in der Volkskunst über die nationalen Grenzen hinweg und schafft Einblick in die landschaftlichen Beziehungen des volkstümlichen Handwerks zu den höheren Fabriksbetrieben. Schließlich offenbart die Gruppe der Herd- und Beleuchtungsgeräte im Erdgeschoß XVII—XVIII in besonderem Maße den Umfang der Reihen- und Typenbildung, dem die alten Volksgüter trotz vielfältiger handwerklicher Besonderung unterworfen waren, wogegen die Bauernstuben im Erdgeschoß I—VI, XIII im Sinne von Charakterbildern des bäuerlichen Wohnwesens in einzelnen Landschaften erfaßt sein wollen.

Vergl. hiezu Oesterreich, sein Land und Volk und seine Kultur. Herausgegeben von M. Haberlandt. 2. Aufl., Wien 1929. (Abschnitt Volkskunde.)

I. Stock.

Beiderseits vom Stiegenaufgang: Salzburgische Perchtenläufer aus dem Pongau, „Schönpercht“ oder „Tafelpercht“ genannt, mit gewaltigen, reich geschmückten Kopfaufsätzen, „Perchtenkappen.“ Sie treten im Fasching, jeder mit einer „Gsellin“, auch in Begleitung der „schiachen“ Perchten zu Umzügen vereint auf. **Im Vorraum:** Christus auf der Eselin (Palmesel), 18. Jahrh., Kaiser Heinrich II. und Bischof Erasmus, Bayern, um 1760.

Vergl. K. Adrian: Von Salzburger Sitt und Brauch, Wien 1924, S. 54 ff.

Rechter Rundgang I—XI.

RAUM I.

Niederösterreich und Burgenland: Die althergebrachte Volkskultur offenbart in N.-Oe. zufolge der Nähe der Großstadt vielseitigen kleinbürgerlich-städtischen Einschlag auch im ländlichen Kreis, am stärksten in der Tracht, aber auch im kleineren Hausrat. Im Burgenland tritt ländliches Hauswerk (Hauskunst) und Handwerk stärker hervor. **Kasten 1.** Mädchentracht aus dem Wienerwald

mit buntem Kattunrock (Alte Kattunfabrikation in Atzgersdorf), Kreuzleibel oder „Brustfleck“ und Kopftuch, Hauertracht aus den Weingegenden 1830 bis zur Gegenwart. Wiener Strohaube und „gegupfte“ Goldhaube, Badener Drahtlhaube. **Haubenkasten 2.** Flachland- („Wiener-“) Hauben, Wächauer und Waldviertler abgeflachte Brettlhauben, Spitzhauben aus der Semmeringgegend. **Kasten 3.** Gutensteiner Männertracht (Lodenrock) und Puchberger Frauentracht, dazu Hauben. Ueber den Kästen große farbige Bilder der Badener Hauertrachten der 70er Jahre (lediges und verheirathetes Paar). **Kasten 4.** Handpuppen aus Maria Enzersdorf. Kleinerer Hausrat, die Mangelbretter (Minnegaben) aus dem Burgenland, Stoober Hafnergeschirr, unglasierte Schnitterkrüge, Füllkrüge für Wein haben auf den **Untersätzen 2, 4, 5, 8** ringsum Platz gefunden, auf den Kästen urnenförmige burgenländische Vorratskörbe aus genähten Strohwürsten, Leuchtröste aus dem Wechselgebiet und anderes. Beachtenswert auch die alten Herbergszeichen der Kohlenbauern aus dem südlichen Waldgebiet, der Bandelkramer im Waldviertel, der Donauschiffer in Fischamend, Erntekronen und Erntekranz, Leithagebiet, Weinzeiger aus der Kremser Gegend. **Wand 5.** Sinnbildlich verzierte Innungskrüge für den Willkommtrunk und Innungstruhe, Burgenland, 18. u. 19. Jahrh., Spenglerkrug und Binderzirkel, Wien, gestickte Besatzstreifen für Bettüberzüge (Vorstecktücher), Burgenland (vergl. auch **Kasten 1 und 3**). **Kasten 6.** Majolikakrüge, wie sie namentlich im südlichen Wiener Becken und Burgenland als Hochzeitsgeschenke üblich waren und von den Eigentümern beim Leutgeben in die Heurigenschenken mitgebracht wurden. **In der Fenstertür.** Reich geschnitzte Faßbodenteile, Sessel mit Bauer und Bäuerin, Brautspinnrocken, Gegend von Eggenburg, kunstvolle Schlossertruhe, Wien. **Rechts.** Werkzeuge der Pecher (Terpentinsammler), Steinfeld bei Wiener-Neustadt. **Kasten 7.** Modelle von Weinpressen, allerhand kleinerer Hausrat, Hafnerarbeiten, Auslagenstücke von Wachsziehern, Wachskripperln vom Wiener Christkindlmarkt, Tonrelief mit Flucht nach Aegypten, Hauszeichen aus Sievering. **Wand 8.** Schmiedeeiserne Brunnen-schlange, Haus- und Wallfahrtsbilder, schön gemalte protestantische Haussegnen aus dem Burgenland. Brauch und Kult, sowie religiöse Volkskunst vergl. Raum XII (nebenan) und Raum IV.

Johannes Mayerhofer: Die Tracht der Hauer bei Baden. Zeitschr. f. österr. Volksk. II, 225 ff.

H. Moses: Die Trachtlhauben. Zeitschr. f. österr. Volksk. III, 321 ff.

RAUM II.

Alpenländische Trachten.

In der Ecke zur Rechten: Großer Kachelofen vom Jahre 1690, Salzburg. **Wand 1 und 2.** Alte Bilder mit volkstümlichen Trachten, Nieder- und Oberösterreich. **Pult 2.** Reich verzierte Steckkämme, Bauernschmuck u. s. w. Die Trachten selbst bieten bemerkenswerte Hinweise auf die Kultur- und Verkehrsgeschichte der einzelnen Landschaften. Im Alpenvorland und den Haupttalzügen sind sie stark von der städtischen Mode beeinflußt (vergl. die bürgerlichen langen Hosen aus modischem Stoff noch in der Mondseer Männertracht, Seiden- und Samtkleider auch bei den Bäuerinnen im Flachland), wogegen tiefer im Gebirge bei aller landschaftlichen Unterschiedlichkeit — jedes Tal hat seine Eigenart — zumeist hausgemachte oft naturfarbige dicke Loden- oder Halbwollstoffe in Verwendung standen. Bei den Männertrachten beachte man auch im Schnitt die Anpassung an die Landesnatur, z. B. kniefreie Hose und Kurzjoppen der Tiroler in den Hochtälern. Die Frauentrachten zeigen hier hochaltertümliche bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Schnittformen. Durchgängig handelt es sich um die Sonntags- und Festtagskleidung, die die Frauen meist länger als die Männer bewahrt haben. Die Werktagstrachten sind viel einheitlicher und schlichter geartet. Lebendig erhalten sind nur mehr Frauentrachten manchenorts in Vorarlberg und Salzburg und einzelne Tiroler Trachten als Festkleid von Schützenkapellen u. dergl. Selten hat sich die Tracht über die älteren Formen hinaus lebendig fortentwickelt, z. B. im Salzkammergut. **Kasten 3** von links nach rechts. Bürgerliche Mode (Sonntagstracht) der Frauen in der Umgebung Wiens, Trachten aus dem Mondseegebiet und Attergau, Oberösterreich. **Wand 4.** Gürtel mit Federkielstickerei. **Kasten 5.** Alte Lodentracht der Männer im Tragöß, Steiermark, Staatskleid einer reichen Gewerkenfrau vom Erzberg (Rock im Stil der Renaissancetrachten). Haubenstöcke mit Linzerhauben und Busentüchlein, Ausseer Holzhauerfrack, Sulmtaler Frauentracht, Mittelsteiermark. **Zurück zu Kasten 3 (Gegenseite).** Ausseer Frauentrachten unter dem Einfluß des Empire und späterer Moden. Man beachte die Ueberschichtung der Frauenhaubung durch modische Hutfornien. Bursche mit Joppe, Mann mit Haftelrock, ferner Frackjoppe (gekürzter Jagdfrack), Obersteier. **Kasten 6** von links nach rechts. Reicher Salzburger Bauer aus dem Flachgau; der blaue

Tuchmantel mit langem Radkragen gehört zum Ehrenstaat des Verheiraten (so auch im Burgenland), Rauriser Altfrauentracht, Tracht der Halleiner Schiffergarde, Pinzgauer Hochzeiter mit Langrock aus Loden. **Gegenseite.** Frauentracht aus dem Unterinntal (noch lebendig) und dem Lechtal (ganz verbürgerlicht), Brixentaler Männertracht und Kitzbüheler Mädchentracht. **Gegenüber Kasten 8.** Alpacher Frauen- und Männertracht von hoher Altertümlichkeit. Beide tragen kragenlos geschnittene Lodenjoppen. Bei den Männern wurde sie zusamt dem Brustfleck auf dem bloßen Leib getragen und hieß das Hemd. Männer- und Mädchen-Sommertracht aus dem Oetztal. **Zurück zu Kasten 5.** Frauen-(Winter-)tracht aus dem Oetztal. **Kasten 7.** Montafoner Mädchentracht mit haariger Zylindermütze („Mäble“), neuzeitliche Sonntagstracht der Bregenzer Wäldlerinnen mit ärmellosem gefälteltem Leibgewand mittelalterlichen Zuschnitts („Juppa“); Meraner Schafhalter mit Kragenmantel, Wurzelgeflechtmitze und Lodentasche. **Kasten 8 (Gegenseite).** Männertrachten aus Meran, Jenesien bei Bozen, Sarntal, Mädchentracht aus Sarntal mit schwerem Faltenrock und Ringelstrümpfen. **Kasten 9.** Mädchen- und Männertracht aus dem Kalsertal (man beachte das breite „Regendach“, den langen schaubenartigen Rock und die winterlichen „Boanhöseln“, Langstrümpfe des Mannes). Als Behang in den **Wandkästen 5, 7, 9:** Hauswäsche mit ziervoller roter Leinenstickerei. **In den Pulten 10:** Zierborten- und Bänder, handgezeichnete Webetücher, **11:** Hochzeitsgürtel aus Oberösterreich, Kastelruth und dem Pustertal, Schließen, **12:** Stickmustertücher, Taufausstattung, verschiedener zur Tracht gehöriger Schmuck. Im **Kasten 13.** Gürtel mit Zinnstiften und Lederstickerei. Ergänzende Trachtenbilder an **Wand 14**, davor Oetztaler Stühle mit Namenszug in der Lehne, zur Linken Schnalstaler Stühle.

RAUM III.

Trachten und Faschingsverkleidungen.

Wand 1. Tiroler und Vorarlberger Trachtenbilder, davor eine Reihe alter Stöcke, z. T. wehrhafter Art. **Pult 2.** Hochzeiter-, Braut- und Primizschmuck, Pinzgau (Salzburg) und Nordtirol. **Kasten 3.** Hochzeiterpaar aus dem Hochpustertal. **Pult 4.** Miederlätze, Busentüchlein, Ampezzo, Kastell Tessin, Perlfibeln, Eisakgebiet. **Kasten 5.** Brautpaar aus Gröden, man beachte das Amulettbreverl, das die Braut auf der Brust trägt, daneben holzgeschnittener Schoßknabe,

seitlich Filigrannadeln, Ampezzo, durchbrochene Hornkämme, alte Sterzinger Hausindustrie, Haarstecher und anderes. Als Wandbehang Nonsberger Wirkdecken. In der Wandnische Schilfmantel, Wetterschutz der Hirten im Draugebiet. **Wand 6.** Aeltere Bauernbilder zur Veranschaulichung der Tracht, im **Kästchen 7** Gürtel mit Zinnstiftenbeschlag, in der Ecke dazwischen, blauweißer stattlicher Majolikaofen, Sfruz im Nonsberg um 1700. **Wandkasten 8** von rückwärts nach vorn: Altfrauentracht Buchenstein (Pieve), der Rock über der Brust gegürtet, Mann aus Kastelruth, Frauen- und Männertracht Eggental, Frauentracht Enneberg, Altfrauentracht mit hochgegürtetem Rock, Defferegg. Als Wandbehang Wirkdecken aus dem Lungau, Salzburg, St. Sigmund und bei Bruneck, **vergl. auch Kasten 12.** **Wand 9** (rechts vom Eingang). Figuren auf Karton gemalt, ursprünglich in Krippenform aufgestellt, veranschaulichen in Rahmen vereinigt ein Huttlerlaufen mit Schimmelreiter, Brunnentaufe usw., wie es Ende des 18. Jahrh. in der Gegend von Hall sich abgespielt haben mag. Mittlings **Kasten 10.** Drei „Tresterertänzer“ aus dem Pinzgau, Salzburg (die unter wiederholtem Niederknien einen Tanz mit hohen Sprüngen aufführen und die Zuschauer mit Lebensruten peitschen), dazu Tiroler Schemenlarven, Trachtenpuppen aus Gröden, große Tiroler Hüte. Die unterschiedlichen Kopfbedeckungen finden ihre Fortsetzung in **Kasten 11.** Man beachte die mit ihrer vliebartigen Noppung an vorgeschichtliche Typen anknüpfenden Tiroler „Fozzelhauben“, oben Hochzeits- und Totenkronen, welche letztere Unverheirateten auf den Sarg gestellt wurden, ein letztes Ueberbleibsel der indogermanischen Totenhochzeit. **Kasten 12.** Zottler oder Hudler, Faschingläufer aus Nordtirol, Habergais, Strohlarve eines wilden Mannes, Krampuslarve. Auf der **Gegenseite.** „Altarduxer“ — nach den hohen Kopfaufsätzen der diese Umzüge pflegenden Duxer Burschen benannt — Meraner „Saltner“ (Weinhüter) mit Lederkoller und Kopfputz von Trophäen des Raubzeugs und Federviehs in den Weinpflanzungen des Etschlandes.

Fr. Lentner: Ueber Volkstracht im Gebirge. Zeitschr. f. österr. Volksk. XI (1905).

Ad. Sikora: Zur Geschichte der Zillertaler Tracht. Zeitschr. f. österr. Volksk. XII, 1 ff.

Vergl. K. Mautner: Die Ausseer Tracht. Zeitschr. f. österr. Volksk. XVI (1910).

P. Tschurtschenthaler: Die Tracht in Sarntal. Wiener Zeitschr. f. Volksk. XXXIV (1929).

A. Haberlandt: Die Volkstrachten der Alpen in: Die österreichischen Alpen. Wien 1927.

F. Donat: Handgezeichnete Webereibücher aus Tirol. Werke der Volkskunst I, 90 ff.

RAUM IV.

Masken- und Votivwesen.

Reiche Sammlung von Holzlarven zum Lauf der „schiachen Perchten“, abenteuerliche Tierköpfe, Teufelslarven, Salzburg, ferner Larven für Volksschauspiele, Nikolaus- und Fastnachtsspiele, Luzifermaske und zahlreiche komische und Charaktertypen aus Tirol. In und auf den **Pulten 1—2** sind in großer Zahl Wallfahrtsandenken, Sympathiemittel und Amulette, Rosenkränze, Breverln, Votive und Weihgaben vereinigt, die im Volksglauben bis auf die Gegenwart eine erhebliche Rolle spielen. Von den niederen Orden im Volke verbreitet wurden die oft zierlich eingekapselten Schutzbriefe, „Breverln“, Fraisbriefe, Haussegen und andere Gebete, die mit den Anfangsbuchstaben des Zacharias- oder Tobiassegens verzierten Wetterkreuze, ferner Ulrichskreuze, Benediktuspennige und Wallfahrtsmünzen, die bedruckten Fraisenhäubchen, Papierstreifen mit der Länge Mariä usw. **Pult 2.** Johannishäupter auf Schüsseln oder mit Handhabe (von der hohen Salve, Tirol) von Gläubigen gegen Kopfweh aufgesetzt und umgetragen. In dem **Pult 2** ferner Fraisketten mit zahlreichen bedeutungsvollen Amuletten für das Wohlergehen der Kinder, namentlich Knaben. **Pult 3 u. 4.** Dreißigstbuschen von Heilkräutern, die in der Zeit von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt gepflückt werden müssen, Feuerbohrer zum Erzeugen lebendigen Osterfeuers, Tirol, Weihnachts-Opferbrote, Salzburg, Alraunartige Wurzeln, Eisen- und Wachsvotive aller Art. Bemerkenswert die „Bermuttern“, Stachelkugeln, die gegen hysterische Frauenleiden nur im Vintschgau aufgeopfert werden, seltsam die Vergänglichkeit und Verwesung veranschaulichenden „Sargeln“ aus dem Afertale bei Brixen **Pult 4.**

K. Oesterreicher: Beiträge zum Volksaberglauben und zur Volksmedizin in Nieder-Oesterreich. Zeitschr. f. österr. Volksk. XIII, 99 ff.

Marianne Kautsch: Sympathienmittel, Ebda., 110 ff.

Vergl. auch R. Andree: Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904.

M. Andree-Eysn: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910.

B. Kriss in Festschrift f. M. Andree-Eysn, 1928.

RAUM V.

Religiöse Volkskunst.

Im **Hintergrund** ein kapellenartig eingerichteter Raum mit volkstümlich farbigen Altären, Heiligenstatuen, Bildschreinen mit Wachsbossierungen u. dgl. An den **Längswänden** im anschließenden Vorraum Heiligenfiguren und Bildtafeln. Es haben zunächst Heilige Darstellung gefunden, die dem Volk in Nöten des Lebens und der Wirtschaft besonders nahe stehen. Als Pestpatrone viel verehrt waren S. Sebastian und S. Rochus (letzterer als Pilger auf seine Pestbeuleweisend), SS. Antonius, Silvester, Leonhard gelten als Viehpatrone, der hl. Christof und St. Vitus (in einem Kessel mit siedendem Oel) erscheinen besonders häufig im Pußtertäl, der Anblick des ersteren stärkt den Wanderer ob seiner Riesenhaftigkeit gegen jähnen Tod. In Tiroler Familien viel verehrt wird auch Mutter Anna selbdritt, oder Christus an der Martersäule als „Elendherri“. Kirchlich längst abgeschafft sind Darstellungen wie die Dreifaltigkeitsplastik an der **rechten Wand** (gleichartige Bilder am **rechten Türpfeiler** nebenan), die hl. Kümmerin ist lediglich legendarische Volksheilige. Von Mariendarstellungen verdienen eine schwarze Muttergottes von Altötting, eine Maria in blauem Weltmantel mit Maibuschen (in der **Nische** nächst dem Eingang) und eine Marie aus einem massiven Holzklotz Erwähnung, die der Legende nach stets wieder auf ihren Standort an einem Baum zurückkehrte. Letztere **an der rechten Längswand**. An künstlerischer Vollendung überragt die an sie gewendete handwerkliche Technik bei weitem der große lebensvolle Kruzifixus des ungelerten Bildschnitzers und Salinenarbeiters Johann Kieninger († 1899) in Hallstatt. Die meist hölzernen Votivtafeln veranschaulichen lebendig die Lebensnöte des Alpenvolkes und sind auch trachtengeschichtlich vielfach von Interesse.

RAUM VI.

Weihnachtskrippen.

Einzigartig ist die große Weihnachtskrippe in diesem Raum, die aus Vill bei Igls in Tirol her stammt, wo sie ein gewisser Simon Jaufenthaler, der Mesner des Ortes, in der Adventzeit, altem Volksbrauch gemäß durch Jahrzehnte zur Aufstellung brachte. In ihrer lebensvollen, mit barockem Prunk aufgebauten Szenerie ist sie ein Meisterwerk religiöser Volkskunst; die Figuren stammen aus der

Zeit um 1700. Zum Stall mit der Krippe des Jesuskindes, um die die Hirten verteilt stehen und die ein Gloriabogen mit der Schar der Engel überstrahlt, bewegt sich der figurenreiche Zug der heiligen 3 Könige mit ihrem — Reiter-scharen aus dem Türkenkrieg gleichenden — Gefolge herunter aus der Stadt Bethlehem, in deren Architekturbild die schmucken Fassaden tirolischer und italienisierender Stadthäuser auffallen. Rechts die Ausdeutung der Weissagung durch die Schriftgelehrten vor dem Throne des Herodes und der 12jährige Jesus im Tempel, links in prächtigem barockem Speisesaal (man denke an die Gastmähler des Paolo Veronese), die Hochzeit zu Kanaa als Prunkmahl der Adeligen, im Freien Tafel der Bürgerlichen und eine dritte der Bauern nebst Küche und Keller.

Die Weihnachtskrippe mit dem Schauplatz eines Krippenberges stammt aus Italien, war im 16. und 17. Jahrhundert eine beliebte kirchliche und klösterliche Schaustellung, mit der die Abhaltung von Weihnachtsspielen vielfach in Verbindung stand. Im 18. Jahrhundert hörte ihre kirchliche Beliebtheit auf und die Krippe wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach aus der Kirche verwiesen. Damit verfiel diese schöne Kunstübung höheren Stils, dafür fanden die „Kripperln“ umso mehr Eingang in Haus und Familie; bei der ländlichen Bevölkerung der Alpen vertreten sie bis auf den heutigen Tag noch vielerorts den städtischen Weihnachtsbaum. Solche Arbeiten künstlerisch veranlagter Hausväter und Bastler sind wohl die steil aufgebaute Krippe aus Nordtirol (**Wand 2**) mit naiv älplerischer Freude am Leben auf der hohen Alm ausstaffiert und die schlichte Kinderkrippe eines Wegeinräumers vom Radstätter Tauern. Darüber ein älteres Krippenrelief aus Kärnten (**Wand 3**). Mit lebenswürdiger künstlerischer Verspieltheit ist die dazwischen gestellte Halistätter Krippe des Johann Kieninger aufgebaut, deren Figuren, zur Ablösung aufziehende Palastwache, Holzarbeiter bei verschiedenen Verrichtungen, er beweglich gemacht hat. Man beachte die dem Dachsteinplateau entsprechende Hochweide. Die Krippenschnitzerei war in verschiedenen Gegenden der Alpen Gegenstand hausindustrieller Betätigung, so in der Viehtau bei Gmunden, in Berchtesgaden, Hallein und beschäftigte in Nordtirol, um Hall und Zirl, ganze Schnitzerschulen. Ein gutes Beispiel der Zirler Schnitzerei an der **Wand 4**, darunter zwei noch 1919 als neu in Salzburg angefertigte Kripperln. Bemerkenswert weiter in **Kasten 3** die bemalten Totenschädel aus dem Salzkammergut,

ähnlich auch in Salzburg und Nordtirol, die bei ihrer Verwahrung in den Beinhäusern von den Angehörigen mit einer an den primitiven Schädelkult gemahnenden Pietät geschmückt wurden. Ein Schädel mit Lotterienummern — aus Maria-Wörth — in Kärnten soll beim Anstarren die Glücksnummern für das Lottospiel offenbaren. Als **Deckenbehang** erscheint ein Fastentuch aus der Gegend von Lienz, bez. H. A. M. 1640, mit flotter, wenn auch etwas derb hingemalter Bilderreihe von der Erschaffung der Menschen bis zum neuen Bund und dem Erlösertod Christi. Derlei Fastentücher, in Deutschland auch Hungertücher genannt, dienten zur Verhängung des Altars, vornehmlich in der Fastenzeit und Karwoche. (Siehe auch **Raum XXX** im Erdgeschoß.)

Vergl. G. Hager: Die Weihnatskrippe. München 1902.

H. Mang: Unsere Weihnacht. Innsbruck 1927 (Tyrolia).

Jos. Ringler: Deutsche Weihnatskrippen, Innsbruck 1929.

Karl Brunner: Das Hungertuch von Telgte in Westfalen. Zeitschr. des Vereines f. Volkskunde XXI, (Berlin 1911), 321 ff.

RAUM VII.

Haus- und Wirtschaftsgerät aus dem Umkreis von Salzburg, Tirol, Vorarlberg.

Kasten 1 und 13 enthalten figürliche Kleinplastik in Holz und Ton. Letztere sind zumeist farbig bemalte Preßmodelarbeiten aus dem Inn-Salzachgebiet. Durchwegs sind es beliebte Bauernheilige, wie sie in den kleineren Kirchlein und Wegkapellen eine Andachtsstätte besaßen, — die kleinen Figuren wurden im Haus im Herrgottswinkel, wohl auch über der Tür angebracht oder als Andenken an diese oder jene Wallfahrt aufgehoben. Bemerkenswerte Erzeugnisse der dörflichen Volkskunst sind auch die Bienenstirnbretter aus dem salzburgischen Tennengau (**Abt. 6**).

Der künstlerische Fleiß der ländlichen Schnitzer ist in den vorzugsweise Viehzucht treibenden Alpengebieten vielfach den Geräten zur Viehwirtschaft zugewandt, die geradezu als eine eigene Gruppe, als „Hirtenkunst“ zusammengefaßt werden können. Zu ihr zählen die Melkstühle, hölzerne Schellenbögen, Sattelaufsätze, auch die Wiegenbänder (**Abt. 2 und Wand 3**), ferner Wetzsteinkumpfe, Sensenscheiden, Peitschenstiele (**Wand 5 und 7**). Ein Großteil der Musikinstrumente hierselbst und die sehr altertümlichen hölzernen Alphörner gehören gleichfalls in diesen Lebenskreis. **Kasten 4**.

Kuhschmuck zum festlichen Abtrieb des Viehs von der Alm — zwei geschmückte Köpfe nebenan (**Wand 8**) — Auffällig ein Stierschmuck aus Hirschstangen mit Holzglocke, Pongau. Schön gestickte Schellenriemen, Tirol, Almgerät wie Wasserkannen, Schaffe zum Abtragen des Almnutzens auf dem Kopf, hölzerne Schellenbögen und verschiedene Schellentypen. **In den Pulten 4** Buttermodel, Rahmmesser, künstlerisch verziertes Eßgerät, gravierte Horndosen, Sterzinger Arbeit, primitives Tierspielzeug, Großarlal, und anderes. Urtümlicher Holzkultur entsprungen sind Mohnmörser (**Abt. 2**), Ochsenjoch (**bei Kasten 4**), die umfangreichen und gedrehten Schüsseln und Teller (**Wand 8**). Vielfach künstlerisch gearbeitet ist auch das von Tiroler Dorfschmieden „Schlangenschmieden“ hergestellte altertümliche Herd- und Beleuchtungsgerät (**Abt. 7**). Bemerkenswert die tierköpfigen Wichelsteine (vergl. Wichtel-Männchen), XIV. Jahrh. Kastell Tessin, alte Specksteinlämpchen für Talgbeleuchtung, Rienzgebiet, ferner hölzerne Pfannknechte mit Stielhalter zum Anrichten der Muspfannen auf dem Eßtisch. **Kasten 9 und Abteil 11.** Küchengeschirr, Gefäße und Behältnisse aus Holz und Ton (Glaserware), ferner Metallgeräte aus Kupfer (vergl. **Wand 3**), Zinn usw. Die hölzernen Krüge, Flaschen, Schüsseln, Schöpfkellen für Milch wurden früher vielerorts in den holzreichen Nebentälern Tirols hausgewerblich angefertigt, als Erzeugungsorte für die Glaserware kommen Bruneck im Pustertal, bekannt durch seine flachen Tellerplatten, oft von gewaltiger Größe und der Bozener Bereich (aus der nächsten Umgebung die langschnäbeligen Eppaner Weinkrüge) in Betracht. Töpfe und Kessel aus Glockenspeise gehören vorzugsweise dem Südtiroler Bereich zu, Zinn- und Kupfergeschirr wurde im Handel in süddeutschem Umkreis oft von weiterher bezogen. Volkskünstlerisch bemerkenswert sind die oft reichlich beschnitzten Salzbehälter (**Wand 14**), der Weihe des Salzes entsprechend wurden sie im Eisackgebiet sogar als „Salzkirchln“ zurechtgemacht. Eine Sondergruppe bilden das volkstümliche Handwerkszeug und Arbeitsgerät, sowie die Behelte zur Textilarbeit. **Wand 10.** Schwingböcke für Flachs aus dem Oetztal, Krempel, Fadensammler, Spulräder, Bandwebstühle mit Webegatter, Wäschepracker, Mangelbretter, beide als Minnegaben zumal in den Alpen verbreitet. Die als Minnegaben zierlich ausgeschnitzten Rockenstäbe, die in den Gürtel eingesteckt getragen werden, charakterisieren die altertümlichen Arbeitsgewohnheiten der Frauen im benachbarten romanischen Volksgebiet. (Spinnen im

Gehen und Stehen.) Auch die langschnabeligen, sogenannten Eppaner Weinkrüge gehören einem südlichen Formenkreise zu.

E. Goldstern: Beiträge zur Volkskunde des Lammertales. Zeitschr. f. österr. Volksk. XXIV, S. 1 ff.

G. Kotek: Ein merkwürdiger Stierschmuck. Wiener Zeitschr. f. Volksk. XXXIII, 61 ff, Vergleiche 105 ff.

Hiezu ferner: Fritz Karpf: Ueber Tiermasken. Wörten und Sachen, V. (Heidelberg 1913).

RAUM VIII.

Bildschnitzerei in Salzburg und Tirol. — Grödener Arbeiten.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten bestreiten zahlreiche handwerkliche Herrgottschnitzer und mehr oder minder ungelernete Volkskünstler, sowie in walddreichen wirtschaftlich kargen Alpengegenden talweise aufgekommene Hausindustrien den Bedarf der Alpenbevölkerung an religiösen und weltlichen Holzschnitzwerken. Es waren außer Altären, Schnitzreliefs, Kruzifixen, Heiligenfiguren für den Herrgottswinkel, Weg- und Wallfahrtsheiligtümer (**Wand 1**) auch figurale Gruppen (**Kasten 7**), Krippenfiguren, Köpfe, Hände, Füße (**Glaswürfel 2 und 4**), deren Bemalung (Fassung) vielfach in den Händen der weiblichen Familienangehörigen der Schnitzer lag oder von wandernden Faßmalern besorgt wurde. Kirchenbildwerke, Flugblätter und Stiche boten dem vielfach stilistische Anleitung. Auch Kirchenbildhauer waren an derlei Kleinarbeit beteiligt, wie das Modell der Kreuzabnahme (nach Rubens) vom Altar der Priesterkapelle in Klagenfurt neben andern künstlerisch hervorragenden Arbeiten (**Wandkasten 3**) und die aus Vorarlberg stammenden geschnitzten Altarmodelle (**Kasten 7**) bezeugen. Reliefs aus einer Gipsmasse (**Wand 12**) sollen vielfach auf den blinden Bildhauer F. Nießl aus dem Zillertal zurückleiten (darüber eine Ladenschlange). Von den volkskünstlerischen Hausindustrien geht die Grödener wohl auf Holzbildhauerfamilien des 17. Jahrhunderts zurück. Von ihnen ist ein gewisser Martin Vinazzar mit einem Steinmedaillon und mit einer Madonnenbüste vertreten. Die Rahmenschnitzerei (**Wand 12**) dürfte um 1700 sich entfaltet haben. Außer den allmählig zum Kindergut absinkenden religiösen Schnitzwerken, — für diesen Werdegang verg. **Kasten 5** — erzeugte man in Nachfolge und Wechselbeziehung zu der mit Holzmodellen zu versorgenden Porzellanindustrie Genrefiguren, Uhrständer und Tiergruppen (**Kasten 8 und 11**); Zielerpärchen, Jäger und Dirndl als Schützenbeste, Karrikaturen und die Figuren von Hausierern und

Wanderhändlern entsprechen dabei durchaus dem Geschmack des Volkes selbst. Zu ihnen treten oft sehr originelle Bildwerke, namentlich Schlittenfiguren örtlich verschiedener Herkunft. Die Grödener Spielwarenerzeugung stand in enger Beziehung zu den von Nürnberger Verlegern auf den Markt gebrachten Erzeugnissen aus Berchtesgaden und wird heute noch fortgesetzt (**Wandtafel 6 und Kasten 9**). Die schulmäßige Fortbildung der Figurenschnitzerei zu einem neuzeitlichen Kunstgewerbe, schon seit dem 19. Jahrhundert hat ihr indes kein künstlerisches Heil gebracht (**Kasten 8**). Oertliches und Verkehrsgut aller Art mengen sich in der Gruppe der Pfeifen und Dosen (**im Glaskasten 10**). Einem originellen, schon in der Neuzeit lebenden Tiroler Bauernkünstler, der allerdings schon außer von Schreckbildern süddeutscher Meister des 16. Jahrh. auch von außereuropäischen Kult-Masken beeinflusst sein dürfte, sind die ringsum oberhalb der Kasten verteilten Holzlarven zuzuschreiben. Der stattliche blauweiße Majolika-Ofen, Sfruzer-Erzeugnis um 1700, läßt deutlich Abstammung von den älteren tonnenförmig gemauerten Back- und Schlaföfen der Südtiroler Bauernhäuser erkennen.

A. H a b e r l a n d t : Die Schnitzerei im Grödnertale. Werke der Volkskunst, Bd. II, 1914, 1 ff.

L. W e i s e r : Die Ladenschlange. Wr. Zeitschr. f. Volksk. XXXV, S. 1.

RAUM IX.

Mobiliar aus Salzburg, Tirol und Vorarlberg.

In den **Wandkästen 2 und 4** Haubenständer, Lichtständer aus Holz geschnitzt und bemalt, Nähterstöckel, künstlerisch verzierte Blockschachteln und Schmucktrüherln, den „Hochzeitskästchen“ höherer Stände entsprechend, Spanschachteln mit bunter Wismuthmalerei. **Fenstertür 3**. Rockenständer aus Nordtirol und dem Algäu, Satteldachtruhe (mittelalterliche Form) aus Vorarlberg, oberhalb Zeichen der Salzachschiffer. Im Möbelbau und Zierstil haben die einzelnen Talgaue der Alpen oft durch Geschlechterfolgen hindurch landschaftliche Eigenart behauptet, die meist auf einen in Zeiten des Wohlstandes gewonnenen Zeitstil zurückleiten. Im Montafon haben sich zumeist Zeugnisse eines volkstümlichen späten Barock erhalten, (**Wand 1**) Stubenkasten (Anrichtschrank), darüber **1—5, 7**, Deckenmittelstücke von Gefäßen. Im Arlberg und Oberinngebiet erbt sich seit der Hochrenaissance ein bemerkenswert vornehmer Zierstil in Möbeln und Gefäßen fort. **Wand 5**. Schnitztruhe und

Wandkasten, Oberinntal. **Wand 8:** Bettaufsatz Paznaun. Die nordtiroler Nebentäler Pitztal, Oetztal, Alpach, bewahren gotisierende Maltechnik und Muster bis in späte Tage (**Wand 6 und 7**). Ein zierliches dem Rokoko angeglichenes Barock behauptet der Pinzgau (**Abt. 8—9**). Ein hervorragend schönes Beispiel der Nordtiroler Hochrenaissance ist der große Kasten an **Wand 7** (v. J. 1636, Leihgabe der Frau Maria Landesberger). Das breit aufgeschlossene Zillertal und das Unterinngebiet (**vergl. auch Raum X**) machen schon die malerischen Stilwandlungen auch des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit (**Wand 7, Abt. 10**), die etwas handwerklich trocken anmutenden Kästen in der Ofenecke (**11—12**) dürften dem Tölzer Kistlerhandwerk zuzuschreiben sein. Allenthalben machen sogar die Brautschaffe diesen Stilwandel mit. Bemerkenswert auch die prächtigen Schlitten aus dem Pustertal und aus Kitzbühel. In der **Wanddecke 11—12** schließlich ein großer blauweißer Sfruzer Majolikaofen um 1700.

K. v. R a d i n g e r : Der Alpacher Möbelstil. Werke d. Volkskunst I, 64 ff. Vergl. Tirol: Natur, Kunst, Volk, Leben. 2. Folge, 4 (1929).

RAUM X.

Mobiliar, religiöse Volkskunst.

Wand 1. Miesbacher Truhe v. J. 1691 darüber Rosenkranzmadonna (Brunnentigur) Pustertal. **Wand 2.** Unterinntaler reich bemalte bzw. ausgeschnitzte Kästen. **Wand 3.** Zillertaler Kasten v. J. 1810 mit Landschaftsdarstellungen und Kasten 1833 mit den vier Evangelisten, Bozener Gegend. **Wandnische 4.** Pustertaler gemalter Giebelschrank v. J. 1806. In der Mitte des Raumes Palmeselfigur, an den Wänden ältere Votiv- und Wallfahrtsbilder sowie ein kleineres Tiroler Fastentuch.

RAUM XI.

Möbel und kleinerer Hausrat zumeist Südtirol.

Wand 1. Milchkasten mit Gittertür, Pustertal und Truhe 1722 Enneberg. Bei **Wand 2.** Blauweißer Sfruzer Ofen mit Stuhl aus dem Nonsberg, daneben Truhe aus dem Vintschgau, wo die Gotik noch lange nachlebt, die auch der stark ergänzte Hängeschrank veranschaulicht. Noch altartiger die Münstertaler Steinbocktruhe 1580 nach Graubündener Art (**Wand 3**). Die Truhe mit ausgegründetem interessant stilisiertem Renaissancemuster (**Wand 5**) stammt aus dem Enneberg. In Nonsberg fanden sich in Fülle die gediegenen Nuß-

holztruhen mit prächtig geschnitzter Vorderwand, von denen das Museum Beispiele vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besitzt (**Wand 6—8**). Die Stühle stammen zumeist aus der Gegend des Gardasees (**Wandkasten 4**). Blocktrüherln, Rasierzeugschachteln und andere Holzbehältnisse, künstlerisch gearbeitete Gehstöcke, Spinnrocken, Vortragsstange mit Reliefs von der Erschaffung der Welt geschmückt, ferner eine größere Sammlung von Korbformen aus Kieferwurzelgeflecht, darunter Saatkörbe, geflochtene und ausgepichte Humpen, feine Nähkörbchen, Erzeugnisse der Grödner Hausindustrie.

Zurück durch das Stiegenhaus zum linken Rundgang.

RAUM XII.

Volksbrauch und Volkskunst Innerösterreichs.

Wand 1. Erntekrone und Hüterstern, Niederösterreich, Habergais, dreibeinig, und Köpfe von ähnlichen Gestalten (Moosgais) aus dem Semmeringgebiet. Ratschen, „Glöckeltruhen“, hölzerne Klappern mit Resonanzkasten zum Heimrufen der Schnitter. Wurf-scheiben, Eisstöcke zum Eisschießen (Schleudern auf einer Eisbahn). Aushängschilde eines Bauerntheaters und einer Stadtmusik, allerhand Glücksspiele. Gebildbrotformen für die Kirchtage und Jahresfeste, Kindertragende Nikolaus- und Krampusfiguren, Spinnerinnen und Schimmelreiter als Weihnachtsgebäcke, die reich ausgeschnitzten Model hiefür von 1700 bis ins 19. Jahrh. an der **Wand 10** gegenüber und in den Fensternischen. **Wandkasten 2.** Vielfältiger zum Teil schon städtisch beeinflusster kleiner Hausrat und künstlerische Kleinplastik in Holz, Niederösterreich, ferner Blocktrüherln, Mangelbretter und besondere Minnegaben an die Almerinnen, Rahmmesser, Buttermodel aus Steiermark und Oberösterreich (zumeist aus dem Salzkammergut). In den **Fenster-pulten 3 und 7.** Reiche Sammlung von Pfeifen, zumeist aus Holz, mit Szenen und Sinnbildern aus dem Handwerker-, Jäger- und Landleben geschmückt, Tabaksdosen. **Fensterwand 5.** Schützenscheiben; zierlich ausgeschnittene und gemalte Liebesbriefe, Oberösterreich und steirisches Salzkammergut. Immerwährender Drehkalender. **Mittelkasten 4.** Unten unterschiedliche kleinstädtische Typen und Volksszenen eines Steyrer Kripperls. Szenen aus dem Volksleben wurden bei diesen Schaustellungen vielfach auch scherzhaft dramatisiert vorgetragen. Darüber holzgeschnittene

Krippenfiguren aus der Gegend von Krems, N.-Oe., ferner in diesem und dem **Mittelkasten 6** Heiligen- und Wallfahrtsfiguren aus dem Alpenvorland, zahlreiche Muttergottesstatuen von Mariazell, Dreitaltigkeitsstatuen vom Sonntagsberg bei Waidhofen a. d. Ybbs, Muttergottes von Maria-Taferl, von Dreieichen und andere, dazu eine Anzahl primitiverer Schnitzwerke aus der Steiermark, zuoberst schmuckvolle Hausaltärchen. **Wandkasten 8** zeigt vor allem Proben der vielseitig und anmutig entwickelten schnitzerischen Begabung der Bevölkerung des Salzkammergutes. Zuoberst Löffelrechen für die Almerinnen. Man beachte die Wandlungen des streng gebundenen Stils zur Genremalerei der jüngsten Stücke. Unter den recht charakteristischen Schnitzfiguren nehmen die besonders vielseitigen Arbeiten des Salinenarbeiters Johann Kieninger aus Hallstatt († 1899) den Rang wohlgelungener Porträtsdarstellungen und zierlichster Kleinkunstwerke ein. (Napoleon als Trommler, Porträt eines Wagners, die „Regel“, ein Bauernoriginal, seine Mutter als Baderin, Schnitzaltärchen aus dem Kirchenmodell (in **Raum XV**) und anderes.) **Rechts anschließend** unterschiedliche religiöse Schnitzwerke. Eine ganz eigenwüchsige Sondergruppe sind die alljährlich zu Ostern erneuten, kunstreich gebastelten Tischkreuze aus dem mittelsteirischen Rauchstubegebiet, die man über den Stubentisch aufhängt. **Kasten 9.** Zuoberst Kuhschmuck zum Abtrieb von der Alm, sowie auch Trauerschmuck, ferner Körbe und Zöger mit bunten Lederauflagen, zumeist wohl Hochzeitsgeschenke, ferner Brautschaffe (auch auf dem Kasten), Almkästchen und Spannschachteln für Putz und Schmuck. Ihre bunte Bemalung ist ein letzter Ableger der Wismuthmalerei, die einige ältere Stücke in den Pulten veranschaulichen. Sie wurden wie in Berchtesgaden so auch in der Viehtau bei Gmunden hausindustriell erzeugt. Von eben daher stammen auch die runden Krisenbüchsen für Patengeschenke, die schwarz lackierten und zierlich bemalten Löffel und Schüsselchen für den Hausgebrauch und die kleine Auswahl hölzernen Spielzeugs in den Pulten. Die mittlings ausgestellte Weinbeergais, eine an antiken Kultbrauch gemahnende Form des Fruchtopfers bei der Weinlese in Niederösterreich, leitet zur Veranschaulichung alter Volksbräuche zurück.

V. Geramb und V. Zack: Das Steyrer Krippel. Wiener Zeitschr. f. Volksk. XXV (1919).

M. Haberlandt: Die Arbeiten des Schnitzers Johann Kieninger. Werke der Volkskunst I, 4 ff.

M. Höfler über Gebildbrote. Erg. Hefte der Zeitschr. f. österr. Volkskunde III, IV, V, VII.

RAUM XIII.

Handwerk in Innerösterreich.

Kasten 1. Unterschiedliches Handwerksgerät, darunter Sägen mit schön geschmiedetem Bügel, Hobel mit geschnitzten Griffen, Binderschlägel, Drillbohrer, Garnhaspel. **Auf dem Kasten.** Tabakschneider, Waage, Honigpresse. An der **Wand nebenan.** Sackdruckmodel, Binderzirkel 16. Jahrh., Taschenfeitel, beides Handwerkszeichen. Zinngeschirr der verschiedensten Art enthält **Kasten 2, Kasten 10** — an der Wand gegenüber — außerdem auch kleineren Küchenhausrat. Die Pietschen (sechsseitige Milchflaschen), Schüsseln und Teller dienten, sinnbildlich geschmückt, vielfach als Paten- oder Hochzeitsgeschenke. **Kasten 10** fensterseitig auch eine Gruppe von Zunftstücken, Willkomm-Humpen, -Flaschen und -Becher, Pokal einer Töpferinnung, Binderschlägel, Glasstiefel für den Stiefeltrunk bei Hochzeiten. Abendmahls-Notkelch, ferner Eisengußbilder von Gußwerk bei Mariazell. **Kasten 3.** Herd- und Beleuchtungsgerät, Feuerböcke und entsprechend geformte kleine Spanrösseln, einfache eiserne Klemmleuchter, kunstvoll geschmiedete Kerzenklemmleuchter mit rankenartigen Schnörkeln, Leuchter in Vogelform, Aufsteckleuchter und Klemmscheren, Leuchtermännchen und die eigenartigen in Nieder- und Oberösterreich verbreiteten Spanmäuler zum Einstecken eines Spanes. Ferner Schusterkugeln zur Erzeugung eines stärkeren Lichtfleckes bei der Arbeit, die mit Wasser gefüllte Kugel ist dabei als Sammellinse für ein dahinter gestelltes Licht wirksam, Stunden gläser mit einem nach dem Stundenverbrauch geeichten Oelbehälter. **Wand 4.** Kienleuchte mit Rost und Hut, Leuchtständer, kupferne Backformen für Festgebäck. **Fensterpult 5** enthält Zunftbriefe und Zunftordnung, Klinge mit Schmiedemarken, Handwerks-symbole und -bilder. **Pultkasten 6.** Erzeugnisse der Klingenschmiede, hauptsächlich im Umkreis von Steyr. Entsprechend der alten Gepflogenheit, sein Besteck auf Reisen mit sich zu führen, war die Besteckindustrie in den Alpenländern reich entwickelt und nahm volkskünstlerisch auf Stand und Beruf des Besitzers Bezug. Typisch sind große und kleine Schnappmesserformen („Feitel“), das älteste Stück datiert 1551; man beachte die schön verzierten Hefte (Schalen) der durchwegs für persönlichen Gebrauch be-

stimmten Stücke. Ähnlichen Charakter offenbaren auch die sinnbildlichen Zierate der Bestecke, — viele für den Gebrauch der Hausfrau — die Schlächter-, Frächter- und Bauern-Messer auf der Gegenseite. In die Messerklingen sind nicht selten Kreuze und Halbmonde zur Abwehr von Truden und Hexen eingeschlagen. Beachtenswert auch die Besteckscheiden für Binder, Schlächter mit getriebenem und geschnittenem Eisen oder Messingblech, 17. und 18. Jahrhundert, allerhand Schäufelchen und Holzlöffel als Hochzeitsgeschenke, Muskatreiber mit hübsch beschnitzten Schalen, schön verzierte Schnitzmesser zum Ansetzen an die Schulter. Darüber Handwerkszeichen der Gerber und Färber, Willkommllöffel für wandernde Gesellen. **Wand 7.** Bild eines Zinkblechwerkes, Typenreihen von Pferdekämmen in Gelbguß, Schirmbeschläge aus gepreßtem Messingblech, davor Spinnradtypen und Rockenständer. Oberhalb Freßglocken zum Heimrufen der Schnitter vom Feld (zumeist Wagenscheiben) Ennstal. **Kasten 8.** Farbige, figurale und schmelzverzierte Gläser aus kleineren alpenländischen Glashütten bis einschließlich Tirols und einiger Schweizer Arbeiten. Die wichtigsten Erzeugungsgebiete lagen im Waldviertel Niederösterreichs, ferner der „Buckligen Welt“, im Hausruckwald in Oberösterreich, in Hall in Tirol usw. Die barocken Tierfiguren dienten hauptsächlich als Branntweinflaschen, ebenso die vielfach mit Sinnbildern der Liebe und darauf bezüglichen Sprüchen gezierten schmelzverzierten Flaschen, dazwischen Tauf-, Firmungs- und Hochzeitsgläser, kunstvoll von innen bemalte Glaskugeln, gezwickte Weihbrunnkessel. **Fensterpult 9.** Ausgüsse von künstlerisch bemerkenswerten süddeutschen Holz- und Zinnmodellen des 14. bis 16. Jahrhunderts. (**Kasten 10 siehe bei 2**). **Kasten 11.** Backformen und Küchenhausrat aus Metall, — interessante Mörsergruppe — Frankfurter Steinzeug aus Oberösterreich — glasiertes Irdengeschirr für vielseitigen Hausgebrauch — z. B. auch als Bügeleisen für Spitzen, Gmundener Majolika mit Szenen aus dem ländlichen Leben. Die Schwarz-Rot-Gold-Bemalung einer Sondergruppe weist auf Beziehungen zur Viehtauer Holzwarenerzeugung. Beachtenswerte Meisterstücke sind die kunstvollen Binderkrüge mit lamellendünnen Einlagen zwischen den wellenförmig profilierten Dauben aus dem nördlichen Oberösterreich. Man beachte die Formbeziehungen zu Zinn- und Kupferkrügen. **Dazu in den Pulten** Backformen für Festgebäcke, hölzerne Schmalzdosen, Teller usw. Kleine Sondergruppen veranschaulichen Maße und Gewichte, die Sonnenringe dienten zur

Zeitbestimmung. Vom streitbaren Wesen der Burschenzechen im Innviertel legen Schlagringe, Reißer, bewehrte Ochsenziemer Zeugnis ab. Als alte Musikinstrumente verdienen die Schlagzithern, Maultrommeln, Xylophone („hölzerne Glachter“) zum schlagen mit Klöppeln usw. Beachtung.

A. Walcher-Molthein: Die Bestecksammlung im Schloß Steyr. Kunst und Kunsthandwerk, XV (Wien 1912), I ff.

Derselbe: Oberösterreichisches Hohlglas mit Emailfarbenbemalung. Werke der Volkskunst II, 51 ff.

M. Haberlandt: Alpenländische Bestecke und Messer von volkstümlicher Artung. Werke der Volkskunst III, I ff.

Derselbe: Ueber Raufwerkzeuge. Zeitschrift f. österr. Volksk. XI, 81 ff.

RAUM XIV.

Möbel, eisernes Beschlagwerk, Aushängeschilder, Innerösterreich und Alpenvorland.

In den behäbigen Bauernhöfen auf den getreidereichen Böden südlich der Donau findet man in Oberösterreich bis nahe an Salzburg heran ein farbenprächtiges Mobiliar aus der Zeit von etwa 1770 bis 1830 noch vielerorts erhalten. Kästen dieser Art von stattlichen Maaßen in **Abt. 1—2 und 3—4**. Die Malerei des Kastens v. J. 1791 veranschaulicht mit allerhand Sinnbildern (Strichkalender, Blumen und Tierkreiszeichen) Jahreszeiten und Jahreslauf. Von den Betten dieses Stils an **Wand 12** zeigt eines v. J. 1781 eine Hochzeitstafel und den herkömmlichen Tanz. Vergleiche auch die Bemalung der Sessel ebendort. Von dem Zierstil noch ortsständiger Kästen und Truhen in der Umgebung von Lambach bieten die von Frau G. Brunner-Wimmer in Originalgröße abgenommenen farbigen Musterproben an **Wand 5** ein wirklichkeitstreues Bild. Erheblich kleiner sind die Kastenmöbel des steirischen Gebirgslandes (**Wand 5—8**), vorzüglich der Kleinhäuser im Salzkammergut mit oft besonders liebevoller Bemalung (**an Wand 5**). Die älteren Truhen v. J. 1844, 1842 und 1801 (**Wand 10, 11, 13**) zeigen Blumenmalerei und das Eindringen des Genrebildes in diesem ländlichen Kreis im 19. Jahrhundert. Kärnten weist unter dem Einfluß des italienischen Kunstgewerbes einen gewissen mehr bürgerlichen Bestand von einfach eingelegten und glatten Hartholzmöbeln auf, wie dies die Truhen (**Wand 9**) zeigen. Auf ihnen eine Anzahl stilgleicher Zunfttruhen aus dem Burgenland. Eine beachtenswerte Leistung bäuerlichen Handwerks — wohl eines Wagners — stellt der mit

Sprüchen usw. ziervoll eingelegte Tisch v. J. 1706 aus dem Böhmerwald vor, darüber ein Verlobungszeichen, Sinnbild der Handfeste (Handschlag) beim Verlobungsschmaus im Wirtshause aus Steyr. Anschließend Gasselschlitten aus Oberösterreich und Prunkschlitten aus Wien. — Ringsum im ganzen Raum Handwerks- und Wirtshausschilder. **Wand 9 und 13.** Kunstvoll geschmiedete Tür-, Truhen- und Kastenbeschläge. Man beachte die vielfach mit abergläubischen (Abwehr-)vorstellungen zusammenhängende tiergestaltige Formgebung der Türklopfer.

RAUM XV.

Modelle von Bauernhäusern. Beginnend von Links.

Niederösterreichisches Weinbauerhaus (dreiseitig umbautes fränkisches Gehöft), Oberösterreichischer Vierkant, Einrichtung zur Stärkeerzeugung, Mühlviertel. Salzburger Einheitshaus. Tiroler Hof- und Hausformen. **An der Hinterwand.** Böhmerwaldhaus (Hakenhof), fränkisch-mitteldeutsches Gehöfte („Paarhof“) aus Nordostböhmen, Modelle russischer Bauerngehöfte, Pfahlbauten aus dem Ueberschwemmungsgebiet der Save, türkisch-mohammedanisches Haus, Bosnien. **Rechts** ferner Sägemühle, Hausmühle und Hammerwerk, sowie Hallstätter Getreidekasten (Speicher) in Blockbau mit Dreschtenne, Gosauzwang mit Sohlenleitung auf hoher Pfeilerbrücke, Schnitzwerke des Hallstätter Salinenarbeiters Joh. Kieninger, ferner Lungauer gemauerter Speicherkasten, Leinenbleiche und Trockenturm aus dem Mühlviertel, Wachszieherhaus mit Zunfttafel, Innungszeichen (?) 1787 aus Oberösterreich. Eine ansehnliche künstlerische Leistung bedeutet das bis ins kleinste ausgeführte Modell einer Dorfkirche von gotischem Formcharakter des Joh. Kieninger, das er in freier Weiterbildung ortsständiger Bauten entworfen hat. (Vergl. auch Raum XII.)

Die Bilder an den Wänden sind zum Teil dem Werk von

J. W. Deininger: Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg entnommen, zum Teil Originalaufnahmen von Tiroler Wandfresken von Cassian Dapoz und von Oberösterreichischer Bauernhäusern von E. Haberlandt.

Vergl.: Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn. (Herausgegeben vom österr. Ingenieur- und Architekten-Verein) von M. Haberlandt und A. Dachler.

A. Haberlandt: Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet. Wr. Zeitschrift f. Volkskunde XXXI, 9 ff. (mit Karte).

V. Čurčić: Reizte Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien, Erg.-H. IX der Zeitschr. f. österr. Volksk.

RAUM XVI.

Kärnten und Krain.

Ueberwiegt in Kärnten noch durchaus der westlich alpenländische Kulturcharakter, der auch den oberkrainerischen-slowenischen Grenzgebieten eignet (Krajina bedeutet Grenze), so mengt sich dem in Unterkrain auch schon älteres kulturelles Erbe Südosteuropas zu. Was in **Kasten 1 und 2, Wand 3, 6 und Pult 4** im Raum verteilt ist, gibt einen Ausschnitt aus dem älteren Besitzstand an religiösem Schmuck des Hauses (Hausaltärchen, Heiligenfiguren, Beinkrippe, Kruzifix), an hölzernem Kleingerät, wie solches unter anderem die Hausindustrie in Oberkrain in Massen erzeugte (man vergl. auch die Fäßchen, Zuber und Schaffe auf den Truhen, ebenso Holzlöffel und Pfeifenköpfe in **Pult 4**) sowie altem Herd und Beleuchtungsgerät. Neben **Kasten 1 an der Wand** altertümliche Buckelkraxe (Traggestell) und Ledersäcke für den Bergbau. Porträt des ob seiner ersten Landesbeschreibung von Krain landes- und volkskundlich rühmlichst bekannten E. Frh. v. Valvasor (17. Jahrh.). **Kasten 2.** Erzeugnisse der sehr altartigen Töpfereibetriebe in Kärnten und Krain, altes Schwarztongeschirr (Gugelhupfformen) auch auf der Truhe nebenan. **Wand 3.** Zuerst deutsche Handwerkerzeichen der Müller (Zahnräder), Glaser, Ofenhafner, Besteckmacher usw., dann Stirnbretter von Bienenstöcken mit Malereien landschaftlichen wie auch religiösen und scherzhaft satirischen Charakters, Bauernstreit, Spott auf Handwerker, Verkehrte Welt (Tierfabel), Altweibermühle, nach deutschem Vorbild zumal bei Slowenen verbreitet. Daneben Getreide- und Backmulden alter Form mit Ritzmustern nach älterer nur mehr in Südosteuropa erhaltener Ueberlieferung. Sie werden hier, wie in antiker Zeit (Getreideschwinde der Demeter), auch als Kinderwiegen verwendet. Weiters als deutsche alpenländische Formen Mangelbretter. Auch Malerei und Einlegearbeit der Truhen entspricht diesem Kulturumkreis. Bemerkenswert die altertümlichen Fangeisen und Bilchmausfallen (**Untersatz 6**). **Kasten 5.** An der Rückwand die durch reiche Buntstickerei ausgezeichneten Decken für die österlichen Wehkörbe aus dem Rosental, Polsterüberzüge mit Bunt- und Schwarzstickerei und mit streifigen Mustern durchwebte Handtücher. Davor Kärntner- und Krainer-Trachten. Man beachte den im wesentlichen deutsch-alpinen Charakter der Tracht eines slowenischen Bauern mit Kniehose und kurzer Joppe gegenüber der altartigen und darin

dem Kulturerbe auch ihrer slowenischen Umgebung viel näher stehenden Tracht der deutschen Sprachinsel Gottschee: Langhose und überfallendes Hemd aus grobem Leinen samt langer Weste und Mantelrock aus blaulich-weißem „Aba“-Tuch beim Mann, Hemdrock und ärmelloser Ueberrock mit rotem Schnurgürtel sowie Kopftuch bei der Frau. Sehr altertümlich auch die spangeflochtenen Holzbeschuhungen. Die Mädchentracht aus dem Gailtal zeigt in der Kopfbedeckung (gefälteltes weißes Kopftuch), wie in einzelnen Zutatzen slowenischen Einfluß. Auch die mit Korallen bestickten Brautborten der Slowenen und Kroaten weisen nach Südosteuropa, wogegen die Oberkrainer Reginahauben mit ihren breiten mit erhabener Goldblumenstickerei verzierten Stirnborten als letzte stilvolle Ausläufer der süddeutschen bürgerlichen Frauenmode des 16. Jahrhundert zu gelten haben, ebenso wie dies bei den vielgliederigen metallischen, aus Ketten und Reliefplatten zusammengesetzten Hochzeitsgürteln Kärntens der Fall ist (**Pult 4**). Erläuternde und ergänzende Trachtenbilder (**Wand 6**).

Vergl. A. Haberlandt: Das Kärntner Heimatmuseum. Wr. Zeitschrift f. Volksk. XXXII, 73 ff.

B. Sudetenländer.

RAUM XVII.

Deutsche in den Sudetenländern.

Trotz starker Angleichung der Hauskultur der Westslawen, wie auch des Trachtenwesens in Böhmen an die mitteleuropäischen von Deutschen hergebrachten Kulturformen und Modeströmungen tritt in der gebotenen Gegenüberstellung der Deutschen und Tschechoslowaken in dem von diesen neu begründeten Staat das nationale Moment im Kulturganzen der beiden Völker sinnfällig in Erscheinung. Im Anschluß an die Deutschen Oesterreichs sitzen Bajuwaren im Böhmerwald wie auch in Südmähren in breiter Erstreckung bis in die Preßburger Gegend. Auch an den Sprachinseln von Iglau, Brünn, Wischau, Olmütz, Deutsch-Brod haben sie den wesentlichsten Anteil, weniger schon an der Bevölkerung des Schönhengstler-Gaus und des mährisch-schlesischen Kuhländchens. Gewisse Abweichungen offenbart auch der Oberpfälzer (nordbayrische) Schlag im Egerlande. Nördlich schließen im Erzgebirge Sachsen an, jenseits des Jeschken Schlesiens, die auch für die deutschen Kolonien in Oberungarn den überwiegenden Teil der

Kolonisten stellten. In den Sammlungen des Museums hat dieser letztgenannte Außenposten des Deutschtums bislang keine Vertretung. Dagegen tritt der Anteil der Deutschen an den Hausindustrien der böhmischen Randgebiete, wie am städtischen Handwerk und älteren Industrien (Zinn, Glas, Steinzeug) in Böhmen und Mähren deutlich in Erscheinung. **Kasten 1 und Untersatz 5.** Der Hausrat der bei kümmerlicher Lebenshaltung vielfach auf Heimarbeit und Hausindustrie angewiesenen Bevölkerung ist ein wenig formenreicher und bescheidener. Ansehnlicheres bietet die Holzschnitzerei. Bemerkenswerte Krippenfiguren, darunter altdeutsche Heldengestalten usw., ferner Rübezahlfiguren für Kinder in **Glaskasten 2.** Die mechanische Typisierung der Spielwarenerzeugung im Riesengebirge zeigt **Wand 5.** Im Erzgebirge haben die figurengeschmückten sogenannten Weihnachtspyramiden in Abwandlung des Szenariums der Weihnachtskripperln auch als Gegenwarterzeugnis noch Geltung (**Glaskasten 3**). Im gleichen Kasten auch andere kleinere Schnitzwerke, Rübezahlpfeifen, eiserne Votivtiere aus dem Böhmerwald und anderes. Egerländer Volkskunst sind die minierten Patenbriefe und die Federbildchen zusamt altertümlichen Schmuckformen im **Fensterpult 4.** Zinnkrüge, geschliffene Gefäße aus Serpentin, westböhmisches (Wildsteiner) Steinzeug, Bunzlauer und sächsische Krüge, ferner böhmisches Glas, Brisiltabakfläschchen und anderes Ueberfangglas in **Kasten 6.** Man beachte auch die Hinterglasbilder, vornehmlich aus Nordostböhmen (in den **Fensterischen**). **Wand 8.** Totenbretter aus dem Böhmerwald zur Aufbahrung, Andachtsbilder, Schnitzrelief aus einer schlesischen(?) Bergwerksgegend, kleines Weihnachtskripperl. Hausindustrielle marktgängige Holzschnitzereien aus dem deutschen Böhmerwald und von deutsch-schlesischen Schnitzern (Weihnachtskrippe), vergl. auch Raum XIX. **Wandkasten 7.** Hauben aus dem Znaimer- und Iglauer-Kreis und dem Schönhengstgau, die in ihrer inselartigen Beschlossenheit durch ein üppiges Wuchern einzelner Formteile auffallen. Demgegenüber stehen kappenförmig anliegende Hauben vom Egerland bis nach Schlesien im Norden. Auf Pergament oder Papierstreifen in alter Miniertechnik gemalte Hochzeitsbilder aus dem Egerland veranschaulichen das Brautgeleite, dem der Kammerwagen mit der hergebrachten Ausstattung folgt. Darunter ein schwarzer gefalteter Brautmantel, dem Stil der niederländischen Heuken des 17. Jahrhunderts entsprechend. Die Männertracht aus dem Egerland ist ebenso stark verbürgerlicht wie die

Frauentrachten aus dem Egerland, Isergebirge und Schönhengstgau. Ganz nach deutscher kleinbürgerlicher Art trägt sich auch der Wischauer Bräutigam, wogegen die Brauttracht hier in Zuschnitt und lebhafterer Farbigkeit den umgebenden slawischen Trachten entspricht. (Vergl. auch Egerländer Wohnstube, Kuhländlerstube, Erdgeschoß, Raum XIV, XXIX b).

Jos. B l a u : Zeitschr. f. österr. Volksk. X, 16 ff. (Totenbretter), 129 ff. (Eiserne Opfertiere), 191 ff. (Spitzenklöppeln), XI, 85 ff. (Brasiltabak).

Jos. H o f m a n n : Ländliche Bauweise. Einrichtung und Volkskunst in der Karlsbader Landschaft (Karlsbader Heimatbücher, Bd. 5), 1928.

Alois J o h n : Die Federbilder. Werke der Volkskunst III, 7 ff.

M. H a b e r l a n d t : Egerländer Patenbriefe. Werke der Volkskunst III, 17 ff.

E. B r a u n : Schlesische Weihnachtsskrippen. Werke der Volkskunst III, 23 ff.

RAUM XVIII.

Slowakisches und Wallachisches Hauswerk.

Im Inneren des in seinen gebirgigen Randgebieten von den Deutschen aus grüner Wurzel besiedelten böhmischen Kessels sitzen die Tschechen, von denen die Choden als Grenzwächter im mittleren Böhmerwald am längsten ihre Eigenart bewahrt haben. In Mähren stehen die Bewohner des böhmisch-mährischen Mittelgebirges, die Horaken, in merkbarem Gegensatz zu der Bevölkerung der fruchtbaren Marchebene, den Hannaken. Von beiden unterscheiden sich in Sprache, Siedlung und älteren Kulturüberlieferungen ganz wesentlich die Bewohner des mährischen Südostens, die Slowaken, deren Hauptmasse in noch primitiveren Lebenszuständen sich weithin in den Karpathen bis zum Ungh ausbreitet. Im Nordosten Mährens gesellen sich ihnen die Wallachen, die seit dem 13. Jahrhundert, auf Grund einer Zuwanderung rumänischer Hirtengruppen, in Sprache und Kulturbesitz starke Eigenart bewahren. **Pult 1.** Modelle von altartigen Arbeitsgeräten, wie sie besonders in den wallachischen Gebirgssiedlungen sich erhalten haben. Hoanzel- und Drehbänke, Arbeitsbehelfe und Werkzeuge der Schnappfeitelschmiede, ferner kleinere hausgewerblich erzeugte Gegenstände, Kerbstöcke (Rechenstäbe) der wallachischen Hirten, Hackenstöcke und Tabakspfeifen mit Perlmuttereinlagen. Auf den Untersätzen größere Modelle, wie Hausmühlen, Lodenwalken usw. **Pult 2.** Hirtenbecher aus dem Vollen geschnitzt, daneben böhmische, kunstvoll gefügte und mit Schnitzereien verzierte Faßbinderkrüge,

Butter- und Lebzeltenformen, Spindeln, Bindepflocke und anderes. Bei den Slowaken haben sich teilweise bis auf die Gegenwart noch farbenprächtig mit Stickereien verzierte Trachten erhalten. Die **Pultaufsätze** zeigen bestickte Hemdblusen, Miederleibchen und Schürzen, die Bilder ringsum gehören zu einer Aufnahme der Landestrachten in Mähren von Karl Horn aus dem Jahre 1837. **Wandrahmen 3 und 5.** Schön gestickte Kragen für den Sonntagsstaat der südmährischen Slowakinnen (In den **Glaskästen 4**). Brautkronen und Brautschmuck der Slowaken, Lederweste mit feiner Seidenstickerei aus Böhmen. Frauenhauben der Hannaken und Slowaken, die neueren und reicheren Formen mit Silber- und Goldsprengarbeit stammen aus der Gegend von Preßburg (Bratislava), die altartigen Formen (kokeš) des Kopfbundes mit verhüllendem Ziertuch wurden von den kroatischen Bräuten der Gegend von Lundenburg getragen. (Vergl. auch Mährische Wohnstuben, Erdgeschoß Raum XV—XVI.)

RAUM XIX.

Tschechoslowaken in den Sudetenländern.

Wie ältere Trachtenformen haben sich auch alte bildhafte Zeugnisse des Volksbrauches vornehmlich in Mähren erhalten. **Kasten 1.** Strohfigur „Čaramura“, d. h. Hexe zum Winteraustragen am Sonntag Laetare (Totensonntag) in der Hannakei. Die Puppe wird unter Absingen von Liedern von jungen Leuten auf freiem Feld verbrannt und die Asche verstreut oder in fließendes Wasser geworfen. Ebenso verfährt man mancherorts mit einer kleineren Figur („Smrt“ d. i. Tod) mit Halsgehängen aus rotem Stoffrestchen als Krankheitsträgern. Aus Südmähren stammen Erntepuppen aus Maisblättern, aus Südböhmen die in manchen Familien vererbten Wetterhörner (Tritonsmuscheln) zum Gewitter verscheuchen (ein schon in der Zeit Karls des Großen verpönter Aberglaube). Stark verwittert sind die buntgeschmückten Maien aus Tannensprossen. Den Erntesegen verkörpern die in ihren Ursprüngen den skandinavischen Halmkronen vergleichbaren Strohgehänge in Fadenkreuztechnik, die man in deutschen Gebieten als „Fliegenhimmel“, „Unruh“ u. dgl. benannt findet. **Unten.** Eiserne Hand, Sinnbild des Dorfrechtes, „Pravo“, oberhalb Faschingspuppe und Faschingspravos, hölzerne Axt, Pritschenstock und Zepter als Sinnbilder des im Fasching ausgeübten Burschenrechtes. Man vergleiche die bunte

Flitterumhüllung eines solchen Burschensäbels in der Mitte des Saales. **An der Hinterwand** (wie auch in **Kasten 3**) Vorhänge zur Verhüllung des Wochenbettes, mit Figuren besuchender Nachbarinnen usw. bestickt, Ostböhmen. An den **Wänden 2.** Hinterglasbilder von charakteristischer Farbengebung und Stilprägung. Holzfiguren beliebter tschechischer Volksheiligen (Johannes v. Nepomuk, hl. Wenzel, Cyrillus). Tafeln mit Stroheinlegarbeit, reich und schön verzierte Ostereier. In Böhmen zeigt sich bereits fortschrittlichere Musterbildung bei vereinfachter Farbengebung, wogegen in der Slowakei noch ein mehrfaches Wachsdeckverfahren für die altartige vielfarbige Verzierung angewendet wird. Die Eier sind hier zumeist Minnegaben der Mädchen an die Burschen für fleißiges Tanzen im Fasching. Die tschechischen Trachten (**Kasten 3**) entsprechen im Westen, im Pilsener Kreis und bei den Choden älteren von den Deutschen herangebrachten mitteleuropäischen Trachtenmoden. Der Pilsener Bauer und der Chode tragen Langrock, bezw. Joppe, zusammen mit Weste und Kurzhose wie im Nordgau oder in Franken. Älteren Stil zeigt die Frauenmode mit weißem „Schalk“ (Joppe), weitem Faltenrock und Schürze, wobei die rote Grundfarbe sich noch aus dem 16. Jahrhundert herschreiben mag. Von ganz anderer Artung ist die polnische Trachtenstil verwandte Tracht der Wallachen. (**Kasten 4**). Die in die Taille geschnittenen halblangen Röcke der Männer, zusamt den engen Langhosen, führen zugleich die Beziehungen vor Augen, die die Volkstracht hier im Osten mit den Uniformen von Truppenkörpern aus diesem Volksbereich verknüpfen. Vollkommen hausgemacht ist die derbe Filzloden-tracht der karpathenländischen Slowaken, Langhose in gestrickten Stiefeln, Mantel mit viereckigem Kapuzenkragen. Ganz andersartigen Charakter besitzen die Trachten der Hannaken (**Kasten 5**). Die altartige Brauttracht weist nur zart getönte Stickerei an Hemdbluse und Schürze auf. Besonders stilvoll war die Stickereiverzierung der alten weißen Schaltücher, mit denen sich die Wöchnerinnen beim ersten Kirchgang zum „Hervorsegnen“ aus dem Wochenbett bis über den Kopf verhüllten. (Vorsegnetücher an der Rückwand des Kastens). Der Hochzeiter trägt Kurzhose und Weste von mitteleuropäisch-deutschem Zuschnitt, dem gleichen Kulturbereich gehört der mit zahlreichen Kragen geschmückte blaue Mantel des Brautführers zu. In der Männertracht ist namentlich bei den Slowaken (**Kasten 6**) an der reichlichen Zierstickerei von Brustteil und Ärmeln die ursprüngliche Geltung des Hemdes als „Leibrock“, zu

dem sommerüber nur eine kleine Schmuckweste getragen wird, erkennbar. Gegenüber den farbenreicheren Trachten der Ebene, so auch der Kroatin von Lundenburg, stellt die Weißbleinentracht einer Tschitschmanenfrau mit gelber Stickereiverzierung eine ältere Stufe dar. An der Hinterwand gestickte Besatzstreifen für die Bettwäsche von den mährischen und karpathenländischen Slowaken, in letzterem Gebiet fallen die altartig stilisierten Vogelfiguren auf.

In den **Glasrahmen 7**. Kopftücher mit reicher flächig verbreiteter schwarzer Seidenstickerei aus der Pilsener Gegend. Weiters Kopftuch-(Šatka-)Enden mit harmonisch abgetönter Seidenstickerei von den mährischen Slowaken, die diese an die mittelalterlichen Gebende und Stauchen erinnernde Kopfverhüllung bis in die Gegenwart beibehalten haben. Fortsetzung der Stickereien auf **Gang XX**. Šatkaenden, Aermelstickereien, deutsche Böhmerwaldspitzen, reiche Umhängtücher mit Durchbruchsarbeit, Perlstickerei aus Südböhmen usw. **Glaskasten 8** zeigt volkstümliche Hafnerarbeiten vorwiegend aus Mähren, beginnend mit einer Gruppe von Sturzbechern (d. h. umgestürzt aufbewahrten Bechern) aus dem 15. Jahrh., die besonders in Brünn häufige Bodenfunde vorstellen. Daneben Loschitzer Steinzeugbecher gleicher Zeitstellung. Volkstümliche Majolikaerzeugnisse aus Wischau usw. zeigt **Wand 11**. Im **Kasten 8** ferner farbige Renaissancekachel aus Olmütz als Zeugnis alter deutscher Handwerkskunst, neuere slowakische Kacheln, Kienspanleuchter, eine Gruppe Kinderspielzeug, hausgewerbliches Erzeugnis der Slowaken in der Preßburger Gegend und anderes. **Mittelkasten 9**. Votivgaben, religiöse Bildwerke, zwei Trachtenbilder aus der Pilsener Gegend (Hochzeiter und Hochzeiterin 1847), handgeschriebene Gebetbücher mit alten an romanische Stilgebung gemahnenden metallischen Buchdeckeln und reicher Buchmalerei. **Glaskasten 10**. Holzschnitzereien aus den Sudetenländern. Die künstlerische Holzschnitzerei zur Versorgung des Volkes mit Kruzifixen, Heiligenfiguren gedieh als Hausindustrie zuvörderst in deutschen Händen, so im Böhmerwald, ebenso wie die Spielwarenerzeugung usw. im Erzgebirge, die Krippenschnitzerei hat vornehmlich in Schlesien ganz ansehnliche Schnitzerschulen beschäftigt. **Wand 11**. Mährische bäuerliche Majolika, zumeist aus dem Wischauer Kreis. **Wand 12**. Tschechische Hinterglasmalereien. Trägerfigur von einem Bienenstand, der Nabel dient als Flugloch.

RAUM XX.

Klöppelspitzen, Böhmerwald, Stickereien aus Böhmen und Mähren, Perlarbeiten aus den Karpathenländern.

Jos. Blau: Die tschechische Volkstracht der Tauser Gegend. Zeitschr. f. österr. Volkskunde XII, 14 ff.

Vergl. J. Hanika: Die Erforschung der westböhmisches Volkstrachten. (Schriften zugunsten des Böhmerwaldmuseums. Oberplan 1929).

Jos. Blau: Die Spitzen und die Spitzenklöppelei der Slowenen (kritisches Referat). Zeitschr. f. österr. Volksk. XVI, 160 ff.

F. Domluvil: Die Kerbstöcke der Schafhirten in der mährischen Walachei. Zeitschr. f. österr. Volksk. X, 1906.

Vergl. auch Moravske Slovensko (Narodopis Lidu Československeho (I), Prag 1918—22.

C. Karpathenländer.

RAUM XXI.

Polen in den Beskiden und der Tatra.

Wir befinden uns kulturgeographisch durchaus in einem Uebergangsgebiet. Deutlich tritt der Gegensatz zwischen Gebirgs- und Flachlandsbevölkerung hervor, das katholische Glaubensbekenntnis im Verein mit den handwerklich stark hervortretenden Kulturbeziehungen zum deutschen Westen ordnet die neuere Kulturentwicklung dem westlichen europäischen Zivilisationsbereich zu, wogegen im altartigen Hirtendasein in den Gebirgen noch ein Stück Ost- und Alteuropa verkörpert ist. Im Umkreis von **Wand 1** haben dementsprechend religiöse Darstellungen und Bildwerke westlichen Charakters Platz gefunden, **an Wand 2** ein stattliches Marionettentheater, **bei Kasten 3** ein Hauskripperl, Hinterglasbilder. **Auf den Untersätzen 1 und 2** schön geschnitzte Truhe einer Weberzunft, Umgebung von Jablunkau, 18. Jahrh., 2. Hälfte, Innungsladen der Schneider und Schuster, von diesen auch (Rechts bei **Kasten 6**) Schusterstuhl und -Leuchter; Ladebrett und Zunftssiegel der Schneider **im Kasten 4**, in dem auch das Zubehör eines Nikolausspiels, kleine Heiligenfiguren, Schnitzereien aus kristallinem Steinsalz, als Reiseandenken von den Grubenarbeitern in Wieliczka angefertigt, und schließlich kleine Truhenmodelle mit Bemalung im Stil des westländischen Bauernbarock Platz gefunden haben. — Dunkelbraun glasierte Hafnerarbeiten gleicher Zuordnung, Lesebretter (Fadensammler) der Weber (**Kasten 6.**) Hier ferner Tunkbretter für die Kerzenerzeugung — die Löcher dienen zum Ein-

hängen der Dochte, hausgewerblich erzeugtes Kinderspielzeug, schließlich die von den Goralen in den Beskiden und Karpathen selbst gefertigten Behelfe zur Milchwirtschaft — Milchgefäße (Čerpaks) mit kunstreich geschnitzten Griffen, Butter- und Käseformen, Löffelrechen, Teller und Dosen, Kerbstöcke für die Milchrechnung. **Neben dem Kasten:** Goralenstöcke mit beilförmigem mit Bleieinlagen verziertem Griff. Von den Trachten hat eine Frauentracht aus der Umgebung von Teschen ganz westlich-deutschen Charakter an sich, die Tracht eines Jazygen dagegen polnischen Schnitt (**Kasten 3**). Durchaus hausgemacht und altartig im Schnitt stehen daneben die Trachten der Gebirgler (Goralen) in den Beskiden und in der Tatra (**Kasten 5**).

RAUM XXII.

Polen, Ukrainer (Ruthenen), Rumänen im Karpathengebiet.

An einem durch die deutsche Kolonisation in Ost- und Westpreußen erheblich aufgelockerten, im Süden aber sich verschmälernden Grenzsaum, den man etwa vom Ostrande der Grenzmarken des Deutschen Reiches entlang der oberen Oder zur March ins Karpathenvorland und am Ostrande der Alpen über Agram nach Triest verfolgen kann, scheiden sich Ost- und West-Europa, soweit diese Begriffe über die urtümlichen Lebenskreise der Bevölkerung hinaus zu Kulturkreisen von altüberlieferter Eigenart sich verdichtet haben. Das Karpathengebiet umfaßt dabei im besonderen einen klar umschriebenen in sich gefestigten Lebenskreis von alteuropäischem Grundcharakter in Hauswesen, Tracht und Arbeitsfleiß, zumal der Textilarbeit — örtlich auch der Töpferei — der Frauen und der Holzarbeit der Männer. Bilder aus dem Lebenskreise und ländlichen Festbrauch der polnischen Flachlandsbevölkerung im Umkreis von **Wand 1. Im Kasten 2.** Ziegenköpfige „Bokkus“-Figuren, die letzten Ausläufer römisch-antiken Karnevalsbrauches aus der Gegend von Krakau, Hochzeitskronen mit Aehrenschmuck der Kleinrussen (Ruthenen oder Ukrainer) in Podolien. Frauentracht aus der Umgebung von Krakau, wo bereits die grellfarbigen Kattune der westlichen Fabriksindustrie Eingang gefunden haben, zwischen Figuren mit polnischem und rutenischem Mantel alten Schnittes, Krakauer Sammtleibchen mit Korallenperlenverzierung, altartige Pelzweste mit farbiger Stickerei und Lederauflagen — schließlich Männer- und Frauentracht der Rumänen in den

Ostkarpathen. **Kasten 4.** Zwei Männer- und eine Frauentracht, der in besonderer Altartigkeit verharrenden Bojken in den Mittelkarpathen, daneben Pelz- und Filzmützen, künstliche Zöpfe aus roter Wolle von den Bojkenmädchen, und altertümliche, den alteuropäischen Haarnetzen in Flechtereie ohne Knoten entsprechende Hauben der Bojkenfrauen, hiezu Flechtrahmen, rechts im Kasten angefangener Flechtgürtel, links Leisten für die Handschuhwirkerei mittels Flechnadel. Im Hintergrund (**im Kasten 2 und 4**) Strohütte der Burschen mit Perlbändern (Minnegaben der Mädchen) und Pfauenfedern geschmückt. Als Wandbehang Wirkteppiche mit geometrischen Mustern (Kilims), die ebenso wie die Wirktaschen und gewebten Gürtelbänder Hausarbeit der Frauen in den Ostkarpathen sind (**zurück zu Puttkasten 6**). **Kasten 7.** Männer- und Frauenhemden mit gewirkten Achselborten und reicher Stickerei von den Ukrainern und Rumänen in den Ostkarpathen. Die Musterung zeigt dörfliche Unterschiede und landschaftliche Unterschiede eher als nationale Besonderheiten. **Kasten 9.** Gewebte Hand- und Geschenktücher, wie sie vielfach über die Balken der Stubendecke gehängt werden, mit reich gemusterten Enden. Sie sind dörflichem Hausfleiß entsprungen, wogegen die fein gestickten Schmucktücher eher den türkischen Damen- (Haremsarbeiten) des Ostens entsprechen. Ruthenische Perlbänder weiters in den **Wandrahmen 11** und auf **Gang XX**. Erloschene Gewerbe sind die Erzeugung kunstvoll verzierter Leder-gürtel in der Umgebung von Krakau und die Gelbgießerei jüdischer Handwerker in Westgalizien, die vornehmlich Lampen für das Lichterfest (Chanukafeier) und Leuchter für rituelle Zwecke herstellten (**Wand 5**). Sehr urtümlichen Charakter hat die Holzverarbeitung und Korbflechtereie bewahrt. **Vergl. die Untersätze 6 und 10 und Kasten 8.** Hier Modelle von altertümlichen Wirtschaftsgeräten der Bojken in den mittleren Karpathen: Hausmühle mit Drehstange zum Handantrieb, Graupenstampfe (Anke) mit Tritthebel, Holzschlitten, aus dem Vollen gehöhlte Gefäße mit zugehörigem Arbeitsgerät und einfachstes Binderwerkzeug, Behelfe für die Faserverarbeitung. **An der Rückwand** einfache Stoffdruckmuster und Hemdstickereien der Bojken, Kräuterbuschen zum Annageln an die Stalltür und anderes. **Auf der Gegenseite:** Schöpflöffel mit reicher Schnitzverzierung, Rumänien, ferner gedrehte Holzgefäße, Dosen, Feldflaschen (Ćuture), Schüsseln. Eine Gruppe von Schüsseln, Bechern, Schöpflöffeln samt Quirl veranschaulicht die Behelfe zur Milch- und Käsebereitung, daneben Modell einer einfachen Alm-

hütte aus den Ostkarpathen. Ähnlich altartig sind auch die Erzeugnisse der Töpferei, die **rings auf den Kästen** und in **Wandnische 3** Aufstellung gefunden haben. So hat das Eisentongeschirr frühmittelalterliche Formgebung noch erhalten, auch die glasierten Töpfe bewahren bis zu einem gewissen Grade Urnenform. In manchen Dörfern ist die Töpferei ausschließlich noch Frauenarbeit. Die über einer Angußschicht bemalten Krüge und Schüsselchen („Bauermajolika“) wurden nur an wenigen Plätzen von gelernten Töpfern erzeugt. Auch die Erzeugnisse des Tischlerhandwerks, Truhen und Truhentische mit Eckpfosten und ritzverzierter Bretterwandung in Klinkerfügung zeigen eine in Westeuropa nur im Mittelalter landläufige Stilgebung. Sie werden neuerdings durch grell bemalte Truhen nach westlicher Art abgelöst (**1, 3 und Fenster-nischen**). An **Wand 10** Modell eines strohgedeckten Langhauses der Bojken.

S. Udziała: Der Krakauer Gürtel. Zeitschr. f. österr. Volksk. VI, 1 ff.

L. Mlynek: „Konik“, „Turon“ (Tierkultus in Galizien), Zeitschr. f. österr. Volksk. IX, 108 ff.

Iwan Franko: Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. Zeitschr. f. österr. Volksk. XI, 17 ff, 98 ff.

Louise Schinnerer: Textile Volkskunst bei den Ruthenen. Zeitschr. f. österr. Volksk. I, 172.

RAUM XXIII.

Huzulen in den Ost-Karpathen.

Im **Türeingang** reich verzierte Ostereier, von den Zierformen lassen einige auf übelabwehrende und glückbringende Bedeutsamkeit schließen. Die dem kleinen Gebirgsvolk der Huzulen gewidmete Sammlung bekundet die eigenartige volkskünstlerische Betriebsamkeit dieser zu den Ukrainern (Kleinrussen) gehörenden Volksgruppe. Die Trachten (**Kasten 3**) sind durchwegs hausgemacht, das von den Männern überfallend getragene Hemd wird ebenso wie der Hemdrock der Frauen, zu dem diese sommerüber nur Vorder- und Hinterschürze tragen, reich bestickt. Die Säume der aus schwerem Loden gefertigten Oberkleider werden reich mit bunten Borten verbrämt. Halsketten aus Perlen und Messingkreuzen dienten den Frauen, gravierte Pulverhörner und Schrotbeutel sowie Taschen mit metallischem Knopfbeschlag den Männern zu schmückendem Gebrauch. **Pultaufsätze und Rahmen 1, 4, 5**. Die Schließen der Halsketten entsprechen im Typus durchaus den Schließenformen in den illyrischen Ländern in den letzten Jahrhunderten vor Christus. Die

aus Ton über einem Wachsmodell hergestellten Formen für den Messingguß wurden nach der Ausformung zerschlagen (Guß in verlorener Form) **Pult 6**. Die Männer bedienen sich der wehrhaften Hackenstöcke, die Frauen der einfachen Stöcke. Fast nie trifft man Frauen und Mädchen ohne Spinnrocken im Gürtel. Zum Spinnen im Hause steckt man sie in Sitzbretter (**Wand 7**). In **Pult 1** hübsch geschnitzte Löffel, Blockschachteln, ferner Kerbhölzer und Rechenbretter, Holzpfeifen und Doppelflöten sowie Leuchter, religiöse Bildschnitzereien, Bilder usw. an **Wand 2**. Auf dem **Untersatz** alte Holzschlösser, Packsättel. **Pult 4** einfaches Handwerksgerät zur Holzbearbeitung zusamt gehöhlten und gedrehten Fäßchen, Käseformen. **Auf dem Untersatz** größere Fässer und andere Behälter. **Kasten 8** enthält die an die Mezzamajolika Oberitaliens gemahnende Keramik des Bachminskischen Betriebes in Kossów, wo sie diese Handwerksfamilie nach altem Herkommen bis Ende des 19. Jahrhunderts erzeugte. Kunstgewerbliche Schulungsversuche haben den überlieferten Zierstil eher geschädigt. Die Kacheln in den Fensterischen waren für die viereckigen Rauchhüte („komin“) der von der Stube aus zu befeuernden Vorderladeröfen bestimmt, in **Fensterpult 6** eine Anzahl älterer unglasierte Kacheln, nach deutschen Vorbildern, Bodenfunde aus Czernowitz.

A. Haberlandt: Prähistorisches in der Volkskunst Osteuropas. Werke der Volkskunst I, 33 ff.

Vergl. W. Szuchiewicz: Huzulczyna (Polnisch und Ruthenisch). Dzieduszycki-Museum, Lemberg 1902—1904.

D. Keramische Sammlung.

RAUM XXIV.

Kacheln aus den Alpenländern.

Wand 1. Ein origineller Ofen in Gestalt einer wuchtigen Bäuerin, einen Fruchtkorb auf dem Kopf tragend, um 1800, Umgebung von Grein (aus Niederösterreich). **Wand 2**. Typenreihe zur Entwicklungsgeschichte der älteren Kacheln aus Wölbtöpfen, wie solche noch in den rundbodigen Kacheln der alpenländischen einfachen Kuppelöfen („Ruabnhäufen“) fortleben. Daneben Konkavkacheln, und schließlich die zumeist durch Abdeckung der viereckig ausgezogenen Töpfe an der Vorderöffnung entstandenen Flachkacheln mit Reliefschmuck, die älteren Stücke mittels Ofenruß oder Graphit geschwärzt. Darüber Wand mit glasierten Fliesen aus

dem Passauer Hof in Spitz in der Wachau. **Im Umkreis an den Wänden** verschiedene Kachelgruppen, 16.—18. Jahrhundert, bei denen man mit Vorliebe biblische und allegorische Darstellungsreihen (Leben Christi, Christliche Tugenden, Planeten, die 5 Sinne, Kaiser und Feldherren) zur Belebung des künstlerischen Eindrucks der massigen Ofenbauten herangezogen hat. Als Vorbilder dienten Stiche und Flugblätter von Kleinmeistern, die von Werkstatt zu Werkstatt weiter verbreiteten Model wurden von eigenen Formstechern angefertigt. **Wand 3.** Links Kacheln aus Niederösterreich (Evangelisten, Kaiser Leopold, Prinz Eugen), anschließend Kacheln aus Oberösterreich mit Hl. Familie usw., steirische Kacheln mit Jesus und Maria, Doppeladler, Salzburger Jäger- und Falknerkacheln. **Wand 4** zeigt kleinere Tiroler Typen, die an **Wand 5** ihre Fortsetzung finden, vereinzelt laufen auch hier Stücke von schweizerischer Herkunft mit. **In den obersten Reihen** böhmische Kacheln des 16. Jahrhunderts. Die Büsten eines Bauernburschen und einer Bürgersfrau an Wand sind Ofenbegründungen (Gmundener Herkunft). Die Mittelfigur ist eine getreue Nachbildung der Figur des Hafners vom Ofen der Hohensalzburg.

RAUM XXV.

Keramische Sammlung.

Wand 1. Fortsetzung der Kachelreihe, darunter schöne mehrfarbig glasierte Kacheln aus Oberösterreich, Salzburg und Tirol, Kachelplatte mit Hl. Florian, Hauszeichen aus Kitzbühel, usw. **Wand 2.** Weiße Majolikakacheln mit Blaumalerei, um 1700, Sfruz im Nonsberg und verwandte Schweizer und Vorarlberger Kacheln. Winterthurer Kacheln mit mehrfarbigen Blütenranken, die stark an die Zeichnung der Habaner Keramik (**vergl. Kasten 14**) erinnern. **Wand 3.** Farbige glasierte Kacheln aus Schloß Engelstein bei Weitra und verwandte Stücke von steirischen Renaissanceöfen, zuunterst Tiroler Wappenkachel und farbige Teilstücke. **Auf den Untersätzen** verteilt mittelalterliche Krüge und Töpfe, sogenanntes Eisentongeschirr — aus Ton mit Graphitbeisatz, wie es im ländlichen Bereich bis auf die Neuzeit in Gebrauch blieb, in Kärnten (von da eine große Gughupfform mit volkstümlichen Ziermotiven im **Kasten-untersatz 11**) kamen die Erzeugnisse bis auf die Gegenwart auf den Markt. Hierher gehören auch die großen Getreide-(Vorrats-)töpfe aus dem Pustertal, Powidltopf (Mustopf) und Schnapsdestille aus

Mähren auf den **Kasten 8 und 14**. Weiters bei **7 und 10** allgemeinorts-
 übliche Glasurware, Backmodel für Tauf- und Hochzeitsfeiern,
 Fastenspeisen usw. Wein-(Flaschen-)kühler, Zunftkrüge, Schmalz-
 topf, eine originelle Gruppe von Schnabelkrügen mit Reliefauflagen
 und Kopfmasken nach Art der Bartmannskrüge aus der Lienzer
 Gegend unter **Kasten 11**; mit Füllkrügen für die Weinfässer, einem
 Zunftkrug mit Adam und Eva, reliefierten Töpfen usw., findet die
 Gruppe auch in den Sudetenländern ihre Fortsetzung (**Kastenunter-
 satz 14**). **Glaskasten 4 und 6**. Ein- und mehrfarbig glasierte Hafner-
 arbeiten, zumeist aus den Alpenländern, für den häuslichen Ge-
 brauch, wie Tintenzeuge, Wasserblasen, Waschbecken, Fäßchen
 für den Johanniswein mit Hauszeichen und Jahreszahl 1729, aller-
 hand Flaschen und Krüge, unter diesen bemerkenswert die Vexier-
 krüge mit durchbrochenem Halsteil — die Flüssigkeit muß aus
 einer unauffälligen Oeffnung emporgesaugt werden — und Schalen
 mit durchbrochener Wandung, in der Zartheit des Aufbaus Meister-
 stücke der Hafnerkunst. In **Glaskasten 6** außerdem Goden-
 schalen, in denen die Nachbarinnen oder Paten der Wöchnerin die
 übliche Hühnersuppe brachten, auf dem Deckel ländliche Szenen
 usw., ferner figurale Plastik (hl. Josef, Oelberg, hl. Grab, Auf-
 erstehung, zuoberst Gruppe rauender Bauern, Gmunden um 1700).
 Eine vielgestaltige Auswahl von Weihbrunnkesseln in den Fenster-
 nischen hier und bei **Pult 5**, das ebenso wie **Wand 13 und Pult 13**
 weitere Beispiele der reichen und vielseitigen Kunstfertigkeit der
 dörflichen Hafner darbietet. An Freiheit und Ursprünglichkeit des
 Zierstils reihen sich ihnen die in verschiedenen Werkstätten der
 Alpenländer, wie wohl auch in Mähren und der Slowakei gefertigten
 Zwiebelschüsseln (**Wand 20—21**) an, (so wegen der vielfach
 darauf erscheinenden Blüten- und Knospenmuster), die sich um
 1700 bis in die Lausitz verbreitet zeigen, figurale Motive treten
 nur vereinzelt auf. Oberösterreich scheint an der Erzeugung in
 besonderem Maße beteiligt gewesen zu sein, eine fränkische (eger-
 ländische Sondergruppe bilden die derben, blau gemalten Teller
 an der **Seitenwand 22** rechts, eine sächsische (aus der Mark
 Meißen), die Teller mit grünem Trauben- und Blattmuster ebenda.
 Den Uebergang zu den Majolikaarbeiten mit weißer Angusschicht
 über dem Tonkern zur Auftragung der Malerei bilden die zumeist
 wohl in Salzburg und Oberösterreich (Umgebung von Gmunden)
 erzeugten Hafnerarbeiten mit opaken und malerisch geflammten
 Glasuren (**Kasten 8**), von denen manche, wie etwa die grünweiß

geflamnten, für die Erzeugung von Küchengeschirr bis fast auf die Gegenwart beibehalten wurden, andere, wie die malachitgrüne Gruppe und die kobaltblaue auf ältere Zeiten beschränkt geblieben sind. Die Majolikaerzeugung dürfte in Gmunden etwa um 1700 eingesetzt haben, die ältesten Stücke finden sich in der mittleren Einheit von **Kasten 8**. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts wiegt die Blaumalerei vor. Die auf besondere Bestellung gearbeiteten Stücke, Hochzeitskrüge, Schützenbeste, Krüge für Handwerker, zahlreiche Schüsseln und Krüge mit religiösen Darstellungen (**Glaskasten 10**) legen von ansehnlicher künstlerischer Höhe einzelner Werkstätten Zeugnis ab. Bis um 1800 nimmt die Buntfarbigkeit der Erzeugnisse zu, das ländliche Leben in der Umwelt des Traunsees wird — mitunter in derb humoristischer Art mit einbegleitenden Sprüchen — in die bildlichen Darstellungen mit einbezogen, auch an figurale Plastik wagen sich die dörflichen Hafner mit viel Geschick (**Glaskasten 9**). Das Ende der volkstümlichen Erzeugung ist etwa um 1860 anzusetzen, aus späterer Zeit sind nur Erzeugnisse der auf der alten Ueberlieferung fußenden Firma Schleiß bekannt. In Salzburg entstammen die ältesten bekannt gewordenen Majolikaerzeugnisse der Werkstatt Th. Obermillner (um 1700), von denen **Kasten 11** eine Reihe zeigt; darüber die feiner gezeichneten (Fliederblatt-) Krüge in den oberen Reihen werden im allgemeinen der Werkstatt J. Moser (1736-1777) zuzuschreiben sein, ebenso die mit Rokokoszenen in feinstrichiger Zeichnung bemalten Krüge im Pult. Die Werkstatt wurde von Jakob Pisotti (1777—1814) und Pisotti d. J. bis 1840 fortgeführt, die Malerei wird in der Spätzeit zunehmend großzügiger und flüchtiger. Im salzburgischen Grenzgebiet findet man zunehmend auch bayrisches Fayencegeschirr in Gebrauch, für Tirol — auf der **Gegenseite (Kasten 12)** — haben außer den Salzburger Betrieben heimische Werkstätten wohl nur in Bozen und in Sfruz im Nonsberg in älteren Tagen volkstümliche Erzeugnisse hervorgebracht, unsicher bleibt dabei die Zuschreibung der Weinkrüge von italienischem Typus. Die Mode der Blaumalerei wiegt allgemein vor. Verhältnismäßig späte Zeitstellung bekunden die Fayencen aus Niederösterreich, dem Burgenland und der Umgebung von Preßburg (Stampfen) in **Kasten 7**, im südlichen Wiener Becken und im Westen finden sich zumeist recht volkstümliche Stücke mit Bauernfiguren usw. Der Stampfener Betrieb verwendet die nur in schwächerem Brand (in eigenen Muffen) feuerbeständige Rot-

malerei, die in Holitsch als Leitnersche Glasur bezeichnet wurde. Viele Krüge zeigen daher auf dem Boden ein L. Abgewanderte Malergesellen haben diese Technik auch selbständig weitergeübt. In Mähren gründet sich die volkstümliche Majolikaerzeugung zuvörderst und zufrühest auf die Handwerkerfamilien aus dem Kreise der Wiedertäufer und Hutterischen Brüder, die sich in der Gegend von Butschowitz, Austerlitz, Wischau, Buchlau usw. niederließen und als Habaner weit über die Landesgrenzen Ruf als Weißgeschirrmacher genossen. Die älteren, mit zeitgenössischen italienischen, Winterthurer und auch Delfter Arbeiten weitgehend übereinstimmenden Erzeugnisse, haben in der Slowakei die Nachfolge durchaus volkstümlich gearteter Bauernmajolika mit lebhafter Farbgebung gefunden, die nun den Zwecken der kleinbürgerlichen Zünfte und Handwerke mit ihren Willkommbräuchen und Sinnbildern ebenso diente, wie dem häuslichen Bedarf der ländlichen Bevölkerung, deren Leben sie gleichfalls in naiver Art abspiegelt (**Kasten 14 und 15**). An dem Werdegang der Erzeugnisse aus dem Wischauer Kreis läßt sich der Mode- und Stilwandel, dem alle volkstümlichen Fayencen in ähnlicher Art unterworfen, gleichfalls verfolgen. In der Aufeinanderfolge von Blaumalerei nach Delfter Art, wie sie sich auf Grund des Wettbewerbes mit ostasiatischem Porzellan eingebürgert hatte (**Glaskasten 16**) und Rosenmalerei im Stil deutscher Porzellane gegen Ende des 18. Jahrhunderts (**Glaskasten 17**), tritt die Abhängigkeit auch der ländlichen Erzeugung von den Fabriksbetrieben kunstgewerblichen Charakters, wie sie in Holitsch, Nesselldorf, Karlsbad (Alt-Rohlau) bestanden, (**Glaskasten 18 und Wand 19**) deutlicher als anderswo in Erscheinung. Bis nach Oberitalien (**Kasten 24**) lassen sich solche Modeströmungen verfolgen. Sie verebben hier allerdings vor der künstlerisch und koloristischen Kraft der bodenständigen Ueberlieferung. Außer den mit kräftigem Gelb und Ocker bemalten Erzeugnissen aus Pesaro und den zeichnerisch besonders flott behandelten Erzeugnissen von Bordenone sind im wesentlichen wenig bekannte Werkstätten aus dem Umkreis von Istrien, Görz und Udine vertreten, die künstlerisch über nicht unerhebliche Sonderqualitäten verfügten.

Außer M. H a b e r l a n d t : Oesterreichische Volkskunst (s. o.). Vergl.

A. W a l c h e r - M o l t h e i n : Bunte Hafnerkeramik der Renaissance in den Ländern ob der Enns und Salzburg, Wien 1906.

Derselbe: Die Gmundener Bauernfayencen. Kunst und Kunsthandwerk IX, (Wien 1906), 407 ff.

Derselbe: Salzburger Majoliken aus der Werkstätte des Hafnermeisters Th. Obermillner. Ebda. X, 89 ff.

Jos. Tvrđy: Ueber die sogenannten Brüdergefäße in Mähren. Zeitschr. f. österr. Volksk. XVIII, 32 ff.

Derselbe: Figurale Tonplastik aus Mähren. Werke d. Volkskunst II, 61 ff.

Erdgeschoß.

A. Bäuerliche Stuben und Wohnräume aus den Alpenländern.

Die Einrichtung der „Stuben“ mußte sich einigermaßen den gegebenen Raumverhältnissen anbequemen. Im Bauernhaus finden Betten, Kästen, Truhen in der Regel nur in den als Schlafräume dienenden Kammern und auf den Gängen davor Platz, während die Ausstattung der Wohnstube im Wesentlichen sich auf den Tisch im Herrgottswinkel, ein paar Stühle und die wandfeste Eckbank beschränkt, wie eine solche auch dem schräg gegenüberliegenden, von der Küche zu heizenden Hinterladerofen angelagert ist. Die in einem Raum ausgestellten Gegenstände gehören aber landschaftlich jeweils zusammen.

RAUM I.

Möbel für Wohn- und Schlafstube aus dem Traunkreis, Oberösterr.

Sie entsprechen in ihrem Stil der Einrichtung, die besseren Bauernhäusern etwa zwischen Linz—St. Florian—Steyr bis in die letzte Zeit des 19. Jahrhunderts erhalten geblieben ist und die sich noch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts herschreibt. Eigenartig ist die Bemalung des Tisches, auch auf der Platte, mit Eßbestecken sowie die des Kastens v. J. 1792, die Einlegearbeit nachahmt und durch eingeklebte bemalte Kupferstiche Josef II., Friedrich II. von Preußen und Soldatentypen aus dem 7jährigen Krieg vervollständigt wird, wie dies auch bei dem „zweispännigen“ Ehebett der Fall ist. Neben diesem eine selbstgemachte Kindergehschule auf Rädern. Das mit Schubladen versehene Kinderbett entspricht einem städtischen Vorbild. Zu ergänzen bleibt ein viereckiger glatter Kachelofen mit Ofenglanda (Trockengestell) für die Kleider zusamt einer Ofenbank.

RAUM II.

Steirische Schlafstube aus dem Ennstal.

Im Bett eine Bettschere, ferner eine kupferne Glutpfanne. Die Truhe v. J. 1753 bewahrt noch Renaissancecharakter, daneben

zeigt der Kasten v. J. 1821 Blumenmalerei nach Art der Biedermeier, der braune Kasten v. J. 1749 und der Großvaterstuhl daneben weisen merkbar stärkeren kleinbürgerlichen Einschlag auf. Der bienenkorbfförmig aus Topfkacheln mit Wölboden aufgebaute Hinterladerofen („Ruabnhaufen“) entspricht einem in ganz Obersteier mit geringen Abwandlungen bekannten Typus.

RAUM III.

Alpacher Stubenkammer, Nordtirol.

Der Zierstil dieses etwas schwer zugänglichen Paralleltales zum Zillertal (bei Brixlegg) bewahrte nachweislich seit etwa 1620 den gleichen aus gotischer Maltechnik abgeleiteten Charakter. Was ihm besondere Eigenart verleiht, ist die weiß-rot-grüne Malerei (in Leimfarben) auf dem naturbelassenen Holzgrund, der durch den Firnisüberzug einen warmen braunroten Ton gewinnt. Den der Volkskunst geläufigen Motivenschatz beleben die Maler durch die Anbringung kleinerer Zierfriese mit Jagdszenen, fremdländischen und Fabeltieren usw. Der Bau der Kästen im Besondern ist einfach, klar und straff. (Auch Abteil IV enthält einige Alpacher Stücke.) Der stattliche Barockofen stammt aus einem Bergwerkshaus vom Jochberg, zwischen Kitzbühel und Mittersill.

RAUM IV.

Alpacher und Vorarlberger Möbel, Montafoner Getäfel.

Im Vorraum sind durch einen Zillertaler Ofen aus dem 16. Jahrhundert, mit graphitierten Tafel- und Halbzylinderkacheln, zwei Tischwinkel abgeteilt. Einerseits ein schlichter eingelegter Tisch aus dem Oberinntal 1806, mit Stühlen aus dem gleichen Umkreis, andererseits reicher furnierter und eingelegter Tisch aus dem Montafon, Vorarlberg, mit eingelassener Schieferplatte, dazu Nordtiroler Stühle mit Rundlehne. An der Schalwand des Getäfels alpenländische Hinterglasbilder. Das **Montafoner Getäfel** mit farbiger Schnitzverzierung der gefelderten Decke, schließt eine Schlafstube in sich, wie sie für die hohe Wohnkultur dieses Gebietes vielerorts bezeichnend war und ist. Es zeigt zusamt den beschnitzten Türen, und dem wenig tiefen Wandschrank Einfluß des Zopfstils, wogegen Bett und Truhen bäuerliches Barock darstellen.

RAUM V.

Links: Mobiliar eines kleinbürgerlichen Schlafzimmers der Villacher Gegend, Kärnten.

Die ziervolle Verwendung der Einlegearbeit geht wohl auf den hier wie auch in Krain in älterer Zeit stärker wirksamen italienischen Kunsteinfluß zurück. Die große Stehuhr besitzt ein Spielwerk für einige ländliche Weisen. **Rechts:** farbiger Kasten aus dem Pustertal, gegenüber Zillertaler Kasten mit zarter Landschaftsmalerei im Stile des Rokoko, dazu ein flott gemalter Majolikaofen gleicher Zeitstellung.

RAUM VI.

Oberinntaler Stubengetäfel, Gegend von Landeck.

Der Zierstil des ganzen Gebietes entspringt einer ländlichen Hochblüte der Spätrenaissance, man beachte die prächtig geschnitzte Mittelrosette der in harmonischen Maßen einfach gefelderten Decke, die schöne Türverkleidung mit eingebautem Waschkasten und die zierliche Gitterbekrönung des Schlafabteils. Daneben ist ein Schrank wandfest eingelassen, wie dies bei all diesen ursprünglich als Blockwürfel in das Haus eingebauten Stuben die Regel war. Die Truhe an der Fensterwand zeigt die gleichen Zierformen. Im Oberinntal waren um 1700 ganze Geschlechterfolgen von namhaften Schnitzern (Holzbildhauern) ansässig, zu denen auch die Familien der Lechleitner und Prandauer gehörten, zwischen denen ein Ehebund durch die Inschrift auf dem Türsturz bekundet wird: „Jesus Nazarenus Rex Judeorum, Johannes Lechleitner, Magdalena Prantauerin 1700“. Auch der berühmte Barockarchitekt Jakob Prandauer ist aus diesem Kreis hervorgegangen.

RAUM VII.

Einrichtungsstücke für Küche und Milchgaden (Keller), zumeist aus dem Pustertal, Tirol.

So wie die mit luftiger Gittertür versehenen Wandkästchen dienten auch die „Almer“ (von lat. armarium, „Schränk“ für Bücherrollen), romanische und frühgotische Formgebung bewahrende Giebelschränke den Bauern im Pustertal letzthin als Milchkasten, während die dem gleichen Formenkreis zugehörigen Satteldachtruhen als Mehl- und Getreidetruben in Verwendung blieben. Bezeichnend für den Kulturumkreis des Pustertales sind auch die ge-

waltigen Tellerplatten, die auf einer entsprechend geräumigen „Schüsselrem“ Platz gefunden haben. Einige in Anreißtechnik, bezw. mit linearem Kerbschnitt verzierte Truhen aus dem Oetztal (den zwei übereinandergestellten Stücken fehlen die Untersatzrahmen), eine v. J. 1545, zeigen ein Nachleben gotischen Zierstils in diesem verkehrsärmeren Nebental. Hierzu altertümliches Wirtschaftsgerät, wie Nudeldrucker, Flachsbrecheln. Im **Nebengang links** hat eine sogenannte Fastenkrippe, Kästchen mit Schnitzgruppen, den Leidensweg Christi darstellend, Platz gefunden. Im **Gang** gegen den Eingang zu: Einzelstücke der bäuerlichen Hauseinrichtung und Wirtschaft: Wandkästchen aus Engadiner und Oberinntaler Gefäßen, Truhen aus Alpach und Oberösterreich, interessant bemaltes Bett aus der Umgebung von Steyr. Bett aus dem Pinzgau mit reicher Schnitzverzierung, geschnitzte Faßböden und Bodenteile aus dem Burgenland und anderwärts usw. Die aufgehängten, aus Schwemmhölzern gebastelten Phantasiedrachen und Fabeltiere waren der Giebelschmuck eines Hauses nächst Gastein in Salzburg. (Vergl. auch **Raum XIII** jenseits des Ganges.)

B. Adria- und Balkanländer.

RAUM VIII.

Italienisches Küstenland.

Einrichtung einer Wohnküche im italienischen Küstenland, Istrien. Im ganzen Umkreis der romanischen Hauskultur ist die Küche mit Kaminherd zum Hauptwohnraum erhoben worden, wo auch Truhenmöbel Platz fanden. Die ausgestellten dunkel gebeizten Stücke mit flach gekerbtem Anreißmuster sind wahrscheinlich Görzer Erzeugnis. Den karpathenländischen Formen entspricht eine kleine Truhe der Aromunen vom Čepicsee mit Schindelfügung der Wände. Das Herdgerät besitzt vielfach künstlerischen Charakter, so die reich geschmiedeten Rahmenböcke mit drehbaren Kesselschwingen, die getriebenen Kupferkessel; auch die Majolikakrüge, meist am Bord des Kaminmantels aufgestellt, bedeuten künstlerischen Schmuck des Raumes. Man beachte die Behelfe für den Fischfang, Harpunendreizack, Austernkratzer, Garnschlauchreuse. Die Schiffsmodelle sind Votive glücklich heimgekehrter Seeleute. Als Istrianer Küche mit tellergeschmücktem Kamin eingerichtet ist **Raum XXII**. Hier auch Handmühle aus Cherso.

RAUM IX.

Adria- und dinarische Karstländer Jugoslawiens.

Die sehr altartige seit dem frühen Mittelalter von der slawischen Völkerwelt aufgenommene Kultur Südosteuropas steht in den Adrialändern seit den Tagen des Altertums unter dem zivilisatorischen Einfluß der italienischen Gegenküste, wobei die Handelsbeziehungen mit der Republik Venedig auf die volkskünstlerischen Hausindustrien starken Einfluß übten. In den Binnenländern überwiegt die oströmische, in den städtischen Mittelpunkten von den Türken und Mohammedanern zum Teil weitergeführte, zum Teil überschichtete Kulturüberlieferung in Haus, Handwerk und Kunst. **Kasten 1.** Trachten aus Istrien und von den Quarnerischen Inseln: Tschitschenpaar in sehr einfacher Tracht vom osteuropäischen Typus. (Die Tschitschen sind im 16. Jahrhundert als aromunische Wanderhirten zugewandert.) Frauentracht aus Dignano nach italienisch-westlicher Art, ebenso Paar aus Cherso (Mann mit halblanger Hose, Jacke, Weste und rotem Gürtel sowie Mütze nach Schifferart) und Frau von der Insel Meleda. Als Wandbehang bunt gemusterte Wirkschürzen aus Dalmatien. **Kasten 2.** Kroatische Frauen-(Sommer-)tracht von Brinza, Savegebiet, Frauen- und Männertracht aus dem Velebit, ein zweites Paar aus der Umgebung von Zara, Frauentracht aus dem Brenotale bei Ragusa-Dubrovnik. Scharlachroter Mantel eines Herzegowzen (an Festtagen getragen), Mantel eines Hodscha, rote am Rücken bestickte Männerjoppe von Kotor (Cattaro); Bandwebstuhl für Brettchen- und Zettelweberei, Bosnien, gemusterte Strumpfsocken. **An der Rückwand** bunt gewirkte Schürzen aus den Karstländern, Serbien und dem Banat. **An den Wänden ringsum** lebensvolle Bilder des Malers Melinghello mit Volksszenen und Volkstrachten aus Dalmatien. **Wandrahmen bei Kasten 1.** Jacken und Westen mit reicher Schnurstickerei, Süddalmatien, gewirkte Gürtel mit Emailschiößen. **Pult 3.** Breite, mehrfächerige Gürtel, Kniebänder, Viehsalztaschen mit Zinnstiftenbeschlag von den Hirten des Velebit, Frauengürtel mit großen Karneolen, zumeist Südmontenegro. **Wandrahmen 4.** Hemden von der Insel Pag (Pago), mit zierlichen Bruststeinsätzen in Nähspitzenarbeit (Reticella), dergleichen Schmucktücher mit reichverzierten Enden. **Pult 5.** Westen (Toke) mit metallischem Brustschmuck, kleines Metallgerät. **Wandrahmen 6.** Gestickter Hemdrock der Frauen, Umgebung von Jaice, Frauenkopftücher, Bosnien. Die roten

Randstreifen haben ebensowohl wie die mit Sinnbildern durchsetzten Stickereien, die Klappermünzen, blauen Perlen usw. übelabwehrende Bedeutung. **Pult 7.** Patronentaschen, Fettbüchsen, Amulettkapseln aus Metallguß. **Wandrahmen 8.** Hauben mit Seidenstickerei (Granatapfelmuster), Nordbosnien, gewirkte Gürtel, ferner gestickte Besätze von Frauenröcken, Dalmatien. **Oberhalb** geschnitzte Mastbekrönungen (Windfahnen) nach Art der Fischerboote von Chioggia — die im Quarnero die Fischerei ausüben. — Sie zeigen auf taubenförmigen Schiffsteil einen Mann mit Steuerrad (Windrose), das Marterkreuz und die Schifferheiligen Felix und Fortunatus (man denke an das Dioskurenpaar!). Von den Töpferarbeiten (**Aufsatz 9** und **Pult 10**) bewahren die unglasierten und rotbraun bemalten Vasen, Krüge und Schüsseln aus Bosnien Erinnerungen an vorgriechische Formen und Ziermotive. In den Adrialändern finden sich einfache Altformen und Glasurware volkstümlichen Charakters neben apulischer Einfuhrware, (unglasierte Amphoren u. dgl.) (auf Kasten 1 und Raum IX b, Kasten 3) in deren Formgebung und Technik noch unverkennbar antike Ueberlieferung fortlebt. Die Majolikaerzeugnisse sind durchwegs italienischer Herkunft. In den inneren Balkanländern haben, wie vorweggenommen sei, heimische Formen unter orientalischem Stileinfluß mehrfache oft bizarre Umbildungen erfahren. (**Raum IXb, Pultaufsatz 2.**) Im Gehen und Stehen spinnen die Frauen im ganzen Gebiet die Wolle mit Handgeräten. Die Spinnstöcke ringsum verteilt (bei **Kasten 2** und **Wand 11 — 12** fortgesetzt in Raum IX b) weisen zierliche Schnitzarbeit bei landschaftlicher, teilweise ethnographisch bedingter Verschiedenheit der Grundformen auf. Die kleineren (Faden-) und größern (Garn-)Spindeln, ferner Wickelspulen für Stickseide, Strickhölzer, Mangelbretter und anderes in den **Pulteinheiten 10.** Sie sind vielfach Minnegaben der als Hirten tätigen Burschen, die in Nordbosnien auch die aus Vollem geschnitzten Becher, zierliche Spiegelbehälter, Wetzsteinkumpfe nach westlicher Art fertigen. Auch Rasierzeugschachteln, Hochzeitskästchen sowie die Weibrostempel gehören in den Kreis dieser altherkömmlichen Volkskunst, man beachte auch die Dudelsackpfeifen, Doppelflöten und Hirtenpfeifen auf der Gegenseite, wo sich zu dem allerhand kleineres Gebrauchsgerät für Haus und Wirtschaft befindet. Zum persönlichen Gebrauch bestimmt sind weiters Pfeifen und Feuerzangen für die Männer zusamt feststehenden Messern, und Einschlag-

messer mit Anhängeketten für die Frauen. In den **fensterseitigen Pulteinheiten**. So prunkvoll und zierlich Trachten, Schmuck und persönlicher Besitz in Erscheinung treten, so ärmlich mutet allenthalben die Hauseinrichtung an. Neben den gebräuchlichen halbhohen Stühlen mit runder Lehne, sind die hohen Ehrenstühle sichtlich unter zivilisatorischen Einflüssen des Westens entstanden (**bei Pult 10**). Teigmulden, Metallgerät, Brotbackschaufel (Lopar) und Wetzsteinkumpfe leiten schon zum nächsten Raum über.

L. H. Fischer: Die Tracht der Tschitschen. Zeitschr. f. österr. Volksk. II, 6 ff.

RAUM IX a.

Wand 1—3 und gegenüber 4. Truhen mit wenig abgewandelter Flachschnitzerei, Bosnien und Dalmatien. Hängewiege, Dalmatien, Kufen-(zugleich Trag-)Wiegen, Nordalbanien, Holz-, Korb- und Kürbisbehälter verschiedenen Gebrauchs aus den Karstländern. An der Wand rechts eine Folge von „Guslen“ (einsaitigen Instrumenten mit knopfförmigen Endknauf) zur Begleitung der epischen Heldengesänge der Südslawen.

RAUM X.

Jugoslawien (Fortsetzung).

Wandrahmen 1—4. Frauenhemden und Kopftücher mit reicher Stickerei aus Dalmatien und der südlichen Herzegowina. Hervorzuheben die prunkvollen Brauthemden (Oberteile) von der Insel Uljan bei Zara. **Kasten 3.** Frauentracht mit reichem Gehängeschmuck aus der Krivošćie und Frauentracht aus dem Konavljetal bei Ragusa-Dubrovnik. Darüber gesticktes Hochzeitstuch, Bosnien. In den **Pulten 2, 3, 5—8.** Frauenschmuck aus Jugoslawien. Die Dalmatiner Schließen usw. weisen vielfach noch frühmittelalterlichen Charakter auf, wogegen die innerbalkanischen Formen einen eigenen Mischstil zwischen Barock und altorientalischer Formgebung ausgebildet haben. Der Klapperschmuck bewahrt noch ganz altmitteländischen Charakter. Weiters **Pult 8.** Votive, Amulettschnüre, Andachtsbilder u. dgl. **Wand 9.** Gegossene und ziselierte Kleider- und Gürtelschließen, getriebene Arbeiten, Lederarbeiten mit Nietenbesatz. **Wand 10.** Südslawischer und orientalischer Schmuck. Leihgabe von Baron **Milan Turkovic-Kutjevski**. Eine Reihe von Trachtenbildern aus Dalmatien und Montenegro.

Reich geschnittzte Brauttruhen mit Zypressenmuster, wahrscheinlich in Skutariner Werkstätten erzeugt.

L. Schinnerer: Einiges über bosnisch-herzegowinische Strick- und Häkelarbeiten. Zeitschr. f. österr. Volksk. III, 13 ff.

N. Bruck-Auffenberg: Dalmatien und seine Volkskunst. Wien, (v. J. 1912).

RAUM IX b.

Jugoslawien (Fortsetzung).

In Wandrahmen 1. Frauenkopftücher mit farbenprächtiger Wirkstickerei in Seide und ähnlich gearbeitete Frauenhauben aus Kroatien, Umgebung von Agram. **Pult 2.** Reich gestickte Schmuck- und Handtücher sowie Brautleintücher aus Bosnien, Serbien und Albanien, wo sie von den Frauen hausgewerblich oder als Damenarbeiten in den Harems hergestellt werden. Ueber Keramik und Spinrocken' vergl. das in Raum IX Gesagte. **Wandkasten 3.** Puppenfigur einer serbischen Braut mit reicher Kleidung, ärmellose Ueberkleider (Žubun) der Bäuerinnen im alten Königreich Serbien. Montenegrinische Männertracht aus dem Gebirge aus weißer Schafwolle, mehr modisch bestimmte Tracht aus der Gegend von Cetinje. Frauenjacken und Ueberkleider mit reicher Goldstickerei, Nordalbanien, scharlachroter Mantel mit prächtiger Seidenstickereien an Kragen und Schultern der Katholikinnen in Skutari, interessante Guslen aus Montenegro und Nordalbanien. **Neben dem Kasten.** Schwerer Kapuzenmantel aus braunem Loden von den Schiffern in Grado, Hirtenmantel, Montenegro. An der **Wand 4.** Rahmen mit Aermel und Bruststickereien von Frauenhemden vom Amselfeld. Die die Fensterwand in IX und IX b begleitenden äußerst klaren Zeichnungen des Akad. Malers Leop. Forstner veranschaulichen u. a. Backofen, Speicher, Mühlen, Webstühle verschiedener Bauart aus Serbien und Albanien. (Fortsetzung in Raum X.)

RAUM X.

Albanien.

Altertümliche und primitive Arbeitsbehelfe, wie sie in den Balkanländern mit geringeren Abwandlungen verbreitet sind, auf den Untersätzen an **Wand 1—3.** Spinn- und Spulräder, Zupfbogen für Baumwolle, Tischbrett zur Filzbereitung für die Fezerzeugung, Backteller und Backglocken für Maisbrot, niedriges Töpferrad, Bosnien, urtümlicher Schlauchblasebalg für Goldarbeiter, Huf-

schmiedewerkzeug, Feuerböcke, Drehbank mit Fußbedienung und Röhrchenbohrer für Drechsler, die damit selbst kunstvolle Zigarettenspitze herstellen. (Vergl. **Pult 4**) Hier ferner allerhand Handarbeiten und Spitzen, häusliches Erzeugnis unter italienischem Einfluß, Käppis der Männer usw., an der **Wand** Spinnrocken. **Fenstertisch 5.** Kupfer- und Metallgeschirr, Wasserkrüge, großer Taufkrug mit figuralem Fries, Valona, die als Eßtische auf niedrige Roste gestellten verzinnnten und gravierten Kupferplatten sind unter den **Pulten** und an den **Wänden** verteilt. Vergl. auch das hölzerne Eßtischchen. **Pult 6.** Filigranarbeiten, wie sie die albanischen Silberschmiede bis nach Mitrovica und Pristina hin verfertigen, neben dem altartigen Bronzeschmuck der Bergstämme, wie dieser auch auf den Wandbrettern (**bei 2**) Platz gefunden hat. **Kasten 7.** Frauentracht aus dem Gebirge nördlich von Skutari (Malcija, die Bewohner Malissoren), mit charakteristischem Glockenrock und überreicher Schnurbenähung der Jacke. Frauentrachten aus der Zadrime (Drinebene) mit gefältelem Schurzrock und aus Schkrelj. **Auf der Gegenseite:** Tracht aus der Mirdita, Männertracht Nordalbanien. Dazwischen schwarze Kurzjacke (Džurdin) aus Mittelalbanien, **auf dem Boden** Strukas (Ueberwürfe) der Frauen von Nordalbanien. **An den Wänden ringsum:** Fortsetzung der Zeichnungen von Maler L. Forstner (interessante Architekturaufnahmen, Trachtenbilder), ferner Aquarelle von Oberbaurat R. Thier.

RAUM XII.

Osteuropäisch vergleichende Gruppe.

Wenn auch nicht ausgebaut, vermag sie doch einigermaßen der Veranschaulichung der aus West und Ost sich durchkreuzenden Kultureinflüsse in Ungarn, den Balkanländern und dem Vergleich dieser mit russischem und finnischem Volksgut im Osten zu dienen.

Kasten 1. Tracht einer Mordwinenfrau, großrussische Hauben und andere Trachtenstücke. **Kasten 3.** Mazedonische Frauentrachten von Prilep und Prisren, bulgarische Hemdröcke mit reicher Stickerei-verzierung usw. **Wandrahmen 6.** Bulgarische, russische und griechische Wirkstickereien. **Pult 2.** Graviertes Stierhorn, Stockhacken, kleinere Holzarbeiten aus Ungarn — unter westlichem Einfluß stehend. **Wand 4 und 5.** Ungarische Bauernkeramik, kleinere russische hausgewerbliche Arbeiten. Ältere Truhen in Sarkophagform

mit Anreißmustern, Truhentisch von gothischem Formcharakter. Bei **Wand 6** Faschingslarven deutscher Kolonisten des Banates. **Kasten 7.** Siebenbürger Fayencekrüge, zum Teil wohl Einfuhrwaren aus dem Westen.

C. Fortsetzung der Stubeneinrichtungen und vergleichende Sammlungen.

RAUM XIII.

Südtirol.

Getäfelte Wohnstube aus dem Plattnerhofe in Kurtatsch bei Bozen. Die Täfelung samt der mit Unterzügen wohl gegliederten Decke ist vollständig erhalten, der grüne Anstrich ist allerdings wohl spätere Zutat. Die Einrichtung beschränkt sich auf einen aufklappbaren Tisch. Die Truhen mit großen Kerbschnittrosetten sind für das oberste Etschgebiet charakteristisch, in dem halbtonnenförmig gemauerten Ofen sind gotische Kacheln aus der Gegend von Riva eingelassen.

RAUM XIV.

Egerland.

An Schlafgelegenheiten ein Himmelbett und eine der im Egerland gebräuchlichen vierfüßigen Stehwiegen. Die Bemalung des Bettes, ferner des Eckkästchens und des einen Wandkastens zeigt modische Paare aus der Empirezeit, wogegen der stark städtisch beeinflusste Tisch und der mit Säulen versehene Kasten, ebenso wie die Truhe, Blumen- und Vasenmotive in unterschiedlicher Abwandlung aufweisen. Es handelt sich hier wohl um zweierlei Werkstattbetriebe. Volkskünstlerische Eigenart bekunden vorzüglich die Stühle mit Rundlehne, deren Sprossen aus den Figuren eines Hochzeitsgeleites gebildet werden, wie es auch die alten farbigen Hochzeitsbilder des Egerlandes in ständiger Wiederholung zeigen.

RAUM XV.

Mähren (Flachlandstube aus Markt Mohelno).

Der bäuerliche Wohnstil folgt hier seit Jahrhunderten der westlichen Kulturentwicklung und ist darin dem deutschen Wohnwesen allerstärkstens angenähert, wie dies auch die hier ausgestellten Möbel, der im Empirestil bemalte Kasten, Tisch und Eckbank samt dem Krug- und Tellerbord veranschaulichen.

RAUM XVI.

Mähren (Slowakische Stubeneinrichtung aus Groß-Blatnitz).

Auch die in diesem Raum gezeigten Stücke zeigen westeuropäischen Stil, für den besonders auch der grüne Kachelofen charakteristisch ist. Man beachte die Anbringung des Bettaufsatzes am Fußende, um darauf den malerischen Schmuck besser zeigen zu können, an Stelle des Storches erscheint auf der Wiege der Rabe als Kinderbringer. Der bunte Bilderschmuck oberhalb der Bank ist eher noch ausgiebiger zu denken. Die über dem Bett hängenden Bilder von dem Ende des 19. Jahrhunderts verstorbenen Dorfmaler Han in Groß-Blatnitz stellen den hl. Antonius mit der Wallfahrtskirche auf dem Antonsberge bei Groß-Blatnitz, Mariä Krönung und Maria als Himmelskönigin, schließlich den heiligen Florian vor.

Eine verwandte Stubeneinrichtung aus dem deutschen Kulmländchen zeigt **Raum XXIXb**.

RAUM XVII—XVIII.

Altertümliches Herd- und Beleuchtungsgerät. — Jüdische Sammlung.

Raum XVII. Eine überreiche Zahl von Bratrosten, Dreifüßen und vielfach reich geschmiedeten Pfannknechten **auf den Untersätzen** veranschaulicht die örtliche und stilistische Vielgestaltigkeit dieser einfachen Zweckformen, ebenso wie auf den **Wandgestellen** die Typenreihen von einfachen gedrehten Kellerleuchtern, geschmiedeten Leuchtern, Holzständern, Messingleuchtern von ungleichmäßig wechselnder Profilierung bei eher einförmigen Aufbau, endlich gewöhnlichen gelöteten Eisenblechleuchtern, die bei aller Geringwertigkeit des Materials, doch eine recht originelle Formsprache bekunden. Auf dem **Stufenaufbau** Oellampen aus dem Adriagebiet, sogenannte Florentinerlampen, gedrehte Messinggußleuchter mit Glockenfuß, Bosnien usw. **Raum XVIII.** **Auf den Untersätzen:** Feuerböcke aller Art, **an Wand gegenüber** dreifüßige Bratböcke zum Auflegen der Spieße, Bratmaschinen mit Uhrantrieb zum Drehen derselben, in den **Fensterbänken** Rahmenböcke aus den Adrialändern. Auf den **Wandgestellen** 1 kunstvoll geschmiedete Klemmleuchter, Klemmscheren für Wachsstöcke, Kerzengußformen und Schusterkugeln, Laternenformen, **gegenüber Wand** 3 Leuchtröste, Pretschleuchter für Unschlitt, Lampenformen römischer Art (Bergmannslampen). **Wand 4.** Unterschiedliche Formen von Spanklemmern — solche auf Fußständern und Gestellen unterschiedlich

verteilt im Raume — nebenan tönerner Leuchthut und Speckhänge mit Hakenkränzen. Ein Großteil der für die Geschichte des Beleuchtungswesens grundlegend gewordenen Sammlung ist von weiland Oberstleutnant L. v. Benesch zusammengebracht und Leihgabe des Kunsthistorischen Museums. **Kasten 5** zeigt eine nicht unansehnliche Sammlung Judaica, Leuchter und Zinnschüsseln für die rituellen Feste, Gebetsriemen, Beschneidungsmesser in schnitzverziertem Kästchen, Räuchertürmchen usw. **An Wand 2 samt Fenstern.** Hobel für die Kienspäne, zu deren Herstellung auch die in der **Durchfahrt** stehende Drehbank dient, volkstümliche römische Marktwaagen, Einbaumtruhe aus einem vollen Stamm gehöht, aus dem Mühlbachtale bei Bruneck.

L. v. Benesch: Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts. Wien 1905.

RAUM XXIII.

Schlesische Weberstube mit entsprechendem Zubehör, aufrechtem und liegendem Spinnrad („Bock“ und „Gaiß“), Haspel verschiedenen Typs, Scheerbank, Spul- und Garnrädern, Scheer-rahmen zum Aufweifen der Kette, deren Fäden durch Lesebretter auseinandergehalten werden u. a. m. Dazu Trittwebstuhl, kleiner Bandwebstuhl mit Trittgestell und einfache Handstühlchen. Der Tisch steht auf kastenförmigem Untersatz, die Bank ist eine sogen. „Siedelbank“ mit umstellbarer Lehne.

RAUM XXIV.

Geräte für die Flachsbereitung, Riffelkämme zum Abreißen der Samenköpfe, Brechelbänke und Hecheln. Landwirtschaftliches Gerät, wie Hakenpflug, Montenegro, einfache Sohlenpflüge mit Radgestell, Krain, hölzerne Egge, hölzerne Knüppel (Bengel) als Dreschflegel, Schollenklopfer, ferner Teigtrog, große urnenförmige Vorratskörbe für Korn (Burgenland), Drehbank zum Abdrehen von Leuchtspänen aus Erlenholz, Mühlviertel, Oberösterreich usw.

In teilweiser Neuaufstellung begriffen Europäische Vergleichssammlungen.

RAUM XX—XXIX.

(Zugänglich gegen vorherige Anmeldung bei der Direktion; über die derzeitige Unterbringung unterrichtet Plan 2.)

Schweiz und Deutsches Reich. Sammlung Dr. E. Goldstern aus Savoyen (Haute Maurienne), dem Wallis und Graubünden. Alter-

tümliche Geräte der Flachsarbeit, der Milch- und Käsewirtschaft, eine reiche Sammlung von Kerb- und Rechenhölzern (Teßlen), kleiner Hausrat (Behälter in Vogelform, altertümliche Steinlampen), Spinngeräte, Tongeschirr aus Langnau und Heimberg bei Thun, figürliche Schnitzereien, urtümliches Kinderspielzeug. Ferner Betten, Wandkästchen aus Getäfel, Hauben aus Bayern, Schwaben und Nordwestdeutschland. Sammlungen aus **Piemont** (Dr. E. Goldstern). Spinnrockentypen, Kopfbänke, hölzerne Willkommbecher, Salzbehälter mit Tierprotomen, Korbformen u. s. w.

Aus der römischen Campagna und Sizilien. Spinnwerkzeuge, Hirtengerät, Ständertruhe u. s. w.

Von den Basken (Dr. R. Trebitsch). Geräte zur Flachs- und Wollbereitung, Hirtenschnitzerei, und Behelfe für die Vieh- und Milchwirtschaft, wie für die Fischerei, Herdgerät, Tongefäße, Stickerereien, Gegenstände für das Ballspiel „Schimmelreiter“, u. s. w.

Aus der Bretagne. Schrankbetten, Trachtenfiguren, Herd- und Hausgerät, geschnitzte Kapellenbalken.

Aus Schweden. Urtümliches hölzernes Gebrauchsgerät.

Vergl. Dr. E. Goldstern: Hochgebirgsvolk aus Savoyen. Erg.-Bd. XIV der Wiener Zeitschr. f. Volkskunde 1922.

A. Haberlandt: Beiträge zur Bretonischen Volkskunde. Erg.-H. VIII der Zeitschr. f. österr. Volksk. 1912.

RAUM XXX.

Weihnachtskrippen.

Ausdruck und künstlerische Gestaltung der Weihnachtskrippen läßt bemerkenswerte seelische Eigenart unterschiedlicher Volksgebiete erkennen. Feinste künstlerische Blüte offenbart die zierliche Weihnachtskrippe aus Thaur bei Hall in Tirol im Mittelgrund, ähnlich die mit vortrefflicher landschaftlicher Charakteristik ausgestattete kleine Krippe aus Italien, sowie die figürlich sehr ausdrucksvolle Nordtiroler Krippe zur Linken, wogegen an den aus Zwittau stammenden beiden Krippen zur Rechten, bei schlechter, eher etwas linkisch anmutender Haltung der Figuren, vornehmlich die Freude am Konstruktiven — die kleinere Krippe im Vordergrund besitzt ein mechanisches Spielwerk — in Aufbau und Szene zum Ausdruck kommt.

Literatur der Volkskunde.

Volkskundliche Biographie für die Jahre 1923—1924. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1929.

Zufolge des erfreulichen und sehr merkbaren Aufschwunges der volkskundlichen Arbeiten in allen Volksgebieten Europas und seiner Nachbargebiete, ist der Umfang des vorliegenden Doppeljahrganges der Volkskundlichen Bibliographie mächtig angewachsen, was die zeitliche Verzögerung seiner Herausgabe vollkommen begreiflich macht, umso mehr als die Herstellung der Register (S. 389—492) eine äußerst mühevollen und zeitraubende Arbeit darstellt. Eine Reihe neuer Mitarbeiter, für die lettische, italienische, niederdeutsche und polnische Volkskunde, haben sich in selbstloser Bemühung zu dem verdienstvollen Stabe der Mitarbeiter an den früheren Jahrgängen hinzugesellt. Ihre Namen sind im Vorwort angeführt, und jeder Benützer der Bibliographie wird sich dem dort ausgesprochenen Dank des Herausgebers auf das Wärmste anschließen. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat durch ihre freundliche Unterstützung das Erscheinen dieses Bandes ermöglicht. In Bezug auf die Anordnung des ungeheuren, außerordentlich weitverzweigten Stoffes ist nunmehr wohl die größtmögliche Uebersichtlichkeit und leichteste Auffindbarkeit erreicht. Wir schließen uns nachdrücklich dem berechtigten Wunsche des unermüdlich auf die Vervollkommenung der Bibliographie bedachten Herausgebers an, daß künftighin auch Frankreich, Spanien, Rumänien, die Tschechoslovakei, Griechenland, die Türkei und Mittel- und Südamerika durch spezielle Mitarbeiter vertreten seien. Denn die wissenschaftliche Volkskunde muß sich immer mehr zur allgemeinen und vergleichenden Volkskunde ausgestalten, und auf den gesamteuropäischen Horizont in historischer Vertiefung einstellen.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

Gotthard Niemer: Das Geld. Ein Beitrag zur Volkskunde. (Wort und Brauch, Volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in zwanglosen Heften herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Siebs und Prof. Dr. Max Hippel.) 21. Heft, Breslau, Verlag von M. und H. Marcus, 1930.

Daß das Geld, „das die Welt regiert,“ in Sprache, Aberglauben und Volksbrauch aller Völker, und so auch der Deutschen tief verstrickt ist, ließ die Absicht und den Grundgedanken des vorliegenden Buches von vornherein als recht fruchtbar erscheinen. Der Verfasser hat denn mit großem Fleiß und trefflicher Sachkenntnis alle Spuren aufgedeckt, die das Geld im deutschen Sprachgebrauch, im Glauben an die übernatürliche und zauberische Kraft des Geldes hinterlassen hat. Die Geld schaffenden Kobolde und Geister, sowie der Schatzglaube werden der Reihe nach behandelt, und in einem Schlußteil der Arbeit in besonders ausführlicher Weise die Bedeutung des Geldes in Glaube und Brauch des täglichen Lebens — bei Geburt, Taufe, Spiel und Tanz, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis — dargestellt.

Die oft recht langen Literaturnachweise bezeugen die gründliche Durcharbeitung des gesamten einschlägigen volkskundlichen Stoffes.

Prof. M. Haberlandt.

Adolf Helbok: Siedlungsgeschichte und Volkskunde. (Schriften zur Deutschen Siedlungsforschung, 2. Heft, Dresden 1928. Verlag Buchdruckerei der Wilhelm und Berta v. Baensch-Stiftung).

Die angezeigte Abhandlung ist aus einem Vortrag, den der Verfasser auf der Tagung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Speyer gehalten hat in sehr erweiterter Form hervorgegangen. Sie baut auf dem Grundgedanken auf, daß die nach geschichtlicher Erklärung strebende Volkskunde und die Siedlungsforschung sich gegenseitig vielfach zu fördern und zu befruchten vermögen. Es werden die einzelnen Teilgebiete der Volkskunde mit Durcharbeitung der wichtigsten einschlägigen Literatur daraufhin untersucht, inwiefern ihre Feststellungen zur Aufhellung der Herkunft des Siedlers, der Siedlungsausbreitung in der Landschaft und ihrer Eigenart zu verhelfen vermögen. So werden der Hausbau, das Arbeitsgerät, die Volkskunst, die Tracht, Brauchtum und Volksglauben, das Rechtsleben, die Formen der Gemeinschaft, die Heiligenkulte und Sagen erörtert, wodurch der Inhalt der Abhandlung sich zu einem sehr anregenden und vielseitigen gestaltet.

Prof. M. Haberlandt.

Eberhard Kranzmayer: Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Oesterreich. (Arbeiten zur bayerisch-österreichischen Dialektgeographie, im Auftrage der Wörterbuchkommissionen der Akademien der Wissenschaften in München und Wien, herausgegeben im Verein mit F. Lüers und W. Steinhäuser von A. Pfalz, 1. Heft). Wien und München 1929. Hölder-Pichler-Temsky A. G., Wien, Verlag R. Oldenburg, München. 100 S. Mit einer Grundkarte und elf Pausen.

Die vorliegende Schrift ist in der Hauptsache auf Grund des für das große Mundartenwörterbuch der Wiener und Münchner Akademie gesammelten Mundartgutes verfaßt; sie berücksichtigt auch die Nachbarmundarten des Baiwarischen, in erster Linie Schwäbisch und Fränkisch. Die Formen der Wochentagnamen in früherer Zeit hat der Verfasser aus einem nicht minder reichen Urkundenmaterial zusammengetragen; dadurch wurde nicht nur eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Untersuchung der Namen ermöglicht, deren Ergebnisse auf den beigelegten übersichtlichen Karten zu sinnfälliger Darstellung gelangten. Lehrreiche Bemerkungen über die Verwertbarkeit des mittels Fragebogen erworbenen Materials und über die Art der Benützung der Urkundendaten gehen voran. Im zweiten Teil werden die Namen der einzelnen Wochentage der Reihe nach in ihren gegenwärtigen mundartigen Lautungen besprochen und mit den Urkundenformen verglichen. Ein Ergebnis als Beispiel: Neben dem weitverbreiteten Montag kommt im Westen des behandelten Gebietes eine umgelautete Form von Mäntag vor. Die Betrachtung des geschichtlichen Sprachgutes führt zu der überraschenden Feststellung, daß einst diese Umlautform das ganze baiwarisch-schwäbische Gebiet mit dem südlichen Franken beherrscht hat. Die

umlauflose Form Montag, die jene verdrängte, wurde vermutlich durch die Kaiser und Fürsten aus den mittleren Rheinlanden bei uns eingeschleppt. Der dritte Teil der Abhandlung behandelt die Herkunft der Wochentagnamen. Alle diese Namen sind in der Spätantike, etwa im 4. Jahrhundert, bei uns aufgekomen. Ein Teil ist dem Vulgärlateinischen nachgebildet (Dienstag, Donnerstag, die norddeutschen Bezeichnungen Wodans- und Satertag), ein anderer Teil (Ergetag, Pfinztag) ist durch gotische Vermittlung aus dem Vulgärgriechischen zu den Baiwaren gewandert. Bezüglich der Etymologie von Erhtag und Pfinztag, die heute noch als Eigenart der baiwarischen Mundart weiterleben, folgt der Verfasser den unanfechtbaren Deutungen R. Muchs. Ersteres ist das gr. Areos hemera, mit dem Namen des Arius ins Got. übersetzt und ahd. zu Ariotag, Ergetag geworden; letzteres ging aus einem vorahd. Pintatag hervor, das über das Gotische als ein Lehnwort aus dem Griechischen (pempte „der Fünfte“) eingewandert ist.

Die Abhandlung spricht durch klare, knappe Beweisführung und den Gebrauch deutscher Fachausdrücke an, wodurch sie — bei aller Wissenschaftlichkeit — auch für weitere Kreise benützlich wird. Sie gibt ein eindrucksvolles Bild von der erstaunlichen Formenfülle unserer Mundarten und gewährt einen tiefen Blick in das innerste Leben unserer Sprache überhaupt und ihrer Entwicklung.

Dr. Eduard Weinkopf.

Richard Hennig: Abhandlungen zur Geschichte der Schifffahrt. Jena, Gustav Fischer 1928. 171 S.

Die Geschichte des europäischen Verkehrs wollte schon V. Hehn von der Geschichte der europäischen Kultur nicht trennen. Ohne die Stellungnahme des Verfassers in allen Einzelfragen der Erschließung des antiken Weltbildes überprüfen zu wollen, — in strittigen Dingen läßt er Gründe und Gegengründe mit einer in der heutigen Kulturwissenschaft nicht immer befolgten Sachlichkeit zu Worte kommen — möchten wir als für die Volkskunde belangreich hervorheben Abschnitt IV: Die Ostsee im Verkehrsleben des Altertums und frühen Mittelalters sowie VI: Schiffstragplätze und Schleppwege. Die Meinung, daß die handelskundigen Nord- und Südländer die Küste von Ostsee und Mittelmeer in vorgeschichtlicher Zeit wechselweise auf keinen Fall noch geschaut hätten, möchten wir angesichts der von O. Almgren so schlagend nachgewiesenen Entsprechungen nordischer Felszeichnungen mit ägyptischen und anderen mittelländischen kultischen Darstellungen allerdings nicht teilen. Alles in allem erfreut der frische auf die tatsächlichen geographischen und physischen Gegebenheiten gerichtete Blick, der wo nötig philologischer Interpretation zur Klärung verhilft.

A. Haberlandt.

Johannes Künzig: Schwarzwaldsagen. (Alemannische Stammeskunde I). Aus der Stammeskunde deutscher Landschaften herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. 383 Seiten mit 35 Tafeln und 34 Abbildungen im Text. (Eugen Diederichs, Jena 1930).

Ein glücklicher Gedanke ist es, das Sagengut des deutschen Volkes nicht als pseudogeschichtlichen Schulstoff ein weder sachliche Erkenntnis noch Phantasie ausreichend stillendes Dasein fortfristen zu lassen, sondern

es als naiven Lebens- und Landschaftsspiegel auszudenken, der seine Bilder aus dem Volksgeist selber empfängt. Zugleich fördert die Sammlung den zeitgemäßen Ausbau alter Sammel- und Aufnahmestätigkeit der Grimmschen Richtung zur erforderlichen landschaftlichen bzw. flächenhaften Vollständigkeit, wobei kritische Auswahl und die anmerkungsweise übersichtlich zusammengefaßten Belege für die einzelnen Motive die wissenschaftliche Benützbarkeit jedes Buches bestens gewährleisten. Ist die Bildausstattung zudem in jedem Band eine so geschmackvolle und reiche wie in den vorliegenden, der zur Besprechung angezogen wurde, dann wird Lesen und Lernen zum Genuß, den wir besonders der natur- und wanderfrohen Jugend angelegentlich anempfehlen möchten. Den Oesterreicher werden die Böhmerwaldsagen und die angekündigten Bayrischen, Schweizer und Steirischen Sagen (diese von V. Geranib) wohl zu allernächst interessieren.

A. Haberlandt.

Anton Mailly: Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. Kleine historische Monographien. Herausgegeben von Nikolaus Hovorka, Nr. 19—20, 251 Seiten mit 26 Holzschnitten und Einband von Rose Reinhold. (Reinhold-Verlag, Wien 1929).

Der sagenkundige Verfasser bietet hier in ansprechendster Ausstattung — der kräftige klare Druck sei besonders hervorgehoben — eine reiche Anzahl von Beispielen alter Rechtshandlungen, die sich im Gewand der Sage und im Volksbrauch zumeist klar überliefert zeigen. Vom Umschreiten des Landes und Weisen seiner Grenzmarken durch Wurf geleitet der Verfasser klug zu den Gründungslegenden vom verwehten Schleier und baut auch sonst selbständig auf dem Untergrunde Grimmscher Forschung weiter, wobei ihm Einstellung auf das bisher weniger bekannte österreichische Stoffgebiet bemerkenswerten Ertrag bringt.

A. Haberlandt.

Dr. St. von Györfy: Das Bauwesen der Hirten im ungarischen Tiefland. (Uebersetzt von G. v. Laszló). Mitteilungen der Kommission für Heimatkunde der wissenschaftlichen Gr. St. Tisza-Gesellschaft in Debreczen. Bd. IV. H. 13—14, 1927, 124 Seiten mit 157. Abbild.

Mit vortrefflicher Gründlichkeit werden hier die urwüchsigen Bauten für Vieh und Hirten behandelt, die uns als Windschirme, Kegeldachhütten, Satteldachhütten so ungemein primitiv anmuten, in Wahrheit aber nach Anlage und Ausbau durchaus sinnreiche Zweckformen sind, die — in gewisser völkischer Unterschiedlichkeit an dieses Gelände seit alten Tagen gebunden sind. Der Text setzt sich klar mit den geschichtlichen Nomadenbewegungen und der Erstarrung dieses Lebenskreises mit zunehmender Kultivierung des Gebietes auseinander, das ihm seinerzeit fast unbegrenzt offen stand. Die Entwicklung der Stallwohnungen in den festen Siedlungen des Tieflandes gewinnt damit einen organischen Unterbau.

A. Haberlandt.

Dr. Sigmund v. Batky: Hirtenschöpfkellen. 24 Seiten mit 16 Tafeln. Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums VI. Budapest 1928.

Verfasser unterscheidet zunächst die aus Rinderhorn geschnitzten Becher der ungarischen Hirten, die mit östlichen Formen verwandt sein

mögen aus, doch bringt er Belege für den Osten nicht bei, ebenso verhält es sich mit der Sache „csanak“ (Gefäß oder Schöpflöffel). Vielmehr geht hier aus der Verbreitung in den Randgebirgen Ungarns und in den jugoslawischen Waldgebirgen zusammen mit älteren und neueren Vorkommnissen in Griechenland die Zugehörigkeit zu einem Lebenskreis von Menschen hervor, die mit Wald und Natur vertraut, als Hirten, Feld- und Waldhüter oder Jäger alte überlieferte Formen mit geringen Abwandlungen in ziemlich klarer landschaftlicher Besonderung beibehalten haben. Aus der ethnisch, wie kulturgeographisch und typologisch gleicherweise etwas mangelhaften Anordnung der Einzelstücke auf den Tafeln geht dies stellenweise nicht mit der wünschenswerten Klarheit hervor, der Fachforscher muß sich die Dinge gleichsam neu verzetteln, wird aber dann umso sichereren Gewinn aus den Textbemerkungen ziehen.

A. Haberlandt.

Franz Oelmann: Hausurnen oder Speicherurnen? Bonner Jahrbücher, Heft 1. 34 Seiten. — 39 Seiten. 46 Abb., 1930.

Die Hausurnen der europäischen Vorgeschichte stellen Speicher und Speicherhäuser vor, dieser sicher richtige und von dem Verfasser in knapper gerundeter Beweisführung glücklich belegte Gedanke erhebt die vorliegende kleine Schrift zu einer bedeutsamen Richtigestellung lange fortgeerbter wenn auch immer nur beiläufiger Theorien zur Vorgeschichte des europäischen Hausbaus. Heute noch werden in Südostasien die Gebeine der Toten in Speicherhäuschen aufgehoben, was inhaltlich sich den formalen Belegen noch ergänzend zur Seite stellt, die Licht auch auf Wesen und Art der mykenischen Kuppelgräber werfen.

A. Haberlandt.

Handbuch der Frankreichkunde. Zweiter Teil. Mit Beiträgen von O. Graeetoff, B. Groethynsen, K. Hilpert, R. Meerwarth, R. Müller-Freienfels, F. Neubert, W. Schäzel, F. Schürr, O. Völker und E. Wahle. 1930. Verlag von Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Wiewohl die vorliegende Frankreichkunde keinen ausdrücklich der französischen Volkskunde gewidmeten Abschnitt aufweist, wie dies in ausgezeichnete Weise in der „Englandkunde“ der Handbücher der Auslandskunde das Kapitel von Lutz Mackensen für England geleistet hat, wird der Volkskundler doch auch aus der großen Zahl ausgezeichnet instruktiver Abhandlungen, die den vorliegenden Band füllen, mannigfachen Gewinn ziehen. So gleich aus dem ersten Kapitel, das die vor- und frühgeschichtlichen Grundlagen der französischen Geschichte in der Darstellung E. Wahle's behandelt, so desgleichen in den Abschnitten über die französische Volkswirtschaft, das französische Recht, die französische Gesellschaft und die französische Kunst, aus denen allen auch der auf die Volkskunde eingestellte Leser vielerlei Belehrung empfängt. Immerhin wäre sehr zu wünschen, daß in den weiteren Bänden der Auslandskunde regelmäßig ein speziell volkskundlicher Abschnitt von zuständiger Seite beigeleitet werde.

Prof. A. Haberlandt.

Hofrat Dr. Michael Haberlandt's 70. Geburtstag.

Am 29. September 1930 vollendete unser Vereinspräsident Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt, unermüdlich für das Museum für Volkskunde tätig, sein 70. Lebensjahr. Zahlreiche Beglückwünschungen sind ihm aus diesem Anlaß zugemittelt worden, die vielfach auch dem Aufbau seines Lebenswerkes, des Museums für Volkskunde, das nun wohl einer gesicherten Zukunft entgegengeht, galten. Ein sehr anerkennendes und freundliches Schreiben hat der Bundesminister für Unterricht Prof. Dr. S r b i k an den Jubilar gerichtet. Es lautet:

„Zu Ihrem heutigen Geburtsfeste spreche ich Ihnen in eigenen und im Namen der österreichischen Unterrichtsverwaltung die aufrichtigsten Glückwünsche aus. Sie dürfen heute mit Stolz und innerer Befriedigung auf Jahrzehnte unermüdlicher Arbeit zurückblicken, in denen Sie Großes und Vorbildliches auf dem Gebiete der österreichischen und vergleichenden Volkskunde geleistet haben. Ihr Lebenswerk haben Sie durch die Schaffung des Oesterr. Museums für Volkskunde gekrönt, wofür Ihnen auch kommende Generationen Dank wissen werden. Mögen Ihnen noch viele Jahre des Schaffens und der Freude an dem bisher Geschaffenen beschieden sein.“

Der Gemeinderat der Stadt Wien hat ihm in der Sitzung vom 3. Oktober 1930 einstimmig das Bürgerrecht der Stadt verliehen und der Herr Bürgermeister K a r l S e i t z hat diesen Akt mit nachstehendem Schreiben eingeleitet:

„Sie feiern in diesen Tagen Ihren siebzigsten Geburtstag und dürfen an diesem Gedenktage auf eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit zurückblicken, die Ihnen bedeutende Erfolge gebracht hat.

Die Verdienste, die Sie sich als Lehrer und Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde und insbesondere um Ihre Schöpfung, das Oesterreichische Museum für Volkskunde, erworben haben, sichern Ihnen die dankbare Hochachtung der Stadt, in der Sie seit Ihrer Jugend wirken. Gern benütze ich den Anlaß, Sie neuerdings meiner persönlichen Wertschätzung zu versichern und Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln.

Mögen sich die vielen Wünsche, die Ihnen an Ihrem Gedenktage dargebracht werden, erfüllen und Ihnen Kraft und Gesundheit in Ihrem weiteren Leben treue Begleiter bleiben.“

Ebenso hat die W i e n e r U n i v e r s i t ä t durch den Rektor Prof. Dr. U e b e r s b e r g e r die wissenschaftliche Lebensarbeit des Jubilars durch folgendes Schreiben geehrt:

„Wie ich erst jetzt erfahre, haben Sie, sehr verehrter Herr Kollege, soeben die 70. Wiederkehr Ihres Geburtstages gefeiert und da ist es mir Herzensbedürfnis, Ihnen namens der Wiener Universität sowie im eigenen Namen die wärmsten Glückwünsche zum Ausdrucke zu bringen.

Mit berechtigter Genugtuung mögen Sie als Schöpfer und Ausgestalter des Museums für Volkskunde, dieser weit über die Grenzen des Vaterlandes rühmlichst gewürdigten Kulturstätte, sowie als Lehrer und Forscher auf dem Gebiete des von Ihnen so verdienstvoll vertretenen Wissenszweiges auf Ihr Lebenswerk zurückblicken. Mögen Ihnen noch viele Jahre erfolgreichen Schaffens und bester Gesundheit beschieden sein.“

So hat es nicht an öffentlicher hoher Anerkennung gefehlt, die Verein und Museum gleicher Weise wie ihrem Schöpfer und Gründer zur Ehre gereichen. Ueber ausdrücklichen Wunsch des Gefeierten ist jede öffentliche Veranstaltung des Vereines gleichwohl unterblieben. Es wurde jedoch von Seiten der Ausschuß-Mitglieder als der engeren Mitarbeiter Prof. M. Haberlandt's die am 13. Oktober l. J. anberaumte Ausschuß-Sitzung zum Anlaß einer feierlichen Begrüßung genommen, in der vor allem der langjährige Vize-Präsident des Vereines für Volkskunde Hofrat Prof. Dr. E. Oberhummer das Wort ergriff, um im kurzen Abriß der wissenschaftlichen Laufbahn M. Haberlandt's seine Tätigkeit als Sanskritist, als Ethnolog wie als Volksforscher und Schöpfer des Museums für Volkskunde zu würdigen. Auf allen diesen wissenschaftlichen Gebieten hat M. Haberlandt wissenschaftliche Arbeit bis in die letzte Zeit geleistet, wie aus seinen Veröffentlichungen auf indologischem Gebiete, aus der mehrfach aufgelegten und in vier Welt Sprachen übersetzten „Allgemeinen Völkerkunde“ in der Sammlung „Göschens“, den grundlegenden Veröffentlichungen über „Oesterreichische Volkskunst“ und dem großen Werk „Oesterreich, sein Land und Volk und seine Kultur“ hervorgeht. Wir bezeichnen es als besonderes Glück, daß sein Lebenswerk, das Museum für Volkskunde, nunmehr gefestigt dasteht und daß seine Tätigkeit eine Nachfolge gefunden hat, die auch die weitere Zukunft des Institutes verbürgt. Nach Prof. Oberhummer sprach Dr. G. K o t e k, Vorstand des Deutsches Volksgesangvereines, die Glückwünsche und die Anerkennung des wissenschaftlichen Wirkens Prof. M. Haberlandt's

durch den Deutschen Volksgesangverein in Wien aus, wobei er die seelische wie äußerliche Uebereinstimmung in dem Wirken und Kampf des Jubilars mit dem des Begründers des Deutschen Volksgesangvereines J. Pommer hervorhob. Der Deutsche Volksgesangverein hat beschlossen, aus diesem Anlaß Prof. M. Haberlandt zum Ehrenmitglied zu erwählen und ihm gleichzeitig die silberne J. Pommer-Medaille zu verleihen. Es liegt die höchste Anerkennung darin, daß beide Auszeichnungen zur gleichen Zeit dem Jubilar dargebracht werden. Herr Kammerrat H. K a n d l überbrachte namens der Kammer für Handel und Gewerbe und Industrie die herzlichsten Glückwünsche und betonte, daß es der Kammer nach ihren Satzungen nicht möglich sei, eine äußere Auszeichnung darzubringen, daß aber die Unterstützung, die seit Jahr und Tag von Seiten der Kammer dem Museum für Volkskunde geboten werde, in erster Linie als eine Würdigung der Selbstlosigkeit des Wirkens der Herren am Museum für Volkskunde bedeute. Einer solchen Betätigung, die in der heutigen Zeit fast wie ein Wunder wirke, habe die Kammer unter keinen Umständen die Unterstützung versagen wollen und er wünscht auch weiterhin dem Institut Glück und Gedeihen durch solche Arbeit. Präsident F. S c h u b e r t - S o l d e r n spricht namens des Bundesdenkmalamtes die herzlichsten Glückwünsche aus. Wenn auch das Denkmalamt aus diesem Anlaß keine besonderen Schritte unternehmen konnte, so erinnere er sich doch dankbar und freundlich der Tätigkeit M. Haberlandt's, die dieser im Rahmen des Denkmalschutzes für die Volkskunst durch Jahre erfolgreich geleistet hat. Oberbaurat Hartwig Fischel sprach im Namen einer Gruppe schaffender Künstler dem Gefeierten den Dank und die Anerkennung besonderer Art dafür aus, daß aus seinem wissenschaftlich gemeinten Werk Anregung lebendigster Art auf den schöpferischen Gestaltungswillen in Kunst und Kunstgewerbe ausströme. Die Bedeutung dessen in Gegenwart und Zukunft sei kaum abzusehen und es sei M. Haberlandt mit sicherem Blick für die Aesthetik seiner Sammlungen eine Auswahl gelungen, um die ihn viele Fachleute des In- und Auslandes beneiden. Dafür danke er ihm und wünsche ihm eine glückliche Zukunft.

Sichtbar bewegt dankte Hofrat M. Haberlandt für die ihm dargebrachten Wünsche und freundliche Gesinnung und hob hervor, daß sein Werk, das er Anfangs fast allein, vielfach angefeindet, begonnen hat, ihm im Rahmen des Vereines und seines Ausschusses mehr und mehr Mitarbeiter geworben habe, die ihn in treuer Ar-

beitsgemeinschaft unterstützten. Sein Sohn führe die Aufgabe nun fort und er gedenke dankbar auch der Mithilfe seiner Schwiegertochter, die in den schwierigsten Tagen der Museumsübersiedlung seine Arbeitsgenossin und Helferin zur Neuordnung des Museumsbetriebes gewesen sei. Allen Herren danke er herzlichst und innigst für die ihm zuteil gewordene Ehrung, namentlich Herrn Dr. K o t e k für die öffentliche Auszeichnung durch den Deutschen Volksgesangsverein in Wien und seinem langjährigen Mitarbeiter und Freunde Prof. Oberhummer für die gütigen Worte, die er an ihn gerichtet habe. Zur Erinnerung wurde Prof. M. Haberlandt eine künstlerisch ausgestattete, von sämtlichen anwesenden Ausschuß-Mitgliedern gefertigte Adresse überreicht, die nachfolgenden Wortlaut hat:

„Museum und Verein für Volkskunde wollen den bedeutsamen Lebensabschnitt, in den Sie, hochverehrter Herr Hofrat, eintreten, nicht vorübergehen lassen, ohne in Dankbarkeit Ihrer unvergänglichen Verdienste um die Begründung und Ausgestaltung des Museums und die Förderung der gesamten Volkskunde zu gedenken.

Durch die Teilnahme an der Museums- und Vereinsleitung zur Mitarbeit an Ihrem Lebenswerk berufen, sprechen die Unterzeichneten Ihnen, Herr Hofrat, anlässlich Ihres 70. Geburtstages ihre herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche für eine noch langewährende erfolgreiche Tätigkeit aus.

In größter Verehrung:

Eugen Oberhummer, Alfons Dopsch, Julius Thirring, Ludwig Radermacher, Hermann Kandl, Georg Kotek, Arthur Haberlandt, Mizzi Haberlandt, F. Schubert-Soldern, Karl Giannoni, A. Perkmann, Georg Kyrle, H. Fischel, K. Klier, K. Spieß, G. Schlesinger, R. Zoder.

Brieflich sandten herzliche Glückwünsche die Mitglieder der Vereinsleitung: Präsident Otto Glöckel, Sektionschef Dr. A. Breycha, Hofrat Paul Kretschmer, Hofrat J. Strzigowski, Prof. J. Weninger, Direktor E. Zellweger, Ministerialrat L. Petrin, Dr. F. Ottmann.

Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt sagt Allen, die sich anlässlich seines 70. Geburtstages freundlich seiner erinnerten, herzlichsten und wärmsten Dank.

Kugelklapper und Hillebille.

Von J. Manninen, Helsingfors.

(Mit zwei Bildertafeln und drei Textabbildungen).

1.

Die Kugelklapper und die Hillebille sind in der deutschen volkskundlichen Literatur ziemlich viel behandelt worden. Ich hätte kaum einen Anlaß gehabt, auf diese Lärmgeräte einzugehen, wenn sie nicht auch in meiner Heimat Finnland bekannt gewesen wären, und wenn ich nicht glaubte, durch Beibringung neuer Angaben aus Osteuropa Licht in die Frage nach der Herkunft dieser Geräte bringen zu können.

Zuerst sei die finnische Kugelklapper dargestellt (Tafel I, Abb. 1—2). Sie wurde aus einem parallelogrammförmigen Holzstück hergestellt, das an den Schmalseiten durchbohrt und ausgehöhlt wurde. Die Klapperwände waren ziemlich dünn, aber an den beiden Enden der Aushöhlung wurde der Haltbarkeit wegen mehr Holz übriggelassen. Gewöhnlich waren die Wände der Aushöhlung gerade, selten ist die Form Fig. 2a, bei der die Wände gewölbt sind. Das eine Ende der Klapper lief in den Griff aus, an dem andern war mittels eines Lederriemens eine hölzerne Kugel befestigt, die gewöhnlich rund, bisweilen oval-zitronenförmig, in einem uns bekannten Falle kegelförmig war. Durch Herumschwingen der Klapper ließ man die Kugel abwechselnd gegen die beiden Klapperwände schlagen.

In den Sammlungen des Finnischen Nationalmuseums finden sich insgesamt 6 Kugelklappern der eben beschriebenen Form. Außer einer stammen alle diese aus Ladoga- und Grenz-Karelien. Eine stammt aus Nord-Sawolax, Ksp. Pielavesi, das vorläufig der westlichste Ort des Auftretens dieser Klapper ist. Im Museum des Städtchens Mikkeli (Süd-Sawolax) verwahrt man eine Kugelklapper, mit der man daselbst vor ca. 50 Jahren beim Feuersausbruch alarmiert hat. Das nördlichste mir bekannte Exemplar, schließlich das zu den Sammlungen der Staatlichen Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt (Jokiniemi) gehörte, stammt aus Ost-Oesterbotten

(Ksp. Kuhmoniemi). Aus einer Kartenskizze, in die alle dem Verfasser bekannten Museumsstücke eingetragen sind, geht die östliche Verbreitung dieses Gegenstandes klar hervor.

Die Kugelklapper ist in Finnland zum Zusammenrufen der Arbeiter zum Essen verwendet worden. Es ist nicht bekannt, daß sie irgendwo zu einem anderen Zweck verwendet worden wäre.

Schon das ausgeprägt östliche Verbreitungsgebiet dieser Klapper in Finnland weist darauf hin, daß ihr Ursprung wohl in dem Kreise der russischen Gegenstandskultur zu suchen ist. Tatsächlich ist die Kugelklapper weithin in Rußland in Gebrauch gewesen, nicht nur bei den Russen, sondern auch in den deutschen Dörfern Süd-Rußlands.¹⁾ Die russische Klapper entspricht in ihrem Typus der finnischen.

Außerden ist diese Klapper auch bei den Letten bekannt²⁾. In der Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin hat Verfasser die Modelle einer aus Schlesien (Haynau) stammenden Kugelklapper gesehen. In der Literatur wird die Kugelklapper aus Kärnten, Steiermark, Salzburg und Tirol erwähnt³⁾. Wie in Finnland, wurde sie in diesen Gebirgslandschaften als Eßglocke angewandt; bisweilen wird sie auch „Essenklepper“ genannt. Sie war im Gebirge viele Kilometer weit hörbar. Außerdem lärmte man stellenweise mit ihr auch während der Kar- oder Stillen Woche, soweit sie nicht von der Ratsche verdrängt war. Hinsichtlich ihrer Form ist die Kugelklapper auch in diesem ihrem westlichen Gebiet im allgemeinen ebenso wie im Osten.

Neben dem Haupttyp gibt es jedoch manche mehr oder weniger abweichende Formen. Im Museum für österreichische Volkskunde in Wien befindet sich z. B. eine seltene, aus der Steiermark stammende Variante mit zwei parallelen Griffen.

Da die Kugelklapper nur aus slavischen Siedlungsgebieten und aus solchen Gegenden bekannt ist, in denen oder in deren Nähe eine slavische Bevölkerung entweder wohnt oder gewohnt hat, kann man sie sehr wahrscheinlich für eine slavische Erfindung ansehen.

Interessant ist, daß sie, wie wir gesehen haben, in den Ostalpen (Kärnten, Steiermark, Salzburg und Tirol) auftritt, bis in

¹⁾ S. z. B. Zschr. d. Ver. f. Volksk., XIII, S. 436.

²⁾ Bielenstein, Holzbauten, S. 600

³⁾ Meringer (Zschr. f. öst. Volksk., X, S. 184); Bünker (Mitt. d. anthr. Ges., XXXII, S. 100 u. Abb. 77); Zschr. d. Vereins f. Volksk., XII, S. 214 ff; XIII, S. 436.

TAFEL I.

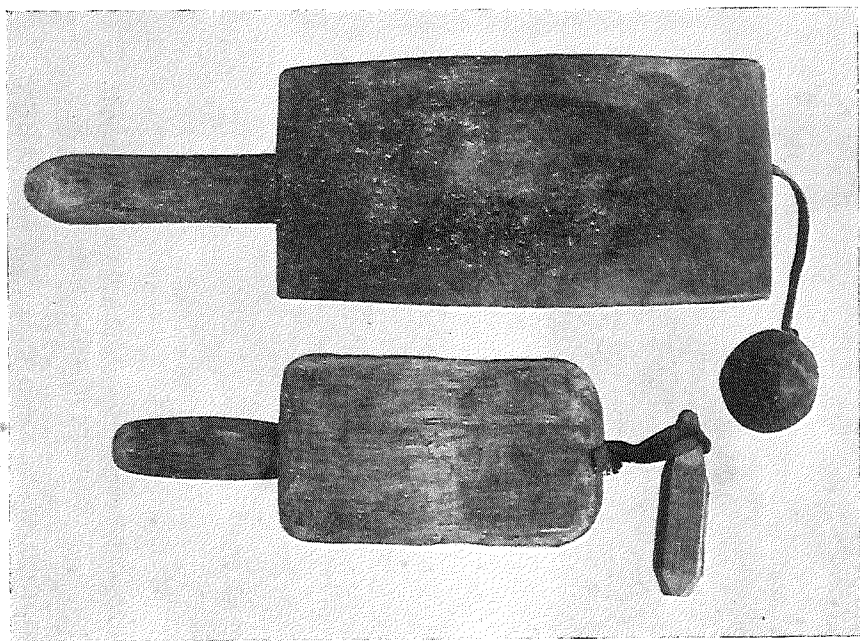


Abb. 1. Finnische Kugelklappen.

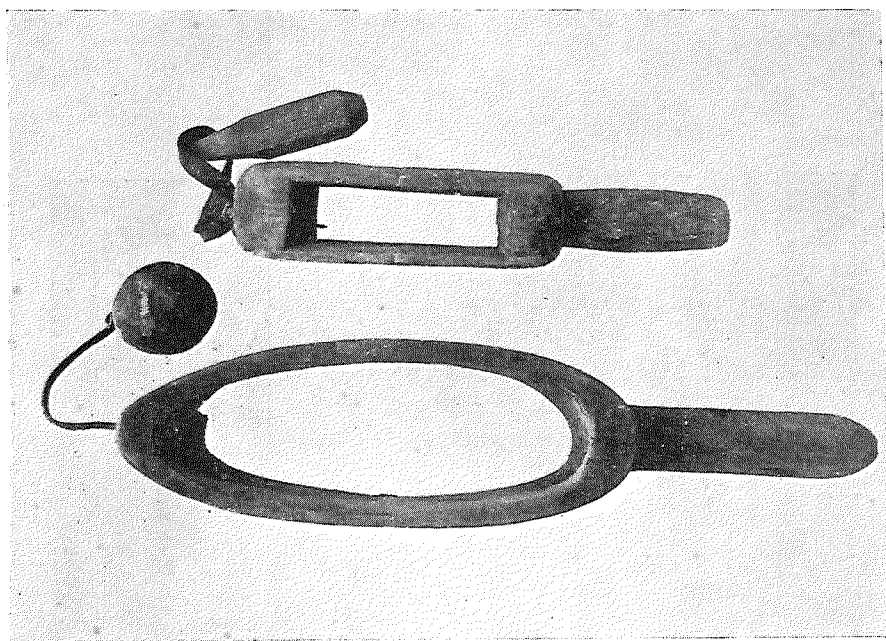
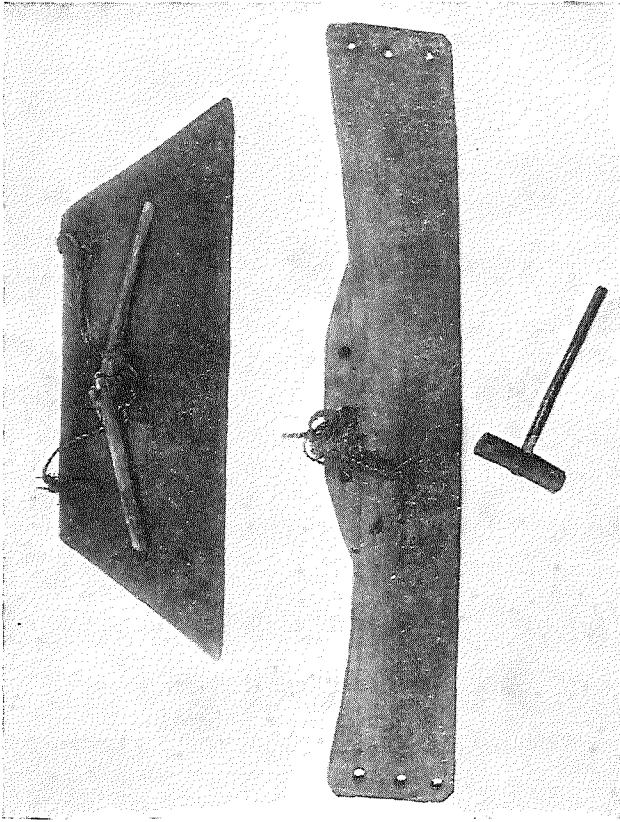


Abb. 2. Dieselben von der Schmalseite.



Oben: Abb. 3. Russisches Hirtenschallbrett, Gouv. Wladimir.
(„Russkij Muzej“.)

Unten: Abb. 4. Huzulische Kirchenglocke. („Russkij Muzej“.)

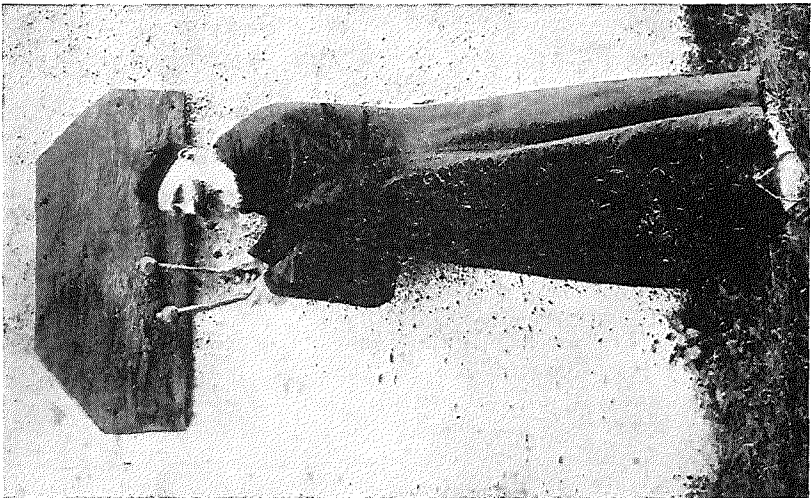


Abb. 5. Schallbrett aus einem armenischen
Kloster.

welche seinerzeit die slavische Siedlung reichte, was u. a. die dort bis jetzt bekannten Rauchstuben mit ihren auf slavischen Vorbildern beruhenden Backöfen beweisen⁴⁾).

2.

Auch die Hillebille ist in Ostfinnland bekannt gewesen, obgleich die Nachrichten über sie sehr selten sind und man sich jetzt wohl an wenigen Stellen mehr an sie auch nur erinnert. Ein Schilderer des südkarelistischen Landlebens in den 90er-Jahren des vorigen Jahrhunderts erzählt: „Im Herbst machten sich die Hirtenbuben aus Espenholz ein lepenä-Brett; in den oberen Rand des Brettes bohrten sie kleine Löcher, durch die eine Schnur, mit dem einen Ende ins eine, mit dem andern ins andre Loch, gefädelt wurde. Dann hing man die Schnur um den Hals, so daß das Brett auf die Brust kam. Man schlug mit zwei Knütteln an das Brett, das einen schallenden Ton von sich gab. Damit wollte man die Raubtiere von den Viehweiden verscheuchen.“

An einer anderen Stelle beschreibt derselbe Verfasser das lepenä-Brett als ein ca 1½ m langes Brett aus Fichten- oder Espenholz, das man mit Knütteln schlug. Auch im Frühjahr, wenn man das Vieh auf die Weide ließ, schlugen die Hirten im Walde an das lepenä-Brett, um die Raubtiere zu verscheuchen⁵⁾.

Außerdem habe ich soeben durch die freundliche Vermittlung von Mag. Sulo Haltsonen einige Nachrichten über das Schallbrett aus dem Ksp. Kirvu in Südkarelien erhalten. Das „lepenä-Brett war ein ca. 50 cm langes und ca. 25 cm breites Espenbrett, das die Hirten gebrauchten, um Bären, Wölfe und andere Raubtiere zu verscheuchen. Sie trugen es an einer Schnur um den Hals und schlugen mit Holzknütteln, die sie in beiden Händen hatten, an das Brett, was einen schallenden Ton hervorbrachte.“ Eine Heide namens Lepenäkan gas (I.-Heide) dürfte ihren Namen davon erhalten haben, daß sich dort vor alters Wölfe aufgehalten haben und man deshalb dort öfters als anderwo das Schallbrett anwenden mußte.

⁴⁾ In Italien ist eine einfachere Form der Kugelklapper bekannt. Sie besteht aus einem Brett, an dessen einem Ende sich ein Griffloch befindet, und an dem zwei runde Kugeln mit kurzen Riemen befestigt sind. Dieses Lärmgerät wird in der Osterwoche, wenn die Glocken nicht geläutet werden, angewandt (Karutz, Atlas d. Völkerk., II, S. 109, 9). Eine weittragendere Stimme als mit diesem italienischen Lärmgerät erhielt man mit der von uns dargestellten Klapper, die einen ausgehöhlten Körper hat.

⁵⁾ J. Häyhä, Kesä-askareet, S. 118; Talvitoimet, S. 128.

Das *lepenä*-Brett ist in Finnland vielleicht niemals anderswo als in Süd-Karelien bekannt gewesen. Seine Benennung stammt aus dem Russischen (vgl. russ. *klepála*, *klepálo* (das Klopfbrett der Wächter Pawlowsky).

Das Wortlehn ist diesmal auch ein Sachlehn. Auch in Rußland haben nämlich die Hirten dieses Schallbrett geschlagen. Im „Russischen Museum“ in Leningrad sind zwei Schallbretter der Hirten ausgestellt, das eine aus dem Gouvernement Kostroma, das andere von den Großrussen des Gouvernements Wladimir (Abb. 3). Es sind dünngehobelte Bretter aus Nadelholz, das eine 98 cm, das andere 76 cm lang, die Breite 23—27 cm. Beide Enden des hier abgebildeten Brettes sind abgeschrägt, sodaß der obere Rand beträchtlich kürzer als der untere geworden ist. Nahe von den beiden Ecken des oberen Randes befindet sich ein Loch. In diese Löcher ist ein Tragband, z. B. ein langes, an seinen Enden besticktes Handtuch geknotet. Nach einer Angabe aus dem Gouvernement Wladimir trugen die Schafhirten ein solches Brett an ihrem Hals und gebrauchten es zum Signalgeben. Das Brett wurde mit zwei Holzknütteln geschlagen. Diese Angaben über das russische Schallbrett entsprechen dem und vervollständigen die Schilderungen des südkarelischen *lepenä*-Brettes.

Außerdem ist das Schallbrett in Rußland zu kirchlichen Zwecken an Stelle einer Glocke angewandt worden, um das Volk zusammenzurufen. Noch zu Olearius Zeiten rief man durch Schlagen einer hölzernen oder eisernen Schallplatte (*bilo*) zum Gottesdienst⁶⁾.

In einem Aufsatz des russischen Forschers J. Nowoselow in der Rigaer Zeitung „Segodnja“ habe ich soeben eine Nachricht über die Anwendung des Schallbrettes in einem, auf der Insel Sewang im Goktscha-See in Armenien gelegenen Kloster gefunden; später hat mir der erwähnte Gelehrte freundlicherweise eine um die Wende dieses Jahrhunderts aufgenommene Photographie dieses Gegenstandes zur Verfügung gestellt (Abb. 5). Wie aus der Abbildung hervorgeht, entspricht die Form dieses Schallbrettes ganz auffallend dem oben dargestellten russischen Hirtenschallbrett. Das Vordere mag auch auf russische Vorbilder zurückgehen.

In ihrer Form von den vorigen abweichend ist das im „Russischen Museum“ ausgestellte huzulische Kirchenschallbrett

⁶⁾ Suslow, Trudy VI arch. sjezda I, S. 261-2.

(Abb. 4), dessen Länge 105 cm beträgt. Das Brett wurde mit hölzernen Hämmern geklopft.

Wie das polnische Schallbrett beschaffen gewesen ist, das nach Gogol ertönte, wenn die Kosaken ein Dorf angriffen, ist uns nicht bekannt⁷⁾.

Auf deutschem Boden ist die Hillebille an vielen Stellen festgestellt worden: im Harzgebirge, sowie in den nahegelegenen Wald- und Gebirgsgegenden bis an die Weser, im Erzgebirge, weiter in Pommern. In Steiermark soll die Hillebille auch Gebrauch gewesen sein. Aus Ungarn wird die Anwendung der Hillebille aus Oedenburg erwähnt⁸⁾.

Der fragliche Typ des Schallbrettes war in diesen westlichen Verbreitungsgebieten, soweit nähere Angaben davon existieren, zwischen zwei Pfählen aufgehängt. Das Brett wurde mit zwei Holzhämmern in bestimmtem Takt geschlagen. Der Zweck war, Signale zu geben. In Pommern z. B. rief man mit der Hillebille die Arbeiter mittags und abends zur Arbeit⁹⁾. Am weitesten entwickelt war die Anwendung der Hillebille im Harz, wo die Köhler damit vielerlei Zeichen geben konnten, je nachdem, in welchem Takte man schlug: Bitte um Nothilfe, Essenruf, Nachricht an die Waldhüter über Wildbret und über andere Dinge¹⁰⁾.

Für die besprochenen Schallbretter war die Querstellung des Brettes typisch. Wir lassen die Bretter, die in der Längsrichtung herabhängen und die Angaben, aus denen nicht hervorgeht, um welche Art Schallbrett es sich handelt, unberücksichtigt.

Da wir so das querhängende Schallbrett sowohl aus Rußland (und Armenien), wie aus dem germanischen Gebiet kennen, bleibt die Frage zu entscheiden, wo der Gegenstand ursprünglich ist. Wir kommen der Entscheidung näher, wenn wir das Schallbrett auch bei den Südslaven finden. Das bosnische klepalo erinnert sehr an die deutsche Hillebille. Den Namen Klepalo kennen wir schon von den Russen; er scheint also aus der gemeinslavischen Zeit zu stammen.

⁷⁾ Blätter für pommersche Volkskunde, III, Stettin 1895, S. 126.

⁸⁾ Zschr. d. Ver. f. Volkskunde, V, 1895, S. 327-28.

⁹⁾ Andree, Braunschweig. Volkskunde, 1896, S. 185; Blätter f. pomm. Volkskunde, III, S. 80.

¹⁰⁾ Zschr. d. Ver. f. Volkskunde, V, 1895, S. 104.

Stellenweise sollen die bosnischen Dorfältesten auch jetzt noch das Schallbrett anwenden, wenn sie die Gemeindemitglieder zu Beratungen oder zu einem anderen Zwecke zusammenrufen wollen. Früher soll jeder Hof ein solches Brett gehabt haben, auf das man schlug, wenn Räuber einen Angriff machten oder wenn Feuer ausbrach¹¹⁾. Auch die Bulgaren, also wieder ein slavisches Volk, kennen das Schallbrett. Das hier abgebildete Brett (Abb. 6), ist in einem Kloster gebraucht worden. Am nächsten

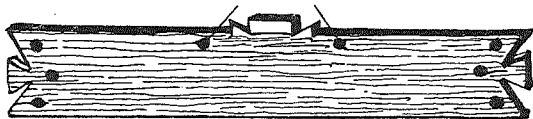


Abb. 6. Bulgarische Klosterglocke.

könnte man es mit dem Schallbrett der Huzulen vergleichen (Abb. 5).

Es ist unwahrscheinlich anzunehmen, daß das querhängende Schallbrett auf germanischem Boden ursprünglicher wäre und von dort zu den slavischen Völkern gelangt sei. Leichter ist die Uebertragung in umgekehrter Richtung zu erklären. Es ist zu beachten, daß man die Hillebille in Deutschland aus solchen Gegenden kennt, in denen früher eine slavische Bevölkerung gelebt hat (Pommern, Erzgebirge). Das oben erwähnte Oedenburg liegt ja an der Grenze der Steiermark, aus der auch andere volkskundliche Hinterlassenschaften der Slaven bekannt sind. Was schließlich den Harz betrifft, aus dem die ausführlichsten Angaben über das deutsche Schallbrett stammen, so teilt Andree mit, daß die Hillebille seinerzeit von den Neuansiedlern aus dem Erzgebirge dorthin gebracht worden ist¹²⁾. Die Harzgegend ihrerseits scheint ein Zentrum gewesen zu sein, von dem sich dieser Gegenstand weiter nach verschiedenen Seiten, vor allem nach Westen und Nordwesten verbreitet hat¹³⁾.

¹¹⁾ Čurčić, Rezente Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien. Ergänzungsheft IX d. Zschr. f. öst. Volkskunde, S. 76 und Taf. II, 6.

¹²⁾ Braunsch. Volkskunde, S. 185.

¹³⁾ Die deutsche Bezeichnung des Schallbrettes, Hillebille, Hillebille hat man auf vielerlei Weise zu erklären versucht. Besonders über den zweiten Teil des Wortes sind verschiedene Ansichten geäußert worden. Nach M. Kahlo, der die Frage zuletzt vom kulturgeschichtlichen und sprachlichen Standpunkt aus behandelt hat (W. u. S., XI, 1928), ist die Erklärung des Namens noch immer „offen“. Am wahrscheinlichsten erscheint die Ableitung des zweiten Teiles des Wortes von dem mittelhochdeutschen Verbum billen, schlagen, Lärm machen (vgl. russ. bilo (Schallbrett) zu bit' (Schlagen); eng. bell Glocke).

In den skandinavischen Ländern kennt man die Hillebille nicht. Dagegen ist sie bei den Esten und Letten bekannt gewesen. Bielenstein bildet eine lettische Vorrichtung ab (Abb. 7), zu der ein einziger Pfahl gehört, an dessen herausragendem Arm ein $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß langes Brett gehängt ist; außerdem erwähnt er ein Schallbrett, das von dem gewöhnlichen, uns bisher bekannten Typ ist; das

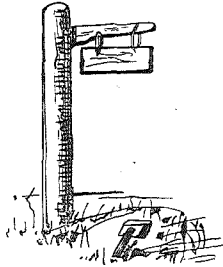


Abb. 7. Lettische Hillebille (seltener Form).

Brett wird an einer von zwei Pfählen getragenen Stange aufgehängt. Diesen Typ kennen wir auch aus einer anderen lettischen Quelle. Mit dem Schallbrett rief man auch in Lettland die Arbeiter zum Essen. Auf Anordnung der russischen Behörden wurden einst Schallbretter an den Landstraßen in der Nähe von Höfen aufgestellt, damit die im Schneesturm verirrt durch Schlagen ihre Notlage kundgeben und in menschliche Behausungen gelangen konnten¹⁴⁾.

In Estland ist das Schallbrett stellenweise noch jetzt in Gebrauch, besonders als Alarmgerät bei Feuergefahr. Vor einiger Zeit diente es allgemein als Eßglocke. Noch vor ein paar Jahren hat es Verfasser in zwei konservativen Kirchspielen des Bezirkes Pernau (Halliste, Karksi) in dieser Verwendung gesehen. Nach Wiedemann wurde das Schallbrett (est. *l o k k, l o k a t ' s*) sowohl als Eßglocke für die Arbeiter, wie als Feueralarmgerät verwendet. Eine alte Quelle erwähnt, den Gebrauch des Schallbrettes auch als Kirchenglocke¹⁵⁾.

Von der Form des estnischen Schallbrettes gibt Abb. 8 eine genügend klare Vorstellung. Das estnische Schallbrett ist nicht, wie man vielleicht glauben könnte, russischen Ursprungs, sondern aus

¹⁴⁾ Bielenstein, Die Holzbauten, S. 163; Latvijas Saule, 1924, Nr. 21—22, S. 223.

¹⁵⁾ Petri, Ehstland u. die Ehsten, II, 1802, S. 456.

Deutschland gekommen und zwar zuerst in die Gutshöfe, aus denen es dann, soweit das Bedürfnis vorhanden war, auch die Bauern übernahmen. Aber hauptsächlich stand es in der Vorstellung des

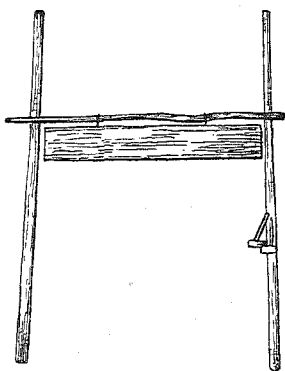


Abb. 8. Estnische Hillebille (Estnisches Nationalmuseum, Dorpat).

Volkes immer mit den Gutshöfen in Verbindung, damit wurden die Fronarbeiter zusammengerufen. Wegen seines Zweckes erhielt es vom Volke den bezeichnenden Namen *orjapill*, Sklaven-pill' (*pill* = Musikinstrument).

Außer den oben erwähnten hat das Schallbrett im Estnischen noch andere Namen: *lõkk*, *lõkuland*, *kol'k* (*kol'ki lõõma*), *klopp*-, *klopalaud*. Die beiden letzten Namen gehen klar auf das deutsche Wort *Kloppbrett* zurück.

Weihnachtsbräuche in Knittelfeld und Umgebung.

Dr. Gisela Mayer-Pitsch.

Zur Zeit der Wintersonnenwende feierten die Germanen ein Opfertfest, bei dem der Ahnen gedacht wurde. Wenn auch die Erinnerung an diesen Gedanken verblaßt ist, klingt er doch noch im Brauchtum durch. Es finden sich Reste verschiedener Opfergaben an die Toten. Wie am Anfang eines neuen Zeitabschnittes leicht erklärlich, sucht der Mensch das Schicksal für das kommende Jahr zu erkunden und hofft, dies mit Hilfe der Geister leichter bewerkstelligen zu können. Auch Fruchtbarkeitszauber beginnt schon mit dem Perchtentag. Begreiflicherweise erhielt sich von all diesen alten Gebräuchen gerade in nächster Nähe einer Industriestadt wie Knittelfeld nicht mehr gar viel. Es läßt sich auch in dem wenigen, das jetzt noch geübt wird, die einstige Denkweise erkennen, die folgerichtig den Gang der Handlung bestimmt.

Durch Weihrauch und Weihwasser, Rauchen und Sprengen, wird am Weihnachtsabend, zu Silvester und vor dem Dreikönigstag das Haus in der Stadt und auf dem Land vor Unheil geschützt. Der Bauer bezieht in seinem weihnachtlichen Umgang, wenn er mit dem Weg zur Mette verbunden ist, auch Garten und Feld ein. Hütet er, während alle anderen die Christmette besuchen, das Haus, bringt er auch dem Vieh seine Weihegaben, „Nudeln“ mit etwas Geweihtem, meist Palmkatzertln darin. Am Vorabend von Dreikönig malt er die drei Kreuze zwischen die Anfangsbuchstaben CMB der heiligen drei Könige. Als Opfer für Frau Perchtl wird manchmal noch Milchkoch aufgestellt. Die Schüssel umgibt man mit Mehl, in dem man früh die Fußspuren der Seelchenschar sieht, während Frau Perchtl über das Brot schreitet und es segnet. Das Verschwinden der Milchspeise wird freudig begrüßt.

Die Geister, die man sich im Kehrriech denkt, müssen geschont werden. Am Christ-, Neujahrs- und Dreikönigstag darf kein Kehrriech aus dem Haus getragen werden, sonst wird das Glück hinausgekehrt. Ueberhaupt darf nie gegen die Türe zu gekehrt werden. Auch die Abneigung der Geister gegen spitze Stahlgegenstände heischt Berücksichtigung. Wer am Neujahrstage eine Nadel in die Hand nimmt, oder gar näht, zieht sich Unglück zu. Wäsche, besonders Kinderwäsche, soll nicht auf dem gefährdeten Dachboden hängen bleiben, das bringt Krankheit. Aehnlich hexen zur Sommersonnenwende die bösen Geister den Krebs in Wäsche, die über Nacht im Freien hängen bleibt, schlagen aber auch jeden mit Krebs — sollte nicht ursprünglich Kropf gemeint gewesen sein? — der nach Sonnenuntergang noch im Freien arbeitet. Wer es versäumt in der Christnacht Getreidekörner in die Tasche zu stecken, darf sich kein Glück erhoffen. Dreimal den Boden stampfen und „nein“ dazu sagen, schützt vor dem Teufel. (Aus Kärnten). Freilich gibt es eine Nachhilfe für das Glück. Wie allerorts gilt das Schwein aber auch der Rauchfangkehrer als Glückbringer. Ein zu Silvester beim Schwanz gezogenes Schwein sichert das Glück für das ganze Jahr. Beim Anblick eines Rauchfangkehrers heißt es schnell an einen Knopf greifen und ihn halten, bis der Rauchfangkehrer außer Sicht ist. Andere behaupten, bis ein Hund oder ein Schimmel erscheint, dann geht der gedachte Wunsch in Erfüllung. Grundbedingung bleibt dabei, daß der Rauchfangkehrer seine Leiter trägt. Auch ist das zu erwartende Glück größer, wenn ein weißer Hund auftaucht, als bei einem schwarzen. Ein Rauchfangkehrer früh beim Einkauf, gefolgt von einem Bäcker, gelten als besondere Glücksboten.

Entsprechend dem menschlichen Hang, das Kommende enträtseln zu wollen, blüht die Zukunftserforschung, die meist unbemerkt und ungekränkt vom Spott der Mitmenschen zu mitternächtiger Stunde geheim geübt werden kann. Nicht nur die zwölf Rachnächte dienen ihr, auch Thomas — 21. Dezember — muß schon seine Hilfe leihen. Auf verschiedenste Weise wird er um seinen Beistand angegangen, vielleicht mit etwas verstümmelten Sprüchen, die noch den ursprünglichen Sinn aber nicht mehr den Wortlaut bewahrt haben. So bittet ein Mädchen: „Heiliger Thomas, schick mir ein Hunderl, das mir zeigt an, wo ich hinkommen kann!“ Die Richtung des Belfens verrät, woher der Freier kommt. Ein anderes Mädchen setzt sich aufs Bett, schlägt mit den Füßen gegen die „Bettlatten“ und sagt dabei: „Heiliger Thomas, laß

mir in dieser Nacht den Meinen erscheinen!“ während wieder andere mit dem Kopfe am Fußende des Bettes einschlafen, nachdem sie vorher gebeten haben: „Laß mir erschein den Allerliebsten mein oder einfacher: „Zeig mir an, wen i heiraten kann!“ Heirat oder Verlassen des Hauses beschäftigt ebenso wie der Tod das Gemüt der meisten. Ein Patschen, in der Christ- oder Silvesternacht vom Fuß über die Schulter geschleudert, zeigt zur Türe, wenn die Werfende heiratet oder wekommt. Der Patschen wird auch in den heiligen drei Nächten nach einem Haken geworfen. Bleibt er nie hängen, stirbt der Werfende im folgenden Jahr. In der Silvesternacht wirft man als Spiel mit dem Patschen nach einer Taube — Holzstück beim Eisschießen — wer ihr am nächsten kommt, hat gewonnen, d. h. wohl, hat das größte Glück zu erwarten. Aus der Holzhütte holt das Mädchen einen Arm voll Holz. Erwischt es eine gerade Anzahl, heiratet es. Haben diese Orakel versagt, dann kann das Mädchen noch in einem Zipfel ihres Bettpolsters Geld geben. Wenn sie ihn im Schlaf erfaßt, heiratet sie. Ein Kind wird in dem Haus geboren, bei dem sich grüner Rasen unter dem in der Weihnachtszeit weggekehrten Schnee zeigt. Sprechen, das in der Christnacht bei einer Tanne gehört wird, verrät einen vergrabenen Schatz. Das Niederschlagen des Rauches an einem zur Beobachtung bestimmten Tag bedeutet den Tod eines Hausbewohners — aus Kärnten hier eingeführt. Zu den bösen, Unglück kündenden Vorzeichen gehört ein Messer, das in der Christnacht herunterfällt und im Boden stecken bleibt. Schlechte Ernte droht, wenn ein zur Weihnachtszeit zertretenes Samenkorn innen schwarz ist; der Tod eines Familienmitgliedes, wenn die erste am Weihnachtsabend geöffnete Nuß schlecht ist. Einen weiteren Spielraum läßt eine andere weihnachtliche Zukunftsbefragung. Man legt auf den Tisch Ring, Sack, Kerze, Puppe, Fingerhut, Rosenkranz, Gebetbuch. Dann gehen alle Teilnehmer bis auf einen hinaus, der die Gegenstände mit „Häfen“ zudeckt. Die Hereinkommenden heben die Häfen auf. Je nach den getroffenen Gegenstand bedeutet es: Heirat, Wandern, Tod, Kind, Besitz eines Hauses, Wallfahrt, Kloster. Ein altes Weib, das am Christtag vor einem Haus stehen bleibt, weist auf einen Todesfall darin, ein „schöner Herr“ auf Glück. Nicht nur am ersten Tag des Jahres sagt ein bei einem Fenster herausschauender schwarzer Kopf Krankheit oder Tod voraus. Gegen das Unglück, das eine über den Weg laufende weiße Katze bringt, hilft nur Wegschauen und das Abwehrmittel des Ausspuckens.

Wie Freitagsträume gehen auch die der Christnacht immer in Erfüllung. Ein Traum von Engeln kündigt Tod, der Traum von Zähnen bringt jederzeit Tod in der Verwandtschaft — allgemein, — Unglück der von weißer aufgehängter Wäsche und Schimmeln, während der von Misthaufen und Läusen auf Glück hinweist. Schon am nächsten Morgen ist es nach dem Traum, „daß ein Vogel hinter einem etwas fallen läßt“, zu erwarten. Wird man aus einem schönen Traum geweckt und will ihn weiter träumen, muß man die Decke über den Kopf ziehen und den Polster fest an beide Ohren drücken.

Zur Zeit der Mette sprechen die Tiere. Der Lauscher muß Farnsamen zu sich stecken, um sie zu verstehen. Die Frau läuft beim Metteläuten zum Zwetschkenbaum und schüttelt ihn, ohne hinaufzuschauen. Fällt Schnee herunter, gibt es ein gutes Zwetschkenjahr. Das Schütteln der Bäume erinnert an alten Fruchtbarkeitszauber, der hier mit der Frage nach dem Gedeihen des Obstes verbunden ist. Vollmond zu Mitternacht bringt ein gutes Jahr. Nach

der Mette geht ein Hausbewohner dreimal um das Haus. Musik, die er dabei hört, läßt auf Heirat schließen, das Geräusch einer Säge auf Tod. Nach anderer Ansicht ist nach dreimaligem Umgang um das Haus das Betreten durch die Hintertür erforderlich, nachdem vorher auf das Dach geschaut wurde. Ein dort erscheinender Blumenstrauß bedeutet Hochzeit eines Hausgenossen, ein Sarg den Tod. Der Dachfirst als Tummelplatz der Geister eignet sich besonders für solche Beobachtungen. Nach diesem nächtlichen Rundgang betrachtet man den Schatten. Fehlt ihm der Kopf, stirbt jemand, trägt er einen Kopf, gibt es Hochzeit. Der Pausendorfer beobachtet das daheim nach der Mitternachtsmette entzündete Feuer. Sein Flackern bringt Tod. Auch bei der Trauung verraten die Kerzen durch ihr Flackern, welchem der beiden Ehegatten zuerst der Tod droht. Verschieden schätzt man die Kreuzwege ein. Dort erscheint dem, der sich hinlegt, zur Mitternacht der Teufel und wirft ihm einen Beutel Geld zu. Doch muß man sich vor jeder Bewegung hüten, weil man sonst zerrissen wird. In den drei Nächten auf Kreuzwegen gehörte Gespräche gehen in Erfüllung — aus dem Waldviertel. — In Pausendorf lebt der feste Glaube, daß das Betreten eines Kreuzweges in der Weihnachtszeit überhaupt nicht möglich sei, ohne von den Geistern großen Schaden zu erleiden.

Fohnsdorf kennt märchenhaften Zauber. Ein in der Silvesternacht gefangener Krebs wird in kochendes Wasser geworfen. Die Vogelsprache versteht, wer den Finger in das Wasser steckt und damit die Lippen berührt. Uralter Mythos klingt auf: im Märchen bringt der Genuß von Schlangenfleisch Kenntnis der Tiersprache, Sigfried taucht den Finger in Drachenblut und führt den schmerzenden zum Mund: da versteht er, was die Vögel singen. Wie tief verwurzelt erscheint der Glaube an dieses geheimnisvolle alte Volksgut, wenn es nicht nur im Märchen und Heldensang sondern auch noch im Brauchtum des Alltagslebens kräftig weiterwirkt.

Wetterglaube.

Dr. Gisela Mayer-Pitsch.

Zu den im Jahrgang 1929, Heft 5/6, S. 127 angeführten Schutzmitteln möchte ich noch einige hinzufügen, wie sie in Steiermark und Kärnten noch angewendet werden. Wiederum handelt es sich entweder um ein Bekämpfen der Gewitterunholde oder um ihre Besänftigung durch Opfergaben; auch Analogiezauber wird geübt.

In Kärnten werden bei Unwetter Sicheln und Sensen mit der Spitze nach oben aufgestellt, der Steirer legt bei Hagel zwei Ketten über Kreuz auf den Weg, andere richten eine frisch geschliffene Hacke mit der Schneide nach oben, „damit sich der Hagel zerteile“. So heißt die Erklärung. Wenn aber der Bauer das ausgezogene Hemd neben einen Trog mit Futter legt, „damit sich der Hagel anfressen könne“, merkt man wohl, wie sich der Landmann mit dem persönlich gedachten Hagel gut stellen, oder wenn dies nicht gelingt, ihn wie ein Lebewesen vernichten will. So füttert man in der Umgebung von

Klagenfurt die Dämonen, wenn man einen Suppentopf mit Suppe zum Fenster hinauswirft, um das Unwetter zu vertreiben. Auch das Tuch, mit dem zu Ostern das Weihfleisch zugedeckt war, wirkt besänftigend. Opfergaben, wie sie das Almwaberl und die Almmanderln — als Ahnen- und Beggeister — auch jetzt noch verlangen, heischt auch das Manderl, das in Zeltweg bei schönem Wetter zu den Leuten, die beim Heuen sind, kommt, von der Bäurin Milch verlangt und ein nahendes Gewitter, ursprünglich wohl als Dank für die Gabe, ankündigt.

Mannigfache Pflanzen werden verbrannt. Nicht nur im Zirbitzkogelgebiet, auch im Ennstal, Reifersdorf bei Knittelfeld und auf der Sekkau der Hochalm muß das Palmkatzerl auf der Herdplatte verbrannt werden; im Herd würde es den Blitz anziehen, wie man in Reifersdorf sagt. In Knittelfeld selbst wird es ins Feuer geworfen. Auch Brennesseln, Hanaf — Hanf, — Kranewitt, Eichen- und Lindenblätter werden als Gewitterschutz verbrannt. In Kärnten fügt man zu Brennessel, Hanf und Kranewitt noch Wicken und Erbsenblätter. Im Ennstal nimmt man auch die Brennessel, dazu aber Eicheln und Lindenblätter und taucht alles vorher ins Weihwasser. Aus Italien Eingewanderte erzählen, daß dort Olivenzweige, die zu Allerheiligen geweiht worden sind, an regengeschützter Stelle im Freien angezündet werden. Der Palmbuschen bewahrt seine Segenswirkung allerdings auch, ohne daß er verbrannt wird. Unters Dach zwischen die Ziegeln gesteckt, schützt er das steirische Haus vor dem Einschlagen des Blitzes, wie die Palmkatzerln, die bei Gewitter unter Gebeten in der Fensternähe angebracht werden. In Melk wird eine Kornähre gepflückt und an das Fenster des Wohnhauses gesteckt. Wie man mit einer Pflanne den Hagel auffängt, den man zerschmelzen läßt, bringt der Sacherndorfer bei allzustarkem Regen ein Faß ins Freie. Ist es gefüllt, so hört durch Ausgleichung der Regen auf. Nach italienischem Brauch schiebt man sich zwei Hagelkörner ins Genick und geht damit beten. In Admont bewahrt man ein Stück Weihholz in der Kohlenkiste auf, das bei Gewitter ins Feuer geworfen, den Blitz abhält. Erwischt man es zu einer anderen Zeit, „kommt der Teufel und zerreißt alles.“ Der Blitz trifft gewiß den Träger eines frisch gewaschenen Hemdes oder einem beim Fenster Stehenden, weil die Augen, nach anderen die Zähne den Blitz anziehen. Im Herde darf kein Feuer brennen — ein allgemein verbreiteter Glaube.

Dem Kärntner verrät der Gewitterregen den Stand der kommenden Ernte. Er ballt vor der Aussaat Ackererde zu einem festen Klumpen, den er in den Regen legt. Fällt der Brocken dabei auseinander, so wird der Hagel die Saat vernichten; saugt er sich voll und bleibt beisammen, dann deutet es auf ein segensreiches Jahr.

Ostereier (Pisanice) im Burgenland.

Von Pfarrer Peter Jandrisevits, Schandorf.

Wie man sich Allerheiligen nicht ohne Heilige Stritzel, Weihnachten nicht ohne Christbaum, ebenso kann sich der Burgenländer Ostern nicht ohne „Rote Eier“ vorstellen, da diese Eier schon zur Idylle des Tages gehören.

Die Sitte der Ostereier ist zwar keine ausschließliche burgenländische Spezialität, wie sich jedoch diese Sitte unter den Kroaten des südlichen Burgenlandes, namentlich aber im Güssinger Bezirke entwickelt hat, verdient aus volkskundlichen Rücksichten hervorgehoben zu werden.

Die Deutschen nennen diese färbigen Eier „rote Eier“, weil sie ursprünglich ausschließlich nur rot (mit roten Holzspänen) gefärbt wurden; die Kroaten nennen sie aber „Pisanice, d. h. „beschriebene Eier“, weil man sie nicht nur rot färbt, sondern auch verziert beschrieben hat.

In meiner Jugendzeit, (in den 80-er Jahren) sind sie wirklich buchstäblich beschrieben worden, d. h. das rohe Ei wurde sorgfältig gewaschen; dann mit einem im aufgewärmten, flüssigen Wachs eingetunkten Holz-Stylus beschrieben, sodann in mit Wasser aufgegossenen roten Holzspänen gekocht, wobei die mit Wachs beschriebenen Linien gelblich weiß blieben, während das Ei selbst rot geworden ist. Diese Zeichnung fiel natürlich bei solcher Technik immer recht grob und primitiv aus. Später hat man eine kurze Zeit statt Wachs Scheidewasser verwendet (natürlich schon bei bereits gefärbten Eiern), diese Sitte hat sich aber wegen der Gefährlichkeit des Scheidewassers nicht lange gehalten. An ihre Stelle trat später das Bekratzen der Eier.

In das schon bereits gefärbte Ei wird die Zeichnung mit einer abgebrochenen Klinge eines Taschenmessers eingekratzt, bezw. die Farbe abgekratzt. Dieses Geschäft betreiben fast ausschließlich nur Frauen und Mädel, oft selbst schriftunkundige.

Die Motive sind dieselben religiösen, die man bei den Kroaten bei allen ihren verzierten Gegenständen (Truhen, Stühlen, Bänken, Toren, Umhängtüchern etc.) findet, namentlich Herz, Blumen und das IHS (sehr oft aber verkehrt: SHI). Auch bei den Ostereiern findet man diese Motive, oder wenigstens einen Teil davon, besonders aber das Herz mit einem Blumen- oder Zweiggewinde, welches entweder aus dem Herz selbst, oder aus einem separaten Gefäß sich um das Ei schlingt, um den Zweck des Eies symbolisch darzustellen.

Denn das verliebte und heiratslustige Mädchen beschenkt ihren Auswählten mit einem Osterei, welches sie gewöhnlich im Busen verborgen hält, woher dasselbe oft der Bursch selbst — natürlich nicht ohne Widerstand des Mädels — herausholt. Der Widerstand ist natürlich nicht ernst, bezweckt nur die Wahrung des gebührenden Anstandes. Das Osterei hat in solchen Fällen immer das Herz als Motiv (oft auch zwei), aus welchem ein viel verzweigter Baum herauswächst und das ganze Ei samt dem anderen Herz umschlingt und recht viele Zweige oder kleine Früchte, Knospen (Symbole des Kindersegens) aufweist. Zum Kirchtage revanchiert sich dann der Bursch mit einem recht großen Herz aus Lebzelt, oder wenn er das Mädel etwas foppen will, fragt er sie früher, was ihr lieber sei, eine hübsche große Lebzeltpuppe, oder das Herz? Natürlich flüstert sie jedesmal beschämt (denn die übrigen Burschen belachen ihre Verlegenheit) zu, das Herz“. Der Bursche wollte ja eben nur das wissen, denn im widrigen Falle wählt das Mädel Lebzeltkuchen oder einen Reiter. Das ist dann ein Korb. Ist aber der Bursch nicht der Erwählte und begehrt doch ein Osterei vom Mädel, da gibt sie ihm entweder ein unbekratztes, oder eines ohne Herz. Der Bursch weiß jetzt, woran er ist.

Das Ei weist aber auch fast immer das IHS (Ichtüs-Namen-Jesu-Monogramm) auf, wodurch auch der Wunsch des Mädels ausgesprochen wird, sich nur mit einem frommen Burschen verbinden zu wollen, oder wird dies in Form eines Spruches ausdrücklich in das Ei eingekratzt.

Auch Kinder bekommen im Frühjahr beim ersten Austrieb des Viehes auf die Weide, rote Eier, aber unbeschrieben. Das Ei wird auf der Weide verzehrt, nur dürfen die Schalen nicht verstreut, sondern müssen in einem kleinen Loch auf der Weide vergraben werden, damit das Vieh durchs ganze Jahr beisammen bleibt und nicht auseinander läuft.

Leider wird das Symbolische bei den Ostereiern durch die moderne Auffassung immer mehr verdrängt und vergessen, wodurch aber auch ein schönes Stück der Romantik verloren geht.

Schon die Technik des Färbens (schwarze Schuhlack-Pasta) zeigt einen Verfall des Geschmackes und der schönen Symbolik. Freilich ist das Kratzen bei diesem Lack leichter, aber die Farbe der Liebe wird durch das düstere Schwarz sozusagen profaniert.

Was die Technik selbst betrifft, wie diese Eier verziert werden, so ist hiebei so die Fertigkeit, wie auch Symmetrie, Geschmack und Kunstsinn oft staunenswert, ja man findet dabei Prachtstücke, die oft einem Künstler Ehre machen würden. Und sind doch diese Volkskünstler schlichte, oft sogar schreibunkundige Bauernweiber, die mit einem abgebrochenen Taschenfeitel auf der so heiklichen, leicht durchbrechlichen Materie einer Eierschale arbeiten.

Es lohnt sich wirklich eine kratzende Frau bei ihrer Arbeit ohne Vorlage, ohne vorherige Einteilung zu beobachten, wie sie an einer der Spitzen des Eies anfängt und mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit mit der Zeichnung immer genau dort ankommt, wo sie dies eben in voraus schon haben wollte. Ein Einbruch der Schale kommt höchst selten vor, geschweige denn, daß das Ei zerkocht worden ist.

Sämtliche 16 Stück Eier, welche an das Volkskundemuseum abgegeben sind, stammen aus Stinnatz (Bez. Güssing), darunter, wenn ich nicht irre, 2 Stück rot, 14 Stück schwarz. Ein Stück mit einer ganz andersartigen Zeichnung und feinerer Technik, stammt aus Schachendorf (Bez. Oberwart) und ist die Arbeit eines schlichten Béres (Ochsenknecht)mädels. Vielleicht hat das Mädel die eben angebrachten Motive auch deshalb gewählt, weil sie ja das Ei ursprünglich für mich (einen Priester) bestimmt hat. Der ungarische Einfluß ist aber sofort bemerkbar, nicht nur in den ganz anderen Motiven, sondern auch in der verfeinerten Technik.

Neuester Zeit werden die Eier auch mit Farben in Pulverform, oder gar mit färbigem (Marmorpapier) Papier oder Lack gefärbt, die Farbe der Eier ist aber auch nicht mehr so edel, wie mit den Spänen (kroatisch: „broc“ genannt).

Dr. Karl Lang: Österreichische Heimatmuseen.

Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien 1930.

Besprochen von Dr. Eugen Frischau, Eggenburg.

Mit diesem vorzüglich illustrierten Werke, das jedem Heimatforscher und jedem Museum unentbehrlich ist, wird eine bisher schwer fühlbare Lücke in höchst wünschenswerter Weise ausgefüllt; es gebührt dem Verfasser für seine mit emsigen Fleiße und großer Sachkenntnis zusammengestellte Arbeit der Dank aller Heimatfreunde.

Die Ausführungen im allgemeinen Teile über Aufsammlung, Aufstellung, Heimatschutz, Kundmachung u. dgl. können fast durchwegs als vorbildlich bezeichnet werden; wenn im Nachfolgenden Einzelheiten kritisiert und bemängelt werden, soll dadurch der Wert des Buches nicht herabgedrückt, sondern eine Richtigstellung in einer sicherlich in Bälde notwendigen zweiten Auflage angeregt werden.

Daß für Heimatmuseen — und der Verfasser hat in erster Linie die Volkskunde im Auge — sich alte Gebäude weit besser eignen als geschmacklose Neubauten, sei ohne weiters zugegeben; immerhin muß darauf verwiesen werden, daß gewölbte Räume meist schlechtes Licht haben und feucht sind, ungewölbte alte Räume oft der Feuersicherheit ermangeln und auch sonst nicht ungefährlich sind (Deckeneinsturz im Kremser Museum).

Außer Zweifel steht, daß parteipolitische Erwägungen und Einflüsse bei Heimatmuseen, wie der Verfasser verlangt, vollständig ausgeschaltet werden; andererseits ist ihm selbst diese Einstellung nicht vollständig gelungen; als eingefleischter Pazifist stellt er sich feindlich zu allen Kriegserinnerungen und vergißt, daß auch in diesen, besonders in Waffeninschriften u. dgl. sich ein wichtiges Gebiet der Volkskunde widerspiegelt. So verschweigt Dr. Lang, der überhaupt Privatsammlungen, obwohl sie häufig wie in Krems, Eggenburg, Mistelbach, Hollabrunn, Baden, Gmünd u. a. O. den Grundstock der Heimatmuseen bildeten, nicht sehr gewogen zu sein scheint, vollständig die Mös'mersche Kriegssammlung in Retz; diese enthält nicht nur Waffen und Ähnliches, sondern auch in seltener Vollständigkeit Kriegsaufrufe, Werbeplakate, Feldzeitungen, Feldbriefe und von Fliegern abgeworfene Drucksachen und gewährt daher einen tiefen Einblick in die Volksseele; Dr. Lang vergißt, daß gerade im Falle des Durchdringens der pazifistischen Ziele der ethische Wert dieser Sammlung ins Ungemessene steigen müßte.

Bei Aufzählung der Heimatmuseen ist zu tadeln, daß kleinere Museen in unverhältnismäßiger Weise auch durch Bildermaterial hervorgehoben, während größere und wichtigere Museen, wie beispielsweise das Tiroler Volkskundemuseum, oft nur kurz abgefertigt werden, sowie, daß alte Ortsansichten und einzelne zufällig bei der Gemeinde aufbewahrte Gegenstände (Waffen, Innungstruhen und Fundstücke) als „Heimatmuseum“ bezeichnet werden, es sei auf Efferding, Gars, Scheibbs, Zistersdorf, Windischgarsten, Stillfried und Ybbs verwiesen.

Die übermäßige Betonung des Lehrzweckes der Museen dürfte auch nicht allseitigen Beifall finden; entschieden abzulehnen ist der Vorschlag, daß jedes der zahlreich aufschießenden Heimatmuseen eine zoologisch-botanische

Sammlung anlegen soll; dies müßte entgegen den Forderungen des Naturschutzes zu einer Ausrottung seltener Tier- und Pflanzenformen führen.

Sehr zu begrüßen sind die Anleitungen über Lage und Besuchszeit der Museen, da jeder Heimatfreund schon die Unannehmlichkeit empfunden haben wird, wenn er in einem Orte von Pontius zu Pilatus laufen mußte, bis er endlich eine mitleidige Seele fand, die ihm die Pforten des Museums erschloß.

Und nun zur Besprechung der einzelnen Museen:

Baden: Hervorzuheben ist die reiche Sammlung der „Badensia“, die einen hervorragenden Einblick in das frühere Kurleben der Stadt bildet. Ein entschiedener Mißgriff war die Erwerbung der Kiesling'schen volkskundlichen Sammlung, deren Bestandteile als Fremdkörper gegenüber dem einheimischen volkskundlichen Material wirken, das sich an die alpine Kultur anlehnt, während die Kiesling'schen Sammelobjekte aus der Umgebung Drosendorfs den eigenartigen Waldviertlercharakter deutlich aufweisen.

Die angeblich reichste Sammlung von niederösterreichischen Faßböden wird von der des Kremser (und vermutlich auch des Klosterneuburger-) Weinmuseums weitaus übertroffen.

Drosendorf: In Krems befindet sich leider wohl nur der kleinste Teil der Kiesling-Sammlung.

Eggenburg: Hervorhebung verdienen die streng getreu eingerichteten Bauernstuben, sowie die Sammlung bäuerlicher Webereien und Stickereien, die nirgends auch nur in ähnlicher Reichhaltigkeit besteht. Irrig werden die färbigen Brantweinfläschchen als „Angster“ bezeichnet. Hervorzuheben wäre noch die Erwerbung der volkskundlichen Krahuletz-Sammlung durch die Stadtgemeinde, sowie der Umstand, daß ein reich illustrierter Katalog besteht. Weder das Eggenburger, noch das Kremser Museum wurden einer Abbildung würdig befunden.

Krems: Nicht „Weinberggaiß“, sondern „Weinbeergaiß“. Auch das Kremser Museum hat in der Landstraße ein schön geschmiedetes Schild, das den Weg zum Museum weist. Hervorhebung hätte das Kremser Schmidt-Zimmer verdient.

Mistelbach: Das Museum, welches in einem der wenigen alten Häuser der Stadt neu aufgestellt wurde, hat die reiche Kudernatsch-Sammlung aus Poysdorf erworben und nimmt heute einen achtungsgebietenden Rang unter den Heimatmuseen ein. An der Spitze steht Rechtsanwalt Dr. Steinbauer.

St. Pölten: Befremden muß, daß das Diözesanmuseum, welches in seinen Glasmalereien, gotischen Bildern und religiösen Gegenständen einen Schatz niederösterreichischer Kunst enthält, mit keinem Worte erwähnt wird; es teilt in dieser Hinsicht das Schicksal des Herzogenburger und Zwettler Stiftsmuseums, die neben kirchlicher Kunst, prächtige prähistorische Funde, sowie zahlreiches volkskundliches Material enthalten und daher unverdient übergangen wurden. Dasselbe gilt auch von den Schloßmuseen in Ottenstein, Raabs, Steyr und Rosenberg.

Retz: Die Windmühlen stehen unter Denkmalschutz. Das Heimatmuseum würde einen idealen Platz im alten Rathause haben, während das Kriegsmuseum auch im neuen Hause günstige Wirkung hätte.

In Raabs wurde im Herbst ein Heimatmuseum, in Klosterneuburg das Weinmuseum eröffnet. Das städtische Museum in Klosterneuburg wurde in einem neuen Heim untergebracht.

Das wären in Kürze die Richtigstellungen und Ergänzungen, die bei einer Neuauflage Berücksichtigung finden sollten; dem Verfasser bleibt das Verdienst gewahrt, als Erster das bisher fast unbekannte Gebiet der Heimatmuseen der Allgemeinheit erschlossen und den Verwaltungen dieser Museen die richtigen Aufgaben und Ziele gewiesen zu haben.

Das Volkslied in der tschechoslowakischen Republik.

Herausgegeben von der Staatsanstalt für das Volkslied in der CSR.

C. Deutsche Lieder.

Dr. Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde.

In Kommission bei J. G. Calve in Prag. 1. Lieferung. Kc 25.—.

Im Jahre 1905 wurde das Volksliedunternehmen im k. k. Unterrichtsministerium ins Leben gerufen, dessen Tätigkeit nach dem Umsturze in Oesterreich und in der Tschechoslowakei, dort durch die Staatsanstalt für das Volkslied, weitergeführt wird. Von dieser 25jährigen Sammeltätigkeit bekam man aber wenig zu sehen. Wohl gaben die Arbeitsausschüsse Tätigkeitsberichte mit vier- und fünfstelligen Ziffern heraus, das Material aber wurde in Archive gesperrt, wo es noch heute ruht, nur für wenig Auserwählte zugänglich. Schon vor dem Kriege war die Sammlung der Gottscheer Lieder abgeschlossen und harnte des Druckes¹⁾. Sie ging aber von einem Referenten zum anderen, von einem Unterausschuß zum andern; da kam der Krieg dazwischen und jetzt ruht die Sammlung wieder in einem Archiv. Auch Pommers Sammlung steirischer Tanzweisen liegt seit dem Jahre 1913 druckfertig — im Archiv. Bloß vier kleine Bändchen, mit je 20 bis 30 Liedern, sie sind übrigens so teuer, daß sie niemand kauft, sind bis jetzt erschienen²⁾. Da sind zwei Veröffentlichungen wärmstens zu begrüßen: die im Herbst erscheinende Bibliographie des niederösterreichischen Volksliedes, die das Material des Niederösterreichischen Arbeitsausschusses verwertet, herausgegeben von Dr. Hummel, und die vorliegende Sammlung von Volksliedern aus dem Böhmerwalde.

Diese Ausgabe ist die Frucht einer jahrzehnte langen Sammeltätigkeit. Die planmäßige Aufsammlung der Lieder begann schon in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, angeregt durch Univ.-Prof. Dr. Adolf Hauffen,

¹⁾ Zsch. Das deutsche Volkslied, Jg. 1912, S. 74: — Der Band deutscher Volkslieder aus Gottschee wird demnach den Reigen der Volksliederveröffentlichungen des Unterrichtsministeriums eröffnen. Aller Wahrscheinlichkeit wird er noch in diesem Jahr (1912!) erscheinen....

²⁾ Kleine Quellenausgabe des österreichischen Volksliederunternehmens. Ein Band geheftet von S 3.50 bis 5.—, geb. von S 7.50 bis 9.—!

und war bis zum Jahre 1914 so weit gediehen, daß Dr. Gustav Jungbauer mit den Arbeiten zur Herausgabe betraut werden konnte. Der Krieg machte aber alle Pläne zunichte. Nach dem Kriege setzte die Sammeltätigkeit aber mit erneutem Eifer wieder ein. Durch diese mehr als dreißigjährige Arbeit kam eine solche Fülle von Liedern zusammen, daß nur ein Teil davon in dieser Sammlung Berücksichtigung finden konnte. Die geistlichen Lieder, die geschichtlichen und Soldatenlieder, sowie die Kinderlieder wurden ausgeschieden, da sie viel Gemeinsames mit den Liedern des übrigen sudetendeutschen Gebietes haben. Diese Lieder sollen später als eigene Bände des großangelegten Werkes über das deutsche Volkslied in der CSR. erscheinen.

Die Lieder dieser Sammlung stammen aus den an Bayern und Oesterreich grenzenden deutschen Teilen der Gaue Pilsen und Budweis, sowie aus der Sprachhalbinsel Neuhaus-Neubistritz. Diese Gebiete bilden sowohl geographisch als auch hinsichtlich der Mundart, Sitte und Brauch eine Einheit, die schließlich auch im Liederschatz ihren Ausdruck findet. Durch den lebhaften Verkehr zwischen dem Böhmerwald und Oesterreich kamen auch viele alpenländische Lieder, wie Alm- und Wildschützenlieder in den Böhmerwald und erhielten sich dort oft in besseren Fassungen als im Mutterlande. Heute ist dieser Verkehr durch die neue Staatsgrenze ganz ausgeschaltet. Allerdings wird dadurch auch der Zustrom des nicht gerade wertvollen Wiener Liedes unterbunden.

In diese Ausgabe wurden 700 Lieder und über 3000 Schnaderhüpfel aufgenommen. Sie sind in folgender Weise angeordnet:

- | | |
|-------------------------|--------------------------|
| 1. Alte und neue Mären, | 6. Ständelieder, |
| 2. Liebesfreud, | 7. Spott und Scherz, |
| 3. Liebesleid, | 8. Trunk und Tanz, |
| 4. Derbsinnliches, | 9. Volkstümliche Lieder, |
| 5. Hochzeit und Ehe, | 10. Schnaderhüpfel. |

Daran schließen sich Verzeichnisse der Anfangszeilen, der Singweisen u. a. m.

Die erste Lieferung, die jetzt vorliegt, bringt nach einer Einleitung über Geschichte und Einteilung der Sammlung bereits 32 Sagenlieder. Jedem einzelnen Liede, das oft in mehreren Fassungen gebracht wird, ist eine genaue Literaturangabe beigelegt. Zuerst kommen alte Balladen vom Nachtjäger, vom Jäger, der im Walde ein Mädchen verführt, dann das Brombeerlied, das Lied von den drei Schreien, vom Grafen und von der Nonne, vom Lindenbaum oben breit und unten schmal, das Lied vom Töchterlein des Pfalzgrafen am Rhein, von des Müllers Tochter, vom Rothusar, die Ballade von Tannhäuser, vom Schloß in Oesterreich, von der Rabenmutter, die ihr Kind aussetzt, um in Ehren heiraten zu können. Anschließend kommen neuere erzählende Lieder. Als lehrreiches Beispiel, wie Volkslieder entstehen, kann das Lied Nr. 27 dienen, das in drei Fassungen abgedruckt ist. Es handelt von einem Bauernburschen, der nachts beim Fenster seiner Geliebten von feindlich gesinnten Burschen erschlagen wurde. Die erste Fassung wurde von einer Dienstmagd gedichtet, die alle Einzelheiten genau kannte. Als Vorbild dienten ihr Grab-

lieder, aus welchen sie auch gewisse Wendungen entlehnt hat. Die zweite Fassung ist schon etwas gekürzt und abgeschliffen. Die dritte hingegen ist schon recht allgemein gehalten; der Dichter wußte augenscheinlich die Vorgeschichte des Liedes nicht mehr.

Es ist nur zu wünschen, daß das hervorragende Werk — aus dem „Jungbauer“ wird sicher ein zweiter „Erk-Böhme“ — rasch fortschreitet.

Karl Horak.

Literatur der Volkskunde.

Julius Schaffier: Der lachende Volksmund. Scherz und Humor in unsern Sprichwörtern, Wörtern und Redensarten. Ferd. Dümmler's Verlag. Berlin und Bonn 1931.

Allerlei Sprichwörterhumor und scherzhafte Wörter und Redensarten, die sich mit Dummheit und Faulheit, mit Liebe, Essen und Trinken, mit Berufsneckereien und Standeswitzen, mit körperlichen Eigenheiten u. dgl. m. mehr oder minder witzig auseinandersetzen, sind in diesem Büchlein zusammengetragen. Es ist so eine recht unterhaltsame Lektüre geworden, die aber doch zugleich von der humoristischen Ader im Volksgeist einen recht guten Begriff gibt. Der Volkskundler wird gern in diesem Büchlein blättern.

Prof. M. Haberlandt.

Deutsche Volkskunde im außerdeutschen Osten. Vier Vorträge von G. Brandsch, G. Jungbauer, V. Schirmunski und E. von Schwarz. Berlin und Leipzig. Walter de Gruyter & Co., 1930.

Die wissenschaftliche Erforschung deutschen Volkstums außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, längst angebahnt und von vielen treuen Söhnen der deutschen Diaspora mit schönen Ergebnissen gepflegt, neu zu beleben und zu vertiefen, ist die Aufgabe und die rühmliche Absicht vorstehender vier Aufsätze, die sich mit dem Deutschtum in Siebenbürgen, in der Tschechoslowakei, in Ungarn und in den Staaten der Sowjetunion und den weiteren Notwendigkeiten seiner volkskundlichen Erforschung beschäftigen. Es sind durchwegs berufene Fachmänner, die hier das Wort ergreifen, nachdem sie ihre Ausführungen bei der Berliner Tagung des Verbandes deutscher Volkskundevereine, im Oktober 1929, unter einmütiger Zustimmung der Versammelten vorgetragen haben. Mögen diese programmatischen Ausführungen recht vielseitigen und erfolgreichen Widerhall in den breitesten deutschen Kreisen des betreffenden Auslandes finden.

Prof. M. Haberlandt.

Walter Kuhn: Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. (Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur. Herausgegeben von Georg Schreiber. Heft 26/27). Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster i. W., 1930. 244 S.

Die Nachkriegszeit hat eine bis dahin ganz unbekannte, rege Beschäftigung mit Sprachinselfragen gebracht. Die Gründe hierfür hat W. Kuhn zu Beginn seiner grundlegenden, leider viel zu wenig bekannten Arbeit „Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel“ (Deutsche Blätter in Polen, III., Posen 1926, S. 65 ff) dargelegt, auf der sein neues Werk aufbaut, das er mit Recht einen „Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung“ nennt. Denn die frühere, rein geschichtliche Betrachtungsweise hat sich bei den Sprachinseln, die gewöhnlich keine bewegte Geschichte aufweisen, nicht bewährt. Im Sprachinselleben liegt das Schwergewicht in den biologischen Vorgängen, in den vegetativen Kräften, die jedem Volke und seinen Teilen von Natur aus innewohnen, die den Menschen triebhaft, oft ohne sein Zutun und ohne seinen Willen führen, die unbewußt und naturhaft in ihm wirken. Dem Gelehrten, der die Untersuchung in dieser Richtung vornimmt, genügen die schriftlichen Quellen, die Akten mit ihren trockenen Angaben über den Hergang der Besiedlung nicht mehr. Er muß sein Augenmerk auf die mündliche Ueberlieferung und auf den gegenwärtigen Bestand wenden, er muß die volkskundliche und statistische Methode in den Vordergrund rücken. Von diesem Grundsatz ausgehend, hat Kuhn durch wiederholte Bereisung der deutschen Sprachinseln Galziens eine Fülle von Stoff zustandegebracht, den er, bereichert durch die gründlich ausgeschöpften literarischen Quellen, in seinem Buche auswertet. Es zerfällt in die Abschnitte: Die Umwelt. Die Besiedlung. Wirtschaft. Bevölkerungsbewegung. Religiöse und nationale Verhältnisse. Nationale Organisation. Schrifttumsverzeichnis. Beigegeben ist ein Ortsverzeichnis und eine Siedlungskarte. Ferner enthält das Buch, zu dem Dr. E. Winter ein einführendes Vorwort geschrieben hat, 5 Textkarten und 11 statistische Tabellen.

Den Kernpunkt bilden die zwei für alle Sprachinseln wichtigsten Fragen: 1. Der Unterschied in der Herkunft der Kolonisten, hier der zwischen den aus Südwestdeutschland und namentlich aus der Rheinpfalz stammenden Pfälzern und den aus dem Böhmerwald und dem Egerland stammenden Deutschböhmen, zu welchen noch eine kleine Gruppe von Schlesiern kommt. 2. Der Unterschied in der Umwelt zwischen Polen und Ukrainern. Zum ersten Punkte wird ausführlich der aus Stammesanlage, verschiedener Kulturstufe und verschiedener Art der Ansiedlung sich ergebende Gegensatz zwischen den Pfälzern und Deutschböhmen behandelt und anschaulich gezeigt, wie sich der primitiver eingestellte Böhmerwäldler und Egerländer, der zurückhaltender, vielleicht aus mißtrauischer als der bewegliche, aber auch weniger widerstandsfähige und unzuverlässige Pfälzer ist, besonders gut im Sprachinselpampf bewährt hat und auch für die Zukunft die besseren Voraussetzungen bietet. Bei den Deutschböhmen ist auch der Bevölkerungszuwachs am größten. Kuhn hat berechnet, daß von 1846 an die Deutschböhmen auf das Dreieinhalbfache, von 2000 auf 7000, angewachsen sind, während die evangelischen Pfälzer nur wenig, von 23.600 auf 24.700 zugenommen haben und die katholischen Pfälzer sogar von rund 13.800 auf 11.000 zurückgegangen sind. Am stärksten sind die Verluste der Schlesier, von welchen bloß etwa 200 von 900 Einwanderern übriggeblieben sind. Beim zweiten Punkt spielt das verschiedene Kulturgefälle gegenüber Polen und Ukrainern eine entscheidende Rolle. Die deutschen Siedler inmitten einer ukrainischen Umgebung bewahren ihr Volkstum besser. Gegenüber den polnischen Dorfbewohnern zeigen die

Deutschen große seelische Widerstandskraft, aber gegenüber der polnischen Stadtkultur weisen nur die Deutschböhmen die gleiche Kraft auf, während sie für die Pfälzer gefährlich zu werden beginnt. Wiederholt geht Kuhn auch auf die volkskundlichen Auswirkungen dieser Unterschiede ein. Leider mußte aus Rummangel der meiste volkskundliche Stoff, dessen Bearbeitung der langjährige Mitarbeiter Kuhns, Alfred Karasek und Josef Lanz übernommen hatten, zurückgestellt werden. Trotzdem ist das Buch in der vorliegenden Gestalt auch für den Volkskundler richtunggebend. Denn die Sprachinselvolskunde kann nur auf einer Sprachinselkunde aufbauen, wie sie Kuhn vertritt.

Gustav Jungbauer.

Dr. Erich Fausel: Das Zipser Deutschum. Geschichte und Geschehnisse einer deutschen Sprachinsel im Zeitalter des Nationalismus. Schriften des Institutes für Grenz- und Auslandsdeutschum an der Universität Marburg, Heft 6, Jena 1927, Verlag Fischer. 126 Seiten, mit 2 Kurven im Text und 2 Karten. Preis broschiert M. 7.—.

Das Buch gibt ein Lebensbild des Zipser Deutschums im Zeitraume seit etwa 1800, der Zeit also, wo die ständische Ordnung der Gesellschaft und des Sprachinsellebens im besonderen abgelöst wurde durch die neu aufsteigenden Kräfte der Demokratie und des Nationalismus. Durch die nun beginnende Auseinandersetzung mit dem magyarischen Nationalgedanken ist der folgende Abschnitt der Geschichte der Zips gekennzeichnet und von der Vergangenheit abgehoben.

Die geographisch-historische Grundlegung gibt in knapper Zusammenfassung die ältere Geschichte der Zipser und weist namentlich auf jene Punkte hin, in denen ihre Entfremdung vom deutschen Staate und Muttervolke einsetzte, vor allem die von den Habsburgern durchgeführte Gegenreformation, welche die Deutschen in die Bundesgenossenschaft des reformierten magyarischen Adels trieb. Ein zweiter Abschnitt behandelt die fremdvölkische Umwelt, hervorzuheben ist hierbei die Schilderung der Slowaken, Juden und Magyaren. Auf dieser Grundlage baut sich die Darstellung der neuen Entwicklung des Zipser Deutschums auf. Im 19. Jahrhundert vollzieht sich der geistige Anschluß an das Magyarentum, ein Markstein ist die Revolution von 1848, bei der die Zipser in den vordersten Reihen des Kampfes gegen die Habsburger stehen, der Heerführer der Ungarn Görgey, ist Zipser, der zeitweise das Deutsche zur offiziellen Sprache des Heeres machte, da er die magyarische Sprache nur schlecht beherrschte. 1876 wird die rechtliche Sonderstellung der Zipser Städte beseitigt, mehr und mehr magyarisiert sich die Intelligenz freiwillig.

Neben der Gefahr der Magyarisierung steht die der Slowakisierung, die nicht wie die erstere ein Vorgang auf geistigem Gebiete, eine Auseinandersetzung mit der städtischen Schicht des fremden Volkes ist, sondern ihre Ursachen hat in der wirtschaftlichen Lage, der Verwendung slawischer Dienstboten, der geringeren Geburtenhäufigkeit und stärkeren Abwanderung der Deutschen usw. Die Slowakisierung betrifft nicht die Oberschicht der Deutschen, sondern die breite Grundlage des Bauerntums, und wird dadurch besonders gefährlich.

Als erhaltende Kräfte wirken einzelne Teile des Volksgutes: Tracht, Volkslied und vor allem die Zipser Mundart, deren Pflege gerade durch die seelische Entfremdung von der deutschen Kultur gefördert wird. Der Anfall des Landes an die Tschechoslowakei schaltete die magyarischen Kräfte zum größten Teile aus, ein Teil der magyarisierten deutschen Oberschicht wanderte nach Rumpfungarn ab, bei den anderen beginnt die Wiederbesinnung auf die deutsche Art und der Anschluß an die übrigen Deutschumsgruppen des neuen Staates, allmählich überwindet das Zipser Deutschtum die magyarische Zeit.

Die Darlegungen sind reichlich mit statistischen Zahlen unterbaut, das Buch ist dadurch teilweise methodisch wegweisend für die Sprachinselforschung. Den Schluß bilden 13 Tabellen und 2 graphische Darstellungen.

Beachtenswert ist auf Seite 5 die Heranziehung von Tatsachen der neueren Kolonisationsgeschichte zur Erklärung der mittelalterlichen. Abzulehnen ist dagegen die Vermutung, daß die Zipser keine Neu-, sondern Nachsiedler gewesen seien, weil in ihrem Gebiete die Ortsnamen auch — reut und — rode fehlen (S. 4). Bedenklich erscheint auch der Versuch (S. 16), die Zahlen der deutschen, slowakischen und magyarischen Familiennamen in den Steuerkonskriptionen von 1715 und 1720 zur Feststellung der damaligen Nationalitätenverhältnisse heranzuziehen. An dem Falle der Kremnitz-Probener Sprachinsel, bei der die nationalen Verhältnisse viel einfacher und eindeutiger sind, läßt sich zeigen, wie wenig dieses Verfahren brauchbare Ergebnisse liefern kann (vergleiche Kuhn, das Deutschtum der Kremnitzer Gegend in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in (Karpathenland, Jahrgang 3, Heft 3, Reichenberg 1930). Dadurch wird die an sich unwahrscheinliche Annahme der Rückgermanisierung einer Reihe von Ortschaften seit 1720 hinfällig. Eine Quelle zweifelhaften Wertes für die historische Nationalitätenstatistik sind auch das „lexikon universorum regni Hungariae locorum“ von 1773 (von Fausel nach einem Manuskript des Käsmerker Lyzeums von 1775 benützt, aber schon 1920 von der ungarischen Friedensverhandlungskommission herausgegeben) und Korabinskys Geographisch-historisches und Produktenlexikon von Ungarn von 1786 (vergleiche diesbezügl. ebenfalls die oben genannte Arbeit.)

Walter Kuhn.

Wührer Karl: Romantik im Mittelalter. Beitrag zur Geschichte des Naturgefühls, im besonderen des 10. und 11. Jahrhunderts. Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Wien, herausgegeben von Alfons Dopsch, Nr. 6). Verlag Rudolf Rohrer, Baden—Wien—Leipzig—Brünn 1930. 76 S.

Die Schrift betrachtet eine Seite des frühmittelalterlichen Geisteslebens, die besonders geeignet erscheint, das Empfinden jener Zeit dem Menschen der Gegenwart näher zu bringen: das Verhältnis des Mittelalters zur Natur, die Liebe zu ihr und den Sinn für ihre Schönheiten. Nachdem der Verfasser das Naturgefühl der Romantik gekennzeichnet hat, sucht er bei den Menschen des 10. und 11. Jahrhunderts die nämlichen Züge (Sehnsucht nach der Natur, Hang zur Einsamkeit in ihr, Grauen vor der Natur, Vorliebe für Mond- und Nachtstimmungen) durch eine Reihe von Stellen aus prosaischen und nament-

lich poetischen Schriften nachzuweisen. Sollte jedoch nicht die stark primitiv-dämonistische Einstellung des mittelalterlichen Menschen in seinem Verhältnis zur Natur, trotz der in der fleißigen und durchaus lesenswerten Arbeit hervor-gehobenen Uebereinstimmungen, einen innerlichen und wesentlichen Unterschied seines Naturgefühls von dem des Romantikers bedingt haben?

Dr. Eduard Weinkopf.

Hermant P. u. Boomans D.: *La Médecine populaire* (Bulletin du service de recherches historiques et folkloriques du Brabant. 8. Jahrgang, Nr. 43-45). Mit einem Vorwort von A. Marinus. Brüssel 1928. 16 + 240 S.

Die Verfasser gehen in den einzelnen Kapiteln von den volksmedizinischen Verhältnissen ihrer Heimat Brabant aus und stellen dann zahlreiche Parallelen von anderen europäischen und von Naturvölkern, sowie von den großen Kulturen des Altertums daneben. In der Einteilung des Stoffes führen sie die volkstümlichen Heilmittel und -methoden auf drei Prinzipien zurück: das Analogieprinzip, die materielle und die dämonistische Auffassung der Krankheiten. In der ersten Gruppe wird, als Ähnlichkeitszauber, auch das Einknoten der Krankheit behandelt, desgleichen, als Ersatz des Knotens gedeutet, die Verwendung eines Ringes oder Metallreifens oder bloß einer ungeknüpften Schnur. Der zweite Hauptabschnitt beschäftigt sich mit der Auffassung der Krankheiten als Würmer oder anderer Kleintiere, als „Gift“, als Folge eines geisterhaften Pfeilschusses oder Stiches, als eines Fremdstoffes, der abgewaschen, weggeblasen oder an einer engen Stelle abgestreift, mit einem Kleidungsstück des Kranken abgelegt, auf andere Menschen, auf Tiere, Pflanzen oder Dinge übertragen werden kann. Daran schließt sich ein Abschnitt über das Blut als Heilmittel, das als Seelenträger Leben und Gesundheit bringe, und ein Kapitel über die Berührung von Leichnamen, die dahin erklärt wird, man könne den in dem noch nicht verwesenen Leichnam enthaltenen Lebensrest als Heilfaktor benützen. Unter der Überschrift „Animistische Auffassung“ wird von den Krankheitsdämonen und den Mitteln, sie zu vertreiben (Abscheu oder Schmerz erregende Dinge, Beschwörungen, Gebete, Kultgegenstände, Eisen, Kräuter, kirchliche Dinge, Beobachtung mystischer Zahlen und Zeiten) gehandelt. Ein Kapitel über die verschiedenen Arten von Volks-Heilkünstlern und eine alphabetische Krankheitenliste mit den verschiedensten in Brabant dagegen angewandten Hausmitteln machen den Beschluß.

Leider ist die Bearbeitung des mit großem Fleiß und ausgebreiteter Belesenheit zusammengetragenen Stoffes keine sehr tiefgehende zu nennen. Das weitverbreitete Verzehren von Mäusen durch Bettnäher wird nicht darin begründet, daß die Maus Seelentier ist, sondern aus „Analogie der Bewegung“ gedeutet: Der Kranke soll die Mäuse, die er verzehrt, selbst fangen, damit er auch den Harn „anhalten“ lerne! (S. 16). Die gewaltige Bedeutung der Verstorbenen als Krankheitsursache für den Primitiven bleibt von den Verfassern ebenso unbeachtet wie die magische Heilkraft der menschlichen Emanationen und Absonderungen der „äußeren Seele“ (the external soul), wie Frazer sie genannt hat. Nicht der Absicht, mit ihrer Hilfe den Krankheitsdämonen durch Ekel zu vertreiben, sondern der magischen Wirkung der ihnen anhaftenden „äußeren Seele“ verdanken das „goldene Pflaster“ und der schmutzige Strumpf

als Halswickel (S. 137) ihre volksmedizinische Verwendung. Daß der Gichtleidende einen Hund oder eine Katze bei sich schlafen läßt, damit seine Krankheit auf die Tieren übergehe (S. 89), kommt ebenso wenig von den Römern her, wie das Auflegen eines halbierten Huhnes von Dioskurides oder Celsus (S. 93); die Verfasser belegen doch selbst auf den folgenden Seiten die Weltverbreitung des letztgenannten Heilbrauches Beide Praktiken sind eben Elementargedanken entsprungen.

Als reiche Quelle von allen Enden der Welt her zusammengetragenen literarischen und aus dem Volksmund geschöpften Materials ist die Arbeit, namentlich für vergleichende volksmedizinische Studien, recht nützlich und somit verdienstlich.

Dr. Eduard Weinkopf.

Europäische und vergleichende Völkerkunde.

Louise Hagberg: „Vast emot“. Fataburen. Stockholm 1929. Seite 12—45 (Schwedisch mit deutscher Zusammenfassung.)

Warren R. Dawson: The Custom of Couvade. Manchester University Press 1929.

Grafton Elliot Smith: The migrations of early culture. 2. Druck. Publications of the University of Manchester Nr. CII. Ethnological Series Nr. I, 154 Seiten, 2 Karten.

D. Zelenin: Das Worttabu beiden Volksstämmen Ost-europas und Nordasiens. Erster Teil. Verbote auf der Jagd und anderen Erwerbszweigen. Zbornik des Museums für Anthropologie und Ethnographie, Leningrad. Bd. VIII, 1929. 151 Seiten.

Hans Findeisen: Die Fischerei im Leben der „altsibirischen“ Völkerstämme. Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1928. 73 Seiten, 49 Abbildungen.

Mehr und mehr trägt nun auch die Ethnologie der Notwendigkeit einer vergleichenden Betrachtung und Berücksichtigung der von der Volkskunde mit viel feinfühligere Methoden und psychologischen Erkundungsmöglichkeiten erarbeiteten Erkenntnisse in der Anlage ihrer Arbeiten Rechnung. Je mehr solche Furten von der Volkskunde Europas in das weite Land der Völkerkunde führen, umso besser werden sich kulturgeschichtliche Haltepunkte auf dem noch recht unwegsamen Gelände der „Primitivität“ festlegen lassen. Stoff und Grundnetz für derlei geschichtlich vertiefte Völkerkunde können aber wohl nur die Volksforscher selbst beibringen, wie sich deren nun schon eine erhebliche Anzahl auf die „ethnologischen“ Probleme Europas eingestellt hat, so vor allem die schwedische Forschung, die mutvoll auch für die geistige Kultur in klarer wissenschaftlicher Methodik jahrtausendealten Mutterboden mit kundiger Hand aufzugraben weiß. Die angeführte Arbeit L. Hagberg zeigt, wie die magische Abwehr, die von allem Spitzigen ausgeht, älter ist als der Stoff, aus dem heute Messer, spitze und schneidende Dinge gefertigt werden, als Eisen und Stahl und zieht aus dem Gebrauch des Hagdorns für primitive Verteidigungsanlagen, wie auch

als Bewachung von vorgeschichtlichen Grabhügeln sehr bedeutungsvolle Schlüsse für das Alter dieses Aberglaubens in Europa.

Ebenso sehen wir in England diese Saat aufwachsen, die der von der Alt-Philologie kommende führende Ethnologe J. G. Frazer in seinem Monumentalwerk gelegt hat. Denn über allen Schul- und Methodenstreit hinweg ist es der gleiche Weg der Einfühlung, wenn die angezogene vergleichende Darstellung von W. R. Dawson über das Männerkindebett von einer eingehenden sehr beachtenswerten Erörterung keltischer Ueberlieferungen ihren Ausgang nimmt, wobei die Verbindung folgerichtig zunächst mit den mittelländischen Riten gesucht wird. Wir halten den Weg der Historisierung ethnologischer Tatsachen hierin nicht ein- für allemal als richtig abgesteckt, aber schon das Unternehmen verheißt einen Fortschritt. So mag auch der Versuch der Bildung einer Wanderschicht, die Megalithbauten und Sonnenkult, Mumifizierung und andere Riten umfaßt, als deren Ursprungsgebiet von G. E. Smyth, Aegypten angesehen wird, vorerst recht problematisch und vor allem relativ oberflächlich erscheinen, man wird dabei aber von historischen Blickfeldern her immer noch weiter kommen als von einer bloß vorausgesetzten Urkultur. Umgekehrt kann die Erforschung der urtümlichen Lebenskreise Europas nur fortschreiten, wenn hier die Beziehung zu den weltanschaulich noch klarer gefügten Lebenskreisen außerhalb Europas, — namentlich in Nordasien ausgebaut wird. Die finnische Volkskunde hat sich da schon als unentbehrliche Brücke zur Erkundung kultureller Grundfunktionen des Völkerlebens dieser Gebiete erwiesen, und ebenso bietet nunmehr die Arbeit D. Zelenins, des bestbekannten Verfassers der „Russischen Volkskunde“, über die Geistigkeit des sibirischen Jägertums, — denn mindestens soviel umfaßt die in ihrem Titel so anspruchslose Arbeit — psychologische Aufschlüsse wertvollster Art auch für europäische Anschauungen. Dort wo Jägertum Lebensgrundlage ist, haben alle für die Erbeutung des höchst geruchsempfindlichen Wildes notwendigen Tabus und Meidungen noch unmittelbaren erlebnismäßigen Charakter: an ihrer Ablagerung im Aberglauben und im Leben der Sprache zeigt sich dann die Wirksamkeit der Weltanschauungen im Sinne einer Interpretation animistica, mythologica usw. durch die der Erlebnisstoff jeweils in besonderer Art vergemeinschaftet und ausgebeutet wird. Was die Ethnologie an gut bereitgestelltem Quellenstoff schon aufzuweisen hat, ist allerdings nicht besonders erheblich und gerade exakte Fragestellungen erweisen seine Lücken. Es ist ein Verdienst der Arbeit von Findeisen, daß sie solchem positiven wie negativen Erkennen im Lebenskreise des Fischfanges Raum gewährt, der keineswegs sehr einheitlich uns entgegentritt, je nach der Fischgattung, die Ertrag verspricht, nach Fangmethoden und namentlich nach der geistigen Verarbeitung dieses Lebenserwerbs in der Mythologie und im Gemeinschaftsleben vielmehr recht unterschiedliche Zu- und Umständen erkennen läßt. Ueberflüssig zu sagen, daß man mit den bisherigen Erhebungen sich auch wohl kaum beruhigen kann, daß aber nur Fortschreiten in der Feldforschung nicht aber Deduktion, die heute in ethnologischen Systemen eine so große Rolle spielt, einen Fortschritt der Wissenschaft bedeuten wird, der auch anderen Erdräumen auf dem Wege vergleichsweiser Betrachtung zugute kommen wird.

A. Haberlandt.

L. Lévy-Brühl: *Die Seele der Primitiven.* Autorisierte Uebersetzung von E. Werkmann. XI und 367 S. (W. Braunmüller, Wien 1930.)

Hat Lévy-Brühl seine anderweitigen Untersuchungen dem Werden und der begrifflichen Struktur des Denkens des Primitivmenschen im allgemeinen zugewendet, so erläutert er in diesem Buche die primitive Vorstellungswelt insbesondere im Hinblick auf die mystische Vervielfältigung oder Gleichsetzung des Individuums mit Erscheinungen und Wesen seiner belebten Umwelt und seine primäre Solidarität mit seiner Bluts- und Sippengemeinschaft. Bemerkenswerte Erkenntnisse fallen hierbei für die Begründung von Levirat und Couvade wie auch der Blutrache ab. Wie sich das Bewußtsein von Inhalt und Grenzen der Persönlichkeit solchermaßen vervielfältigt und ausweitet, in letzterem Falle bis zum Gefühl einer physiologischen, ja fast körperlichen Zusammengehörigkeit der Mitglieder derselben Gruppe, ist mit behutsamster völkerpsychologischer Einfühlung und auch kritischem Bedacht hauptsächlich an afrikanischen, australischen und melanesischen Beispielen klargelegt. Doch kommen auch andere Erdgebiete im wesentlichen ohne Eklektizismus zu ihrem Recht, so wie eben psychologisch geübte Beobachter dort schon am Werke waren. Europa erscheint dabei nicht berücksichtigt. Angesichts der hier gleicherweise vorfindlichen Primitivvorstellungen möchten wir gleichwohl jedem, der etwa das mächtig aufgeschichtete Wissen des „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ völkerpsychologisch zu bewältigen sucht, das angelegentliche Studium dieses Buches empfehlen. Für die Bindung an die Umwelt durch mystische Kräfte, den großen Umkreis des Werwölferlebnisses und -Glaubens, das Doppelleben namentlich von Zauberer und Hexe, das Problem des Sterbens und des Schicksals des Toten sind hier noch so lebendige Erscheinungen ans Licht gerückt, daß der Kreis der einschlägigen europäischen Ueberlieferungen und starr gewordenen Ueberbleibsel hieran bestens gesichtet und eingeordnet werden kann.

A. Haberlandt.

Misch-Orend: *Von siebenbürgisch-sächsischer Bauernart.* Eine Wesensschau. Honterus-Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Hermannstadt, 1929.

Es war eigentlich kein kleines Wagnis, nach der ausgezeichneten siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde, die uns Adolf Schullerns 1929 gegeben, mit einem Umriß oder „Wesensschau“, wie die vorliegende Schilderung sie darstellen, hervortreten. Die nicht ganz klare Disposition des Werkchens, das in 15 Abschnitten (Siebenbürgen und seine Völker, das Verhältnis der Sachsen zu den anderen Völkern Siebenbürgens, das Verhältnis zur Stadt, das Dorfleben, Grundstimmung, Gemeinschaft, Liebe, Ehe, Verwandtschaft, Geselligkeit, Humor und Spott, Bildung, Formen, Rechtssinn, Wirtschaft, Volkskunst, die letzten Dinge, Rasse und Temperament, Volkspersönlichkeit) die sachliche und geistige Seite der Volkskunde berührt, läßt nicht recht erkennen, für wen die Schrift bestimmt ist. Für Schulzwecke scheint sie nicht sehr geeignet, mehr für ein schöngeistiges Publikum, das in angenehmer Form über dies tüchtige Volkswesen, das nun schon durch fast 8 Jahrhunderte seine Sprache und Volksart in vorbildlicher Weise mitten in fremdnationaler Umgebung bewahrt, mannigfachstes zu hören bekommt.

Prof. M. Haberlandt.